Zeitensprünge

Interdisziplinäres Bulletin
(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

2/2008

MANTIS VERLAG

Jahrg. 20, Heft 2, August 2008, ISSN 0947-7233

Titelbild: „Das markante Profil geradezu biblischen Charakters, das [...] seine Verwandtschaft mit den Mittelmeerkulturen einfach nicht mehr verleugnen kann" [Wuthenau, 164, Abb. 167]. Zum Aufsatz auf S. 459

Impressum:
Zeitensprünge ***Interdisziplinäres Bulletin***
(vormals ‚Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')
Mantis Verlag Dr. Heribert Illig
D-82166 Gräfelfing, Lenbachstraße 2a
Tel. 089 / 87 88 06
Fax: / 87 139 139
mantisillig@gmx.de

ISSN 0947-7233

Edition und Redaktion: Dr. phil. Heribert Illig
Contributing Editor: Prof. Dr. phil. Dr. rer. pol. Gunnar Heinsohn
Raphael-Lemkin-Institut für Xenophobie- und Genozidforschung
28344 Bremen, Universität FB 11, Postfach 330440
Tel. 0421/2183154 Fax: 0421/2182089 gheins@uni-bremen.de
Verlags-Homepage **www.mantis-verlag.de**
Stichwortverzeichnis und mehr: **www.chrono-rekonstruktion.de**
eingerichtet von Andreas Otte. Anmeldung über
andreas.otte@chrono-rekonstruktion.de
Im steten Ausbau **www.fantomzeit.de**
dort auch das **Aufsatzregister** der *Zeitensprünge*
Druckerei: Difo-Druck GmbH, 96052 Bamberg, Laubanger 15

Bezugsbedingungen:
Nach Einzahlung von 38,- € auf das Verlagskonto (außerhalb Deutschlands bitte 40,- € bar senden oder 44,- € überweisen) werden bei Erscheinen die drei Hefte des Jahresabonnements 2008 verschickt.
Alle früheren Hefte können einzeln nachgeliefert werden (€-Preise je nach Umfang zwischen 5,- und 12,-). **Jahrgänge**: **1989** = 17,50 €; **1990-1991** je 20,- **1992-1994** je 22,50,- ; **1995** = 27,50; **1996** = 30,- ; **1997-1998** je 32,50; **1999-2006** je 35,- , **2007** 38,-. Inlandsporto im Preis enthalten.

Copyright ©: Mantis Verlag Dr. Heribert Illig
Für unverlangte Manuskripte und Fotos keine Haftung
Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Dr. Heribert Illig
Namentlich gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Konto: 137238-809 Heribert Illig Verlag (zwingende Kontobezeichnung), Postbank München (BLZ 700 100 80)
EU-Überweisungen: IBAN: DE21700100800137238809 BIC: PBNKDEFF

Zeitensprünge

Interdisziplinäres Bulletin **Jg. 20, Heft 2**
(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart') **August 2008**

Editorial

Jahrestreffen der Zeitenspringer in Weimar: Es wird am **3. und 4. Oktober** stattfinden. Last-minute-Interessenten wenden sich wegen der Tagungsunterlagen bitte an den Herausgeber (s. Impressum). Ein Diskussions-Thema wird der üble Umstand sein, dass die Archäologen die nicht zu motivierende Fundlücke des Frühmittelalters einfach zuschütten wollen.

Manchmal ist es traurig, über ein glücklich vollendetes Werk zu berichten. Vom 28. bis 30. 11. 2003 hat ein *Symposium* über *Property Economics* stattgefunden, das von Prof. Dr. **Otto** STEIGER in Bremen veranstaltet worden ist. Doch die Herausgabe der Vortragstexte hat sich aus verschiedenen Gründen lange verzögert. Am 15. 9. 2007 konnte Steiger seinen Schlussstrich als Herausgeber ziehen, doch er selbst verstarb tragischerweise vor Drucklegung, am 17. 1. 2008 (* 12. 12. 1938). Wir sind ihm auch in den *Zeitensprüngen* immer wieder begegnet, war er doch über 40 Jahre Weggefährte Gunnar HEINSOHNS und hat mit ihm u.a. folgende Bücher publiziert:

- (1979): *Menschenproduktion. Allgemeine Bevölkerungslehre der Neuzeit;*
- (1985, zahlreiche Aufl.): *Die Vernichtung der weisen Frauen. Beiträge zur Theorie und Geschichte von Bevölkerung und Kindheit*;
- (1996, ^{2}2002, ^{3}2004); *Eigentum, Zins und Geld. Ungelöste Rätsel der Wirtschaftswissenschaften,* urspr. Reinbek, dann Marburg;
- (2002): *Eigentumstheorie des Wirtschaftens* versus *Wirtschaftstheorie ohne Eigentum. Ergänzungsband zur Neuauflage von »Eigentum, Zins und Geld«*, Marburg; abgelöst durch
- (2006): *Eigentumsökonomik*; Marburg.

Nun ist posthum der von Steiger edierte Kongressband erschienen: ***Property Economics. Property Rights, Creditor's Money and the Foundations of the Economy;*** Metropolis-Verlag in Marburg, 445 S., mit Beiträgen von 18 Autoren, darunter sechs aus den Reihen der Zeitenspringer (ISBN 978-3-89518-482-6).

. Bis Weimar Ihr

Altanatolische Randregionen (I)
Raoul Schrott, die Phryger und Achaier (Hethiter V / Hellenica III)

Klaus Weissgerber

„Wissenschaft ist immer ein dialektischer Prozess, bei dem man nie genau weiß, was wie lange hält." [Schrott 2008b]

Abstract: *Unter „altanatolischen Randregionen" verstehe ich vor allem Phrygien, das Dardanellengebiet, Lykien und Kilikien. In diesem Beitrag werde ich in gebotener Kürze die komplizierte Problematik Phrygiens, Achchijawas und der Achaier analysieren und meine neuen Erkenntnisse über die wirklichen historischen Zusammenhänge zur Diskussion stellen. In dem Folgebeitrag* Von Troia bis Kilikien *werde ich dann die sich hieraus ergebenden weiteren Fragestellungen erörtern.*

Vorbemerkungen zu Schrotts Buch *Homers Heimat*

Meine beiden Beiträge über die altanatolischen Randregionen habe ich in allen Teilen vor Schrotts Buch entworfen, meine Erkenntnisse habe ich unabhängig von seinen Thesen gefunden und sie sind mit diesen in einigen, aber nicht allen Punkten identisch. Da sie aber teilweise dieselbe Thematik behandeln, möchte ich auch auf diese Buch kritisch eingehen. Ich hoffe, so Lesern zu helfen, die komplizierte Problematik besser zu verstehen.

Wir sind es gewohnt, dass alle 10 bis 20 Jahre eine neue Diskussion über Troia und Homer gestartet wird. Der österreichische Dichter, Romanschreiber, Übersetzer und Linguist Schrott war bis jetzt dem breiten Publikum nicht bekannt; der Münchener Carl Hanser Verlag publizierte 2001 seine Übersetzung des *Gilgamesch-Epos* und bereitet seine Neuübersetzung der *Ilias* vor, die noch 2008 erscheinen soll. Das Vorwort dafür hat sich zu einem eigenen Buch entwickelt, das der Verlag am 8. März 2008 der Öffentlichkeit übergab. Darin vertieft Schrott die schon länger bekannte These, dass Homer ein assyrischer Kanzlei-„Schreiber" aus Kilikien war, vielleicht ein Eunuch. Dieser soll auf Grundlage griechischer und vorderasiatischer Texte unter Berücksichtigung der topographischen Gegebenheiten seiner Heimat im -7. Jh. die *Ilias* als ausgereiftes Kunstwerk geschaffen haben.

Die *Frankfurter Allgemeine* hat – gegen bisherige Gepflogenheiten – schon am 22. Dezember 2007 unter der 'reißerischen' Überschrift *Homers Geheimnis ist gelüftet* über vier (!) Zeitungsseiten Ausschnitte aus dem Buch

abgedruckt und anschließend anerkannten Wissenschaftlern viel Platz für kritische wie für anerkennende Stellungnahmen eingeräumt. Wie zu erwarten, folgten die großen deutschsprachigen Tages- und Wochenzeitschriften schon nach wenigen Tagen; mir liegen inzwischen mehr als 40 solcher Rezensionen vor; die Internet-Beiträge sind nicht mehr zu zählen.

Allerdings erwiesen die Redakteure Schrott insofern einen Bärendienst, als sie dem eigentlichen Vorabdruck die seltsame, offenbar verkaufsfördernd gemeinte Überschrift gaben: *Homer hat endlich ein Zuhause – in der Türkei.* Sie wussten offenbar nicht, dass sowohl Hisarlık wie auch die meisten westanatolischen/ägäischen Orte, in denen Homer nach üblichen Darstellungen gewirkt haben soll, heute in der Türkei liegen. Viele Kritiker wiesen mit Genuss hierauf hin.

Der Basler Althistoriker Stefan REBENICH betonte, dass Schrott seine Thesen zwar „in pointierter Form" vorgetragen hat, diese aber in ihren Grundzügen gar nicht so neu sind:

> „Aber so tief, wie Schrott glaubt und wie manche seiner Claqueure meinen, ist der Graben zwischen Gräzistik und Altorientalistik heute längst nicht mehr ‚Die Parallelen zu hethitisch-hurritischen Texten, zu den akkadischen Epen »Abrahasis«, »Enuma Elusch« und »Gilgamesch« sowie zur hebräischen Überlieferung sind inzwischen völlig unbestritten. Der Oxforder Gräzist Martin West, der Zürcher Religionswissenschaftler Walter Burkert und der Innsbrucker Historiker Robert Rollinger haben seit mehr als zehn Jahren in zahlreichen Veröffentlichungen vielfältige Verbindungen der »Ilias« und der »Odyssee« zum Alten Orient wieder- oder neu entdeckt. Als Vermittler zwischen Orient und Okzident waren griechische Händler und Söldner, aber auch Schreiber und Ingenieure wichtig, die sich an der Peripherie der orientalischen Grossreiche niederliessen."

Schrott hat jedoch nicht geleugnet, dass gerade diese Wissenschaftler ihn zu seinen Studien angeregt hatten. Er ist habilitierter Linguist und hat mehrere Jahre an der interdisziplinären Innsbrucker Forschungsstelle für Komparatistik (Bemühungen zur vergleichenden Kulturgeschichte) mitgearbeitet, wo er Rollinger kennen lernte, der ihn erst auf Kilikien und die Schriften von Burkert und West aufmerksam machte [Schrott 2008a, 12].

BURKERT und ROLLINGER unterstützten in der Folgezeit grundsätzlich das Anliegen Schrotts, distanzierten sich aber gleichzeitig von einigen seiner sachlichen Fehler und überspitzten Behauptungen. WEST lehnte das Buch entschieden ab: Er hatte immerhin 2003 zu beweisen versucht, dass Homer von der ionisch besiedelten Westküste Kleinasiens (Gebiet um Smyrna/Izmir und der Insel Chios) stammte. Er widersprach auch Schrotts Behauptung, dass in den westsemitischen Sprachen ein „Erzähler" als „Omeros" bezeichnet wurde.

Völlig unbekannt scheint aber sowohl Schrott wie seinen Kritikern zu sein, dass die Archäologin und Kleinasien-Historikerin Margarete RIEMSCHNEIDER [1963, 17-27] schon Jahrzehnte vorher auf den möglichen kilikischen Ursprung der *Ilias* hingewiesen hat. In persönlichen Gesprächen hat sie gewichtige Zweifel an der konventionellen Chronologie geäußert, die auch in ihren Büchern deutlich anklingen. So trat sie in ihrem 'Homer-Buch' [1950, 127-130] nicht nur für die Spätdatierung Homers ein, sondern begründete ihre Ansicht, dass Homer mykenische Gegenstände wie den „Nestorbecher" und die „Eberzahnkappe" nicht nur vom Hörensagen kannte, sondern dass diese noch zu seiner Zeit benutzt wurden. (Eberzahnkappen werden in der *Ilias* [X: 260-265] im Detail beschrieben; Abb. eines solchen Helmes s. H/I [161, Nr. 99].)

Schrott [2008a, 339] selbst wies am Ende seines Buches darauf hin, dass schon in der Antike der aus Kilikien stammende Dichter LUKIAN in seinen *Wahren Geschichten* [II:20] von einem (natürlich fiktiven) Gespräch mit dem „Dichter Homer" berichtete:

> „Er erwiderte, er wisse sehr wohl, daß einige ihn für einen Chier halten, andere für einen Smyrnäer, viele für einen Kolophonier; er behauptete jedoch, ein Babylonier zu sein und bei seinen Mitbürgern nicht Homer, sondern Tigranes zu heißen."

Dieser interessante Hinweis wurde bezeichnenderweise in der Diskussion von allen Altgräzisten ignoriert.

Nicht unerwähnt möchte ich lassen, dass Schrotts Buch kein Register enthält, wodurch dessen konkrete Auswertung sehr erschwert wird. Erfreulich ist allerdings, dass die Fußnoten endlich einmal dort stehen, wo sie hingehören, nämlich am Fuß der jeweiligen Druckseite. Ohne jeden Abstrich wurde der Text, wie in allen renommierten wissenschaftlichen Verlagen üblich, in der bewährten deutschen Rechtschreibung wiedergegeben.

Nach Fertigstellung meines Beitrages über die *Hohen Priester des Amun*, der schon in der ursprünglichen Fassung mit Bemerkungen über Dogmatismus und sachlichen Meinungsstreit endete, las ich als *FAZ*-Abonnement die Vorabdrücke aus Schrotts Buch und würdigte spontan Schrotts Anliegen. Ich bezeichnete seine Kritiker als „Dogmatiker" und kündigte eine sachliche Kritik seines Buches nach dessen Veröffentlichung an. (Dieser Text ging am 31.12. 2007 bei der *Zeitensprünge*-Redaktion ein [recte 20.1.08; Red.].)

Die Troia- und Homer-Problematik ist so komplex, dass sie nur durch die interdisziplinäre Zusammenarbeit von Spezialisten vieler Fachgebiete einer befriedigenden Lösung näher gebracht werden kann. Dies wurde von dem Altgräzisten Joachim LATACZ, der sich, immerhin war er langjähriger Freund des Hisarlık-Ausgräbers Korfmann und Verfasser vieler Troia- und Homer-Bücher, als 'Gralshüter' der griechisch-abendländischen Kultur verstand,

bewusst verneint. Schon im Heft 1/2008 des *Spiegel* fällte er unter der bezeichnenden Überschrift *Eine irrwitzige Phantasterei* ein scheinbar vernichtendes Urteil über Schrott:

> „Er hat nie Altertumswissenschaft studiert und spricht die Sprache nicht ausreichend. Als Altertumsexperte ist er ein Dilettant."

Raoul LÖBBERT hat hierauf treffend geantwortet:

> „Es waren Kaufleute wie Heinrich Schliemann und Autodidakten wie Howard Carter, die sich in den Kopf setzten, Troja auszugraben oder ein Pharaonengrab zu finden. Die Wissenschaft dankte es ihnen mit Marmorbüsten."

Ich kann Löbberts tiefschürfenden Beitrag *(Avanti Dilettanti)* nur empfehlen, in dem Egon FRIEDELL („auch so ein Dilettant aus Überzeugung") nicht fehlt. Wie Löbbert betonte, waren auch die Heroen am 'Weimarer Musenhof' Dilettanten: SCHILLER lehrte, obwohl er nur Militärarzt war, Philosophie und Geschichtsschreibung, der Jurist GOETHE 'naturwissenschaftete' munter in Botanik und Farbenlehre; beide feilten an einer Kampfschrift *Über den Dilettantismus*, die leider nie publiziert wurde.

ILLIG [2008, 53] wies in seiner Schrott-Rezension überzeugend auf die Hauptschwäche des Buches hin:

> „Was bei Schrott gänzlich fehlt, ist der chronologiekritische Aspekt. Zunächst bemerkt auch er nicht, dass die *dark ages* zwischen mykenischer Zeit und Archaik ein Kunstprodukt sind."

Nach meiner Überzeugung hat Schrott die chronologische Problematik gar nicht gekannt, wird sie doch niedergehalten. In nachfolgenden Interviews betonte Schrott öfters, die dialektische Methode angewandt zu haben, womit er anscheinend meinte, dass nach seiner Erkenntnis Homer in der *Ilias* östliches und westliches Gedankengut zu einer Einheit verschmolzen hat. Bewusst habe ich einen der „dialektischen" Sätze Schrotts meinem Beitrag vorangestellt: Ganz gewiss werden seine Hauptthesen keinen Bestand haben, wenn er nicht auch chronologiekritische Argumente durchdenkt und nutzt! Ich werde ihn entsprechend informieren. Natürlich rate ich ihm nicht, *sofort* auch auf diese Problematik einzugehen; als 'Außenseiter' würde er Kritikern nur neue Angriffsflächen bieten. Muss dies aber so bleiben?

Grundsätzliches zur realen Chronologie des alten Kleinasien

Die konventionelle Chronologie Kleinasiens wurde auf der Grundlage angeblich feststehender Daten der vorderasiatischen und ägyptischen Geschichte zu Beginn des 20. Jh. konstruiert. Danach soll Kleinasien etwa ab -1600 von eingewanderten Hethitern beherrscht worden sein, ehe ihr Reich um -1200 unter dem Ansturm der „Seevölker" zerbrach. Kurz danach (-1184) soll auch Troia

zerstört worden sein. Nach einer jahrhundertelangen Leerzeit *(dark ages)* sollen in Kleinasien mehrere Staaten, z.B. die der Phryger und Lyder, entstanden sein, die dann um -550 von den Persern unter Kyros („dem Großen") besiegt wurden. Bis zur Invasion durch die Makedonen unter Alexander („dem Großen") im Jahr -334 war Kleinasien dann Teil des Achämenidenreiches.

Es ist das Verdienst Velikovskys, Heinsohns und Illigs, die Unstimmigkeiten der altorientalischen Chronologie aufgedeckt zu haben;. Auf der Grundlage ihrer wissenschaftlichen Arbeiten ist es möglich, die reale Chronologie Vorderasiens und Ägyptens zu rekonstruieren. Von Anfang an stellten sie sich auch die Aufgabe, die wirkliche Geschichte des vorklassischen (minoischen und mykenischen) Griechenland und des kleinasiatischen Troia im welthistorischen Zusammenhang zu erforschen.

VELIKOVSKY stellte schon 1945 seine 284 Thesen vor, in denen er die Auffassung vertrat, dass zwischen der minoisch-mykenischen und der klassischen ionischen Kultur kein zeitlicher Abstand von 600 Jahren bestand, sondern dass diese unmittelbar aufeinander folgten [vgl. Illig 1988, 64]. Diese These wiederholte er in seinem Buch *Die Seevölker* [20 f.], ohne sie jedoch konkret zu begründen. (Auf seine im Nachlass gefundenen Schriften kann ich hier nicht eingehen.) HEIDRICH unterzog 1987 die traditionelle „olympische Zeitrechnung" einer gründlichen Kritik und trat ebenfalls für eine Verkürzung der konventionellen Chronologie ein, wie nach ihm auch 1993 PEISER in seiner Dissertationsschrift. Die Konzeptionen dieser beiden Autoren waren allerdings noch recht inkonsequent [meine Kritik: KW 2004, 539 f.].

HEINSOHN [1988, 183 ff. = 2007, 268] und ILLIG [1988, 66-72 = 2005, 74-79] haben mindestens seit 1988, gestützt auf die stratigraphische Methode, im Rahmen ihrer vorderasiatischen und ägyptischen Studien begonnen, auch den archäologischen Befund des mykenischen Griechenland neu zu analysieren; ihre Erkenntnisse fassten sie 1990 in ihrem gemeinsamen Buch *Wann lebten die Pharaonen?* [H/I, zitiert ^{5}2003] zusammen, das seine Bedeutung nicht verloren hat. Während Velikovsky noch von einer Leerzeit von 600 Jahren ausging, schrieb Heinsohn (nach einer gründlichen Analyse durch beide Autoren):

> „In einer von pseudowissenschaftlich erzeugten dunklen Zeitaltern befreiten griechischen Chronologie beginnt die großgriechische Geschichte erst gegen →*600* (wenn nicht noch etwas später) genau zu dem Zeitpunkt, an dem die griechisch-mykenische Geschichte in rätselhaften Katastrophen und daraufhin einsetzenden Revolutionen zu Ende geht" [H/I, 394; vgl. Illig H/I, 33 f.].

Mit anderen Worten: Das mykenische Zeitalter endete nicht, wie konventionell angenommen wird, um -1200, sondern frühestens um -600! Illig [H/I, 35] stellte auch grundlegende Fragen zur Homer-Problematik:

„*Homer* wurde das prominenteste Opfer dieser Dunkelzeiten. Nach heutiger Lehrmeinung soll er um -730 den Fall Troias von ca. -1200 besungen haben; seine Epen wurden unter Peisistratos (ca. -550) erstmals aufgezeichnet. Er hätte demnach als Mann der Eisenzeit über völlig vergessene mykenische Bronzewaffen und Herrschaftsformen Bescheid gewußt, also fast 500 Jahre zurückliegende Erinnerungen angezapft [...]. Und warum weiß der so gut informierte Homer wie alle anderen Griechen nichts von dem ihm viel naheliegenderen Dunklen Jahrhunderten?"

Sarkastisch zitierte er den *Ilias*-Übersetzer Roland HAMPE, der sich darüber wunderte, dass in der spät geschriebenen *Ilias* mykenische Eberzahnhelme detailliert beschrieben wurden, woraus er den Schluss zog, dass das Epos spätestens -1200 verfasst wurde: „So umständlich muß im 20. Jh. ein ausgewiesener Kenner argumentieren, weil er an die Dunklen Jahrhunderte zu glauben hat" [ebd.].

Illig [2008, 53] verwies in diesem Sinn auf den scheinbaren Widerspruch, dass Schrott [2008a, 64] ebenfalls den Eberzahnhelm erwähnte, obwohl er Homer ins -7. Jh. datierte. Wie dargelegt, hat RIEMSCHNEIDER [1950, 127-130] hierzu eine m. E. vernünftige Lösung gefunden. Illigs Vorwurf ist trotzdem berechtigt: Offensichtlich kannte Schrott das Buch und die Argumente von Riemschneider nicht, er bezog sich lediglich auf „griechisches Volksgut aus der Bronzezeit", das Homer in sein Epos eingebaut haben soll.

Nachdem ich 1990 die Werke Velikovskys, Heinsohns und Illigs kennenlernte, vertieften sich meine schon vorher vorhandenen Zweifel an der konventionellen Chronologie. Ab 1996 schrieb ich mehrere Beiträge zur wirklichen ägyptischen und vorderasiatischen Geschichte. Ich habe stets chronologiekritische Thesen vertreten und mich weitgehend, allerdings mitunter auch kritisch, auf die Thesen von Velikovsky, Heinsohn und Illig bezogen. In meinem ersten Troia-Beitrag [KW 2004] hatte ich einige grundsätzliche Probleme der Troia-Forschung erörtert und, hier im Gegensatz zu Velikovsky, meinen Standpunkt zur Datierungsproblematik dargelegt.

Herodot [II:12 ff.] gab an, dass der ägyptische König Proteus zur Zeit des Troianischen Krieges lebte, während in der *Ilias* [VI:157 ff.] der mächtige König Proitos" erwähnt wurde, der zur Zeit dieses Krieges Argos eroberte und gleichzeitig gute Beziehungen zu Lykien unterhielt. Beide dürften identisch sein. In einem vorherigen Beitrag [KW 1996, 253] habe ich Proteus mit Thutmosis IV. identifiziert, der nach meiner chronologischen Rekonstruktion in den Realjahren 610–601 regiert hat [KW 2006e, 561; vgl. 1997c, 595]. Ich schrieb damals [KW 2004, 540]: „Auch diese Berechnung spricht dafür, dass der Troianische Krieg um -600 stattgefunden hat!" Ergänzen möchte ich noch, dass Thutmosis IV. den Thronnamen Mn-hprw-Re und den Geburtsnamen Pdt trug [Beckerath 1984, 85, Z. 8].

Natürlich hatte ich damals auch die Absicht, konkret auf die Ausgrabungen von Hisarlık, das als Troia gilt, einzugehen, hielt es aber für sinnvoll, vorher zunächst die reale Geschichte Kleinasiens, insbesondere die der Hethiter, auf Grundlage des archäologischen Befundes und der Schriftquellen zu rekonstruieren. Ich ging von Thesen aus, die sich zumeist als richtig erwiesen [KW 2005a, 342]. Ausgehend von der Vermutung Heinsohns [1988, 127-130; 1996, 115 f., 127], dass Murschili I. und II. identisch waren, erwog ich damals allerdings auch die These, dass des Alte und das Jüngere Hethiterreich identisch waren. Meine Studien ergaben jedoch, dass diese These nicht zu halten ist; das Mittelhethitische Reich erwies sich aber als erfundenes Phantomreich.

Meine konkreten Erkenntnisse sind in meinen vier „Hethiter"-Beiträgen und im Beitrag *Zur absoluten Chronologie Vorderasiens* [KW 2006d] enthalten. In den folgenden *Aegyptiaca*-Beiträgen habe ich versucht, die rekonstruierte vorpersische Geschichte Kleinasiens in Einklang mit der realen Geschichte Ägyptens zu bringen. Grundlegend ist nach wie vor mein Chronologisches Fazit (mit Synchronismen) [KW 2007, 280], in dem es keine Leerzeiten mehr gibt.

Nach der konventionellen Geschichtsschreibung gehörte das Hethiterreich noch zur *Bronzezeit;* erst nach dessen Untergang, angeblich um -1200, entstand die *Eisenzeit*. Auch Schrott [2008a, 65] ordnete die Hethiter der Bronzezeit zu [z. B. 2008a, 170] und schrieb von einer durch den Einfall der „Seevölker" verursachten „Umbruchszeit um 1200". Allerdings scheint er der Ansicht zu sein, dass auch zur Zeit Homers Bronzewaffen noch üblich waren:

> „Auch das gern zitierte Beispiel, daß Homer keine Waffen aus Eisen, sondern stets nur aus Bronze erwähnt, um sein Epos bewußt zu archaisieren, ist relativierungsbedürftig. Eine historisierende Absicht mag ihm nicht abzusprechen sein; die Realien erlauben es jedoch, auch für einen durchaus zeitgenössischen Aspekt zu argumentieren. Denn die damaligen Heere waren üblicherweise mit Bronze gerüstet: Schmiedeeisen mußte damals nicht nur aufwendig individuell zurechtgehämmert werden; es rostete und war zudem weit schwerer und teurer als Edelmetall. Bronze dagegen war leichter zu tragen, heizte sich in der Sonne weniger auf und konnte vor allem billig gegossen werden" [ebd., 201].

Hierzu ist zunächst zu bemerken, dass in der *Ilias* keineswegs nur Bronzeschwerter erwähnt wurden; meist ist von „erzernen" Schwertern die Rede, die durchaus aus Eisen gefertigt sein konnten. Es kann kein Zweifel mehr daran bestehen, dass im Hethiterreich in großem Umfang Schwerter und Geräte aus Eisen angefertigt, genutzt und auch exportiert wurden [ausführlich: Brandau/Schickert 224-234]. In der Unterstadt von Hisarlık, die Korfmann der Zeit des Troianischen Krieges zuordnete, wurden nicht nur Eisengegenstände, sondern auch Reste von Eisenschmieden gefunden. Strabo [X:22] wusste noch, dass „zuerst

am Ida Eisen bearbeitet" wurde; nach antiker Überlieferung lag Troia (wie auch Hisarlık) am Fuße dieses Berges!

Velikovsky, Heinsohn und Illig betonten, dass schon in spätmykenischer Zeit vor allem in Kleinasien neben Bronze auch Eisen gewonnen und dass über einen relativ langen Zeitraum Instrumente und Waffen (besonders Schwerter) aus beiden Werkstoffen benutzt wurden. Ich brauche ihre umfangreiche Argumentation hier nicht wiederholen und verweise auf meinen Beitrag *Zur Bronze- und Eisenzeit in Ägypten* [KW 2006b]. Schrott ordnete Homer der Zeit Assurbanipals zu; damals wurden durchweg eiserne Schwerter genutzt, weil sie den bronzenen überlegen und keineswegs mehr so teuer waren, wie Schrott annimmt. Brandau/Schickert [234] schrieben:

> „Ein gehärtetes Eisenschwert zerbricht zwar ein bronzenes nicht, doch im anhaltenden Zweikampf würde die Klinge des letzteren rasch schartig, stumpf und unbrauchbar. [...] Massenhaft verbreitet wurde das Eisen durch Menschen, die die Zeitumstände in neuartige Zwänge gestürzt hatten. Und zu denen zählten auch Hethiter."

Einleuchtend erscheint mir allerdings Schrotts These, wie vorteilhaft bronzene Panzerungen in den heißen Regionen des Mittelmeerraumes waren. Diese steht aber nicht im Gegensatz zu unserer These, dass eiserne und bronzene Gegenstände über längere Zeit parallel genutzt wurden, wie übrigens auch Holz; es kam auf den Gebrauchszweck an!

Nach meiner Überzeugung haben die Perser unter Kyros dem hethitischen (= m. E. neubabylonischen) Reich im Realjahr -570 den Todesstoß versetzt und kurz darauf, nach dem Sieg über die Lyder unter Kroisos, auch Kleinasien ihrem Reich angeschlossen. Was diese Erkenntnis für die Rekonstruktion der realen Geschichte der altanatolischen Randregionen und der korrekten Datierung Homers bedeutet, werde ich in den folgenden Abschnitten meines Beitrages erörtern.

Phrygien

Obwohl die Phryger in der *Ilias* mehrfach erwähnt wurden, ignorierte Schrott sie durchweg in seinem Buch. Anscheinend passten sie nicht in sein Szenario: Phrygien lag immerhin im Nordwesten Kleinasiens!

In allgemeinen Darstellungen findet man recht wenig über die Phryger; zumeist nur das, was Herodot und, viel später, Strabo gelegentlich über sie geschrieben haben. Nach der Darstellung Herodots [V:49] lag Phrygien östlich von Lydien und westlich von Kappadokien; letztere Region war mit dem Territorium des eigentlichen Hethiterstaates identisch. Strabo [V:3] schrieb: „In der Nähe hat auch der Fluss Sangarios seinen Lauf. An diesem liegen die alten Wohnsitze der Phryger, des Midas und vor ihm des Gordios." Dieser

Fluss heißt heute Sakarya; in dieser Region wurden die Phrygerstädte Gordion, Midas Kale und (im Ansatz) Ankara (die heutige Hauptstadt der Türkei) ausgegraben.

Schon Herodot [I:14] bezeichnete Midas als Sohn des Gordios, erwähnte aber an anderer Stelle [I:35], dass Adrastos, „Sohn des Gordios und Enkel des Midas" zu Kroisos, dem König von Lydien, geflohen sei. Bald darauf hat Kroisos Phrygien unterworfen, wurde aber dann vom Perserkönig Kyros geschlagen (und dessen Satrap in Kleinasien). In der Literatur [vgl. Eder/Renger 82] werden dementsprechend drei phrygische Herrscher in Folge genannt: Gordios I., Midas und Gordios II. Nach Herodots Darstellung müssen sie fast unmittelbar vor der persischen Eroberung regiert haben.

Überprüft man unbefangen die konventionellen Darstellungen über die Phryger, fallen einige Ungereimtheiten auf. So ging der Verfasser der *Ilias* [XVI:717] davon aus, dass die Phryger zumindest einige Generationen vor dem Troianischen Krieg umweit von Troia gelebt haben. Hekabe, die Frau des Troianer-Königs Priamos, war die Schwester des Asios, der wiederum Sohn des Phrygerkönigs Dymas war.

Wie die Hethiter betrachteten sich auch die Phryger als autochthon in ihrem Land [Belege: Lübker, 911]. Trotzdem wird allgemein behauptet, dass beide Völkerschaften in Kleinasien eingewandert seien, weil angenommen wird, dass die Urheimat der Indogermanen entweder nördlich des Schwarzen Meeres oder in Mitteleuropa lag. Gelegentlich, z. B. von den Eheleuten Klengel [1970, 73], wird zur Begründung dieser These auch auf Bemerkungen von Herodot und Strabo hingewiesen, die aber offensichtlich missverstanden worden sind. HERODOT [VII:73] schrieb lediglich:

> „In Makedonien erzählt man, die Phryger hätten, solange sie Europäer gewesen sind und im Land der Makedonen gewohnt, Bryger geheißen. Bei der Auswanderung nach Asien hätten sie mit dem Lande auch den Namen vertauscht und sich Phryger genannt."

Aus dem Wortlaut ergibt sich, dass Herodot lediglich eine makedonische Legende berichtete, mit der er sich keineswegs identifizierte. So gab er an einer anderen Stelle seiner *Historien* [VII:185] an, dass noch zur Zeit der Perserkriege Bryger in Thrakien siedelten.

STRABO [VIII:8. 3] ging in seiner *Beschreibung Mysiens und Phrygiens* auch auf diese Legenden ein. In der Literatur wird bezeichnenderweise verschwiegen, dass Strabo diese ausdrücklich als „Fabeldichtungen" bezeichnete!

Kaum bekannt ist, dass auch *Ilias*-Kenner und erfahrene Archäologen diese Einwanderungsthese ernsthaft bezweifeln. BRANDAU/SCHICKERT [335] schrieben:

> „Die eigentliche Nachfolge in Zentralanatolien aber traten ganz neue Zuwanderer an: die Phryger, Indoeuropäer, die *laut gültiger Lehrbuch-*

meinungen im Zuge der großen Wanderungswelle des 12. Jahrhunderts nach Anatolien gelangten. Liest man Homers *Ilias* als Geschichtswerk (was man nur sehr kritisch tun sollte, schließlich ist die *Ilias* vor allem große Literatur), müßten die Phryger schon vor dem Troianischen Krieg hier heimisch gewesen sein [...] Der archäologische Befund in Hattusa, wo sich schon sehr früh phrygische Elemente finden lassen, legt eine ganz andere Interpretation nahe, so der Archäologe Hermann *Genz:* daß sich die phrygische Kultur, wie sie aus späterer Zeit bekannt ist, in Anatolien selbst entwickelt hat" [einige Hervorhebungen von KW].

Diese Erkenntnis ist um so bemerkenswerter, weil diese Autoren anscheinend weder von den chronologiekritischen noch von neueren linguistischen Erkenntnissen etwas wussten. In meinem ersten Hethiter-Beitrag [KW 2005a, 335-338] habe ich auf die Erkenntnisse der sowjetischen Linguisten GAMKRELIDSE und IWANOW hingewiesen: Sie waren so überzeugend, dass sie inzwischen von vielen westeuropäischen Sprachwissenschaftlern und auch einigen Archäologen (Colin Refrew) sowie Genetikern (Cavalli-Sforza) geteilt werden. Danach entstand die indogermanische Ursprache im heutigen Kurdistan, wo schon die Teilung in Satem- und Kentum-Sprachen erfolgte. Das südliche Kleinasien wurde von satem-sprachigen Luwiern besiedelt; auch die Mitanni-Sprache gehörte zu dieser Sprachgruppe. Satem-Stämme wanderten durchweg nach Norden und Osten aus; sie wurden die Vorfahren der Slawen, Meder, Perser und vedischen Inder. „Neschilisch" (die Sprache der Großreich-Hethiter) und Griechisch gehören eindeutig zu den Kentum-Sprachen; anscheinend auch die nur aus Sprachresten konstruierten Sprachen der Phryger und Ur-Armenier (obwohl dies bestritten wird). Aus den neuen linguistischen Erkenntnissen ergibt sich, dass kentum-sprachige Stämme über den Hellespont zunächst nach Thrakien (wo sich die Achaier abspalteten) und dann nach Mitteleuropa gezogen sein müssen, wo sich die keltischen und germanischen Sprachen herausbildeten; nach Süden wanderten die Italiker aus. (Auf den kompliziertem Prozess dieser Ethnogenese kann ich hier leider nicht näher eingehen.)

Die *phrygische Sprache* erwies sich als sehr lebensfähig; noch im 7. Jh. u. Z. wurde sie nach den Berichten römischer und byzantinischer Schriftsteller im nordwestlichen Kleinasien gesprochen [Haarmann, 167]; leider blieben nur wenige Sprachzeugnisse erhalten. Bereits in vorpersischer Zeit übernahmen die Phryger die griechische Schrift (mit einigen Sonderzeichen). Diese wurden schon 1966 von Otto Haas, später auch von Günter Neumann umfassend ausgewertet. Alle Autoren betonten die sehr enge Verwandtschaft der (ur-)armenischen, phrygischen, makedonischen und griechischen Sprachen; Günter NEUMANN [5 ff.] sieht deren Ursache in einem relativ langem territorialem Zusammenleben dieser Völker. So schrieb er über die frühen Griechen:

„Was speziell die Griechen betrifft, so haben sie damals gewiß noch eine einheitliche Sprache besessen; die Entstehung der uns bekannten Dialekte beginnt erst später – mit ihrem Abrücken in ihre historischen Sitze." [N. 6]

Diese Erkenntnis ist von großer Bedeutung zur Lösung des Achaier-Problems, das ich noch erörtern werde.

Offenbar aus zeitdogmatischen Gründen vermied Neumann jedoch peinlich jeden Hinweis auf eine mögliche Verwandtschaft der phrygischen mit der hethitischen Neschili-Sprache. Typisch hierfür ist sein einziger Satz hierzu: „So sehen wir heute, daß das Phrygische innerhalb der indogermanischen Sprachfamilie dem hethitisch-luwischen Zweig ziemlich fern stand" [N. 4]. Als Linguist weiß Neumann natürlich, dass Luwisch als Satem-Sprache mit dem neschilischen Hethitisch, einer Kentum-Sprache, nicht identisch war. Sein zitierter Satz trägt somit eindeutig demagogischen Charakter. RIEMSCHNEIDER [z.B. 1964, 122], die sich für linguistische Probleme interessierte, betonte in ihren Büchern stets die „Stammesverwandtschaft" der Hethiter und Phryger.

In hellenistisch-römischer Zeit wurde das phrygische Gebiet von ***Galatern*** besiedelt: Die alte Phrygerstadt Ankara (griech. Ankyra) wurde nun Hauptstadt der römischen Provinz Galatia. Nach antiken Berichten sollen die „gallischen" (also keltischen) Stämme der Trokmer, Tektosagen und Tolistoboier im Jahr -278 in Kleinasien eingedrungen sein und nach jahrelangen Beutezügen sich in Phrygien festgesetzt haben. Auch die galatische Sprache erwies sich als sehr lebenskräftig: Sie soll noch im +4. Jh. gesprochen worden sein [Bittel 1950, 112], was insofern bemerkenswert ist, da den eingedrungenen galatischen Stämme nur 10.000 Bewaffnete und 10.000 andere, also Frauen und Kinder [Pauly, 667] angehört hatten. Ich halte es für sehr wahrscheinlich, dass nach Europa ausgewanderte Phryger Vorfahren der Kelten gewesen sind, so dass sich beide Sprachen noch in hellenistischer Zeit geähnelt haben dürften. Dies könnte der Grund gewesen sein, dass sich die Galater gerade in Phrygien niederließen und beide Sprachen so schnell miteinander verschmolzen. Leider gibt es nur wenige Sprachreste der galatischen Sprache; Untersuchungen über die Verwandtschaft beider Sprachen gibt es nicht. Insofern kann ich (derzeit?) meine Vermutung nicht wissenschaftlich belegen.

Der Name der Galater ähnelt denen der ***Chaldäer***, so dass ein Zusammenhang zwischen beiden Namen möglich erscheint. Ausgehend von Erkenntnissen Velikovskys [1983b, 191 ff.] vertrat Otto ERNST 1996 die Auffassung, dass Chaldäa ursprünglich „ein geografischer Begriff" war, „der die Region Mittel- Ost- und Südost-Anatoliens bezeichnet."

„Es könnte deshalb durchaus mehrere Völker gegeben haben, die als Chaldäer bezeichnet wurden. Sie könnten nicht nur rassisch unterschiedlich gewesen sein, sondern auch *unterschiedliche Sprachen* verwendet haben, sowohl semitische wie nicht-semitische" [Ernst 1996a, 73].

Diesen Standpunkt vertrat er auch in seinem Folgebeitrag [1996b, 421 ff.]; ich habe ihn so auch akzeptiert [KW 2006c, 347]. Allerdings hatte Ernst damals noch keine linguistischen Studien unternommen und übernahm unkritisch Meinungen von Kurt Schildmann, die dieser ihm persönlich mitgeteilt hatte. So griff Ernst mit zeitdogmatischer Begründung die Auffassung Heinsohns über die sprachliche Identität von Mitanni und Medern an [vgl. KW 1997a, 223] und ging von der These aus, dass die Indogermanen nach Kleinasien eingewandert seien, obwohl die grundlegenden Arbeiten von Gamkrelidse und Iwanow schon 1983 in deutscher Sprache veröffentlicht und von Linguisten weltweit diskutiert wurden.

Entsprechend der von Velikovsky und Ernst vertretenen und von mir akzeptierten *Grund*erkenntnis über das ursprüngliche Chaldäa können die nach Europa auswandernden Phryger sich durchaus als Leute aus Kaldu (wahrscheinliche Urform von Chaldäa) bezeichnet haben, woraus die Namen der Kelten, Galater und auch Gallier entstanden sein können. Mangels weiterer konkreten Zeugnisse möchte ich diese Annahme jedoch noch als hypothetisch betrachten.

Die erörterten Probleme sind für die konventionelle Geschichtswissenschaft tabu; nicht aber das heiß umstrittene Problem der ***Muschki*** (Muški), das nach der Entzifferung assyrischer und urartäischer Keilschrifttexte entstanden ist. In einem Annalenbericht [Quelle: Goetze 185, Anm. 7], der Tiglatpileser I. (konv. 1115–1076) zugeschrieben wird, heißt es, dass dieser am oberen Tigris Muschki, die von fünf Königen angeführt wurden, vernichtend geschlagen habe, nachdem diese 50 Jahre lang Assyrien bedroht hätten. In den späteren Annalenberichten [Quelle: Goetze 202, Anm. 5] des ***Sargon II.*** (konv. 722–705) wurden diese Muschki erneut erwähnt; sie erregten vor allem deshalb allgemeines Interesse, weil als König dieser Völkerschaft mehrfach ein ***Mita*** genannt wurde. War dieser mit dem vom Herodot erwähnten Phrygerkönig identisch? Ich möchte hier die beiden wesentlichen Sätze zitieren:

> „Die *Yauna*, die inmitten des Westmeeres wohnen, fing ich wie Fische und rottete Kaschku, Tabal und Hilakku aus und vertrieb Mita, den König der Muschki. [...]
>
> Die Städte Harrua, Uschnannisch, Ab[...] des Landes Que, welche Mita, der König von Muschki, erobert hatte [...]"

Die ***Yauna*** waren auch nach meiner Überzeugung mit den ionischen Griechen identisch; Hilakku und Que lagen, was sich aus anderen assyrischen Berichten eindeutig ergibt, in Kilikien. Sargon II. gab auch an, dass schon Tiglatpileser III. (konv. 745–727) gegen diesen „Mita von Muschki" gekämpft habe.

Da kein Assyriologe es wagte, die konventionellen Datierungen anzuzweifeln, trugen die kaum mehr zu überschauenden Diskussionen m. E. einen recht kafkaesken Charakter. Zumeist wurde die Glaubwürdigkeit Herodots

angezweifelt, dem zufolge der phrygische König Midas kurz vor der persischen Eroberung Kleinasiens gelebt hat. Die meisten Assyriologen störte es, dass in den (angenommenen) 400 Jahren zwischen Tiglatpilesar I. und III. kein Text diese Muschki erwähnt hat. Schon wegen der gebotenen Seitenzahl möchte ich es den Lesern ersparen, auf die einschlägigen Diskussionsbeiträge, die mir natürlich bekannt sind, einzugehen. Bezeichnend sind schon die Beiträge im *Kleinen Pauly* [II:846; III:1287-1289; IV:822-826], deren Autoren sich nur aus zeitdogmatischen Gründen für die Existenz von jeweils drei Königen mit dem Namen Midas und Gordios aussprachen. Entsprechend unkritisch, wie auch sonst bei ihm üblich, ging auch Truhart [I:69] von dieser (ohne Belege) konstruierten phrygischen Herrscherabfolge aus: Gordios I., Midas I., Gordios II., Midas II., Gordios III., Midas III. und sogar Gordios IV.

In meinen Beiträgen *Fremde Herrscher über Ägypten II* [KW 1997b] und *Die Vorsargoniden II* [KW 1998; 2005b] habe ich auf Grund einer allseitigen Analyse der Schriftquellen und des archäologischen Befundes versucht, die reale Chronologie zunächst der *Sargoniden* und dann der *Vorsargoniden* zu rekonstruieren. Auf diesen Beiträgen, deren Inhalt ich hier nicht im einzelnen wiedergeben kann, beruhen letztlich alle meine späteren Untersuchungen zur klein- und vorderasiatischen Geschichte. Meine Aufmerksamkeit erweckten zunächst die Briefe des Mitanni-Königs ***Tuschratta*** an Echnaton im Amarna-Archiv. Dieser gab an, in Ninive zu residieren [EA Nr. 23]; einer seiner Briefe wurde in Churritisch, der eigentlichen Umgangssprache des „Mitanni-Staates", verfasst. Die nie gefundene Mitanni-Hauptstadt Waschukanni war offensichtlich mit Ninive identisch.

Die von mir analysierten Quellen ergaben so viele biographischen Gemeinsamkeiten mit dem „assyrischen" Herrscher ***Sanherib***, dass diese nicht zufällig sein können [vgl. KW 1997b, 492-495].

Weiterhin wies ich nach, dass ***Tiglatpileser I.*** und ***III.*** identisch waren; ihre Inschriften wurden nur aus bibeldogmatischen Gründen verdoppelt [vgl. KW 2005b]; insofern gab es nur *einen* Feldzug von Tiglatpileser I. = III. gegen die Muschki am oberen Tigris; die angebliche Zwischenzeit von 400 Jahren zwischen beiden Herrschern entfällt. Tiglatpileser III. war nach assyrischen Quellen der Vater des ***Salmanassar V.*** und Großvater des Sanherib; Salmanassar V. war nach meiner Rekonstruktion mit S. III. identisch [vgl. KW 2005b, 351-355]. Zwischen diesem Salmanassar und Sanherib regierte etwa 13 Jahre ***Sargon II.***, der als Usurpator gilt und deshalb keinen Platz in der *Großen Assyrischen Königsliste* fand. Sanherib betonte in einen Brief an Echnaton [EA Nr. 1], dass er nach der Ermordung seines Vaters durch Tuchi jahrelang unter Vormundschaft stand und dass nicht er, sondern dieser Vormund für die zeitweilige ägyptenfeindliche Politik seines Landes verantwortlich war [vgl. KW 2005b, 354-356].

Aus einem Brief Tuschrattas/Sanheribs [EA Nr. 23] geht hervor, dass er noch zur Regierungszeit des Amenophis III., Echnatons Vater, zur Regierung kam; der Usurpator war damals schon nicht mehr am Leben. Nach meiner chronologischen Rekonstruktion regierte Amenophis III. real von 601–564 [KW 2006e, 561]. Sargon II. datierte seinen Sieg über die Muschki in Kilikien in sein viertes Regierungsjahr [*Pauly* IV:1555], also in die Zeit des Troianischen Krieges um -600. Kaum bekannt ist, dass in der *Ilias* [III:186] ein Mygdon als Zeitgenosse (und wohl) Teilnehmer des Krieges erwähnt wurde; er dürfte mit Midas identisch gewesen sein. Andererseits lebte nach den eindeutigen Angaben Herodots dessen Phrygerkönig Midas eine Generation vor der persischen Eroberung, die ich auf das Realjahr -470 datiert hat. Deshalb halte ich es für möglich, dass der erstgenannte Mita der Vater des Gordios I. war, während Herodots Midas tatsächlich Midas II. war!

Strabo [I:3:21] gab an, dass der Phrygerkönig Midas, als die nach Kleinasien eingedrungenen *Kimmerier* (griech. *kimmerioi*) sein Reich bedrohten, „sich durch einen Trunk von Ochsenblut" den Tod gegeben habe. Dies soll nach konventionellen Darstellungen im -7. Jh. erfolgt sein. Herodot erwähnte diesen Tod eines Midas nicht, berichtete aber über das Eindringen der Kimmerier in Lydien zur Zeit des Königs Ardys; ihnen gelang es, kurzfristig die Hauptstadt Sardes (mit Ausnahme der Burg) zu erobern. Aus Herodots [I:15 ff.] weiteren Angaben können chronologische Schlussfolgerungen gezogen werden. Alyattes als dem Enkel des Ardys und Vater des Kroisos gelang es danach, die Kimmerier, die sich am Schwarzen Meer angesiedelt hatten, aus Kleinasien zu vertreiben. Dieser Alyattes kämpfte auch gegen die Meder unter Kyaxares, ohne dass es zu einer Entscheidung kam [Herodot I:74].

Schließlich eroberten die Meder noch unter Kyxares, im Bündnis mit „Babylon", Assyrien mit der Hauptstadt „Ninos" [ebd., I:106]. Nach meiner chronologischen Rekonstruktion wurde das mitannisch-assyrische Reich von den verbündeten Medern und Neubabyloniern (= Hethitern) im Realjahr -527/26 vernichtet [KW 2006d; 2007, 280]. Geht man von diesen Daten und den von Herodot angegebenen Regierungsjahren der Lydierkönige aus, muss der erste Kimmerier-Einfall einige Jahre nach -600, also nach dem sehr wahrscheinlichen Realjahr des Troianischen Krieges, erfolgt sein. Der sich selbst tötende Midas kann somit durchaus zur Zeit des Troianischen Krieges gelebt haben; er war auf keinem Fall mit Midas (II.) identisch, der nach den klaren Angaben Herodots einige Jahrzehnte vor der persischen Eroberung Phrygien beherrscht hat.

In ihrem Urartu-Buch hat RIEMSCHNEIDER [1965] ausführlich die urartäischen und assyrischen Berichte über den Kimmerier-Einfall analysiert, wobei sie vor allem die Berichte von Sargon II. und Rusa I. ausgewertet hat. (Letzterer verfügte keineswegs Selbstmord, sondern kämpfte gegen die Kimmerier).

Beide regierten nach meiner chronologischen Rekonstruktion einige Jahre nach -600. In den assyrischen Quellen wurden die Kimmerier als „gimirru" bezeichnet. Sie sollen dort von Asarhaddon, dem Sohn Sanheribs, *vernichtet* worden sein. Heinsohn [1996, 164] bezweifelte diese Angabe: Unter Bezugnahme auf Originalquellen stellte er fest, dass noch im -5. Jh. Kimmerer [sic!] ein eigenes Stadtviertel in Babylon bewohnten.

Wie ich schon darlegte, vertritt der Archäologe Hermann GANZ, ein Ausgräber von Chattuscha, auf Grund des *archäologischen Befundes* die Auffassung, dass die Phryger nicht nach Kleinasien eingewandert sind, sondern sich hier als Völkerschaft herausgebildet haben [Brandau/Schickert, 395]. Diese Erkenntnis stützt meine Auffassung, dass die Reiche der Hethiter und Phryger bis zur achämenidischen Eroberung nebeneinander bestanden haben. Natürlich hat kein zeitdogmatischer Historiker gewagt, so weit zu gehen; es gab aber Andeutungen. So schrieb der mitunter sehr kritische Hethitologe Friedrich CORNELIUS [7] zur Geschichte von *Ankara:*

> „Wie heute, so war ja schon unter den Römern hier die Hauptstadt des inneren Kleinasien. Die Ausgrabungen haben noch weiter zurück bis in die Phryger-Zeit Überreste aufgedeckt. Wahrscheinlich war Ankara eine zweite Residenz der phrygischen Könige.[...] Ankara wird – wie es scheint – unter dem Namen Ankala als Heimat eines Masa-Mannes in der Hethiterzeit ganz flüchtig erwähnt" [Cornelius, 7].

VELIKOVSKY [1983b, 172-176, 269 f.] vertrat aus Gründen, die ich nicht nachvollziehen kann, die Auffassung, dass die Hethiter (für ihn Chaldäer) stratigraphisch den Phrygern nicht vorausgingen, wie konventionell angenommen wird, sondern ihnen folgten. In diesem Sinn hatte er sich in seinem Ramses-Buch konkret mit den ab 1950 von dem US-amerikanischen Archäologen Rodney YOUNG in der phrygischen Hauptstadt Gordion durchgeführten Ausgrabungen auseinandergesetzt. Er wies vor allem darauf hin, dass „hethitische Schichten" (wohl hethitische Keramik) *über* phrygischen lagen. Ich nehme an, dass alle *Zeitensprünge*-Leser Velikovskys Buch kennen und möchte deshalb auf die Wiedergabe seiner weiteren Erörterungen verzichten.

Wenn Phryger und Hethiter, wie ich annehme, *nebeneinander* siedelten, gab es natürlich auch einen Warenaustausch, so dass sich Velikovskys Befund auch so erklären lässt. Inzwischen wurden übrigens über der für Velikovsky so entscheidenden Lehmschicht auch phrygische Überreste gefunden.

Sowohl in Midas Kale wie auch in Gordion wurden Inschriften des Königs ***Midas*** gefunden; anscheinend wurde er in Gordion im „Tumulus MM" beigesetzt [Berndt, 9 f.]. Dietrich BERNDT hat in einem Bildband über die archäologischen Ausgrabungen in Midas Kale berichtet. Obwohl das Buch, soweit es um Details geht, sehr informativ ist, enttäuschen die zeitdogmatischen (und widersprüchlichen) Schlussfolgerungen des Autors. Unkritisch

folgte er den chronologischen Vorschlägen, die 1993 Eva-Maria BOSSERT unterbreitet hatte, wonach die phrygische Kultur im -8. Jh., nach dem Untergang des Hethiterreiches, ihren Höhepunkt hatte und der von Sargon II. genannte Mita mit dem Herodotschen Midas identisch war [Berndt, 12-14]. Er verschwieg dabei, dass Herodot seinen Midas auf die Zeit unmittelbar vor die persischen Eroberung datiert hat, erwähnte aber, dass Ekrem AKURGAL auf die stilistische Ähnlichkeit der Bauwerke dieses Midas [ebd., Abb. 8-17] mit frühachämenidischen hingewiesen hatte, wies aber diese Auffassung entschieden zurück [Berndt, 14].

Die Inschriften wurden mit griechischen Buchstaben (mit einigen abweichenden Zeichen) geschrieben; ich halte es für ausgeschlossen, dass schon im -8. Jh. in Kleinasien eine solche Schrift verwandt wurde. Auch deshalb vertrete ich die Auffassung, dass es sich zwar um Bauwerke des Herodotschen Midas (II.) handelt, der aber mit dem Sargonschen Midas (I.) nicht identisch war. Dafür sprechen auch stratigraphische Gründe.

Die niederländische Ausgräberin Emilie HASPELS hatte das „phrygische" Midas Kale in das „8. Jh. v. Chr.", die „lydische Stadt" in die „erste Hälfte des 6. Jhs. v. Chr.") und die „persische Stadt" in die „2. Hälfte des 5. Jhs. v. Chr." datiert. Berndt [60] bezeichnete diese „zeitliche Einordnung" als „eindeutig", obwohl sein Ausgrabungsbericht dieser Einschätzung keineswegs entsprach. Obwohl laut Haspels zwischen „phrygischer" und „persischer" Schicht eine zeitliche Differenz von 300 Jahren bestanden haben soll, fand er für diesen Zeitabschnitt keinen einzigen Fundbeleg, auch nicht für die „lydische" Zeit. Dieser konkrete archäologische Befund überrascht nicht: Immerhin hatte Herodot nicht nur Midas zeitlich eine Generation vor Kroisos und Kyros angesetzt, sondern auch betont, dass die Lyder unter Kroisos nur sehr kurzzeitig Phrygien beherrscht hatten! Die „unvollendete" Fassade schrieb er, wohl zu Recht, Gordios II. zu [ebd., 20].

Nach meiner chronologischen Rekonstruktion haben die Staaten der Hethiter und Phryger jahrhundertelang bis kurz vor der persischen Eroberung nebeneinander bestanden; die Phryger müssen somit auch in hethitischen Quellen erwähnt worden sein. In der einschlägigen Literatur ist aber nur die Rede von den *Masa*, die westlich von Kappadokien gesiedelt haben sollen. Hierbei handelt es sich offensichtlich um den phrygischen Stamm der Mysier, der von Homer, Herodot und Strabo mehrfach erwähnt wurde. Diese Erwähnungen reichen aber nicht aus, die Existenz eines phrygischen *Großreiches* zur Hethiterzeit quellenmäßig zu beweisen. Meine Recherchen führten zu einem, auf den ersten Blick verblüffenden, aber m. E. überzeugenden Ergebnis.

Wo lag Achchijawa?

In den entzifferten hethitischen Texten wurde mehrfach ein Großreich Achchijawa erwähnt; über seine geographische Lage (westlich oder südlich des Hethiterreiches) werden seit nunmehr 84 Jahren erbitterte Diskussionen geführt. Bereits 1924 hat Emil Orgetorix FORRER, der vorher auch das „Mittelhethitische Reich" konstruierte [KW 2006c 333], die These aufgestellt, dass dieser geheimnisvolle Staat mit dem mykenischen Griechenland identisch war. Sein Hauptargument war der Gleichklang des Namens mit den Achaiern, die nach Homers *Ilias* Troia belagerten. Da er die einschlägigen Texte nicht veröffentlichte, konnte seine These jedoch zunächst nicht kontrolliert und diskutiert werden. Erst der Hethitologe Ferdinand SOMMER publizierte die damals bekannten Texte und widerlegte 1932 in einer allseitigen Analyse Forrers Argumente. Nach seiner Auffassung war Achchijawa, das möglicherweise im Süden Kleinasiens lag, auf keinem Fall mit dem mykenischen Griechenland identisch. Albrecht GOETZE [1957, 183] schloss sich dieser Auffassung nach Analyse später entdeckter Texte ausdrücklich an:

> „Ehe man aber die Gleichung aufstellt, muß man unvoreingenommen die Angabe der Texte überprüfen und fragen, was sie an sicheren Anhaltspunkten bieten.[...] Aber wer kann garantieren, daß nicht im Nordwesten Kleinasiens, in der weiteren Umgebung von Troja, frühzeitig Achäer, Vorgänger der späteren Äoler, heimisch geworden sind, und daß es nicht ein solches Staatswesen ist, das den Hethitern unter dem Namen »Land Ahhijawa« bekannt wurde? Wir wissen, daß Ahhijäer kleinasiatische Namen führten (und nicht griechische); das wäre in einem kleinasiatischen Lande unter achäischer Führung leicht verständlich. Es wäre erstaunlich bei Würdenträgern, die vom griechischen Festland herübergesandt wurden, um die Interessen ihres Herrn wahrzunehmen."

Goetze argumentierte auch gegen den Altgräzisten Fritz SCHACHERMEYR, der seit 1935 erneut versuchte, Achchijawa mit dem mykenischen Griechenland gleichzusetzen. Dieser war ein überzeugter Nationalsozialist und scheute sich nicht, auch rassistische Argumente vorzutragen. Trotzdem wurde seine Grundthese von anderen Altgräzisten, zuletzt von Fred STARKE, weiter vertreten und ausgebaut. Triumphierend schrieb LATACZ [2004, 152]:

> „Die Gleichsetzung wird kaum noch von irgend jemanden bezweifelt, seitens der Hethitologie und Archäologie gilt sie als gesichert, die Mykenologie schließt sich an, die Gräzistik ist auf dem Wege."

Er verschwieg jedoch wider besseren Wissens, dass viele englische Hethitologen und Archäologen (z. B. BRYCE, MELLAART und SINGER) anderer Auffassung sind und dass die DDR-Archäologin RIEMSCHNEIDER [1963, 19-22] diese „Gleichsetzungsthese" entschieden bekämpft hat. Der in Innsbruck for-

schende Hethitologe und Linguist HAJHAL [35-41] hält es auch jetzt noch, wie vor ihm Riemschneider, für durchaus möglich, dass Achchijawa in Kilikien lag. Latacz ignorierte vor allem einen grundlegenden Beitrag des Marburger Hethitologen Gerd STEINER, der 1964 in der historischen Fachzeitschrift *Saeculum* veröffentlicht wurde. In diesem betonte Steiner [388] nach ausführlichen und grundlegenden Analysen:

> „Somit ist die Identität des Landes Ahhijawa der hethitischen Texte mit einem *mykenisch-griechischen »Land der Achäer«* weder durch philologisch-sprachwissenschaftliche noch durch historische und archäologische Argumente auch nur wahrscheinlich zu machen. Die Beweisführung in den neueren Diskussion, die einen grundsätzlichen Zusammenhang zwischen beiden bereits voraussetzt, läuft damit auf einen Zirkelschluß hinaus, der durch den allgemeinen *consensus* zwar gedeckt, aber nicht aufgehoben wird."

Latacz verschwieg wohlweislich auch, dass der Archäologe ZANGGER [41-49] 1994 in seinem Buch *Ein neuer Kampf um Troia* die Achchijawa-Texte konkret analysiert hat, wobei er recht überzeugend bewiesen hat, dass dieses geheimnisvolle Land nicht in Griechenland, sondern im Nordwesten Kleinasiens gelegen haben muss. (Allerdings teile ich nicht Zanggers Vermutung, dass Troia die Hauptstaft Achchijawas war.)

Seitdem ich begann, mich mit der altanatolischen Geschichte intensiv zu beschäftigen, war mir klar, dass die richtige Lösung des Achchijawa-Problems von grundlegender Bedeutung ist, um die wirkliche Geschichte Kleinasiens vor der persischen Eroberung zu rekonstruieren. Mir liegen die fünf einschlägigen hethitischen Originaltexte (der Entwurf des Sausganuwa-Vertrages, der Tawagalawa-Brief, die Tudchalija-Annalen, der Madduwatta-Brief und die Murschili-Annalen), natürlich in deutscher Übersetzung, und die wichtigsten Interpretationen vor, die allerdings meist sehr umstritten sind. Ich habe diese auf Grundlage meiner neuen chronologischen Erkenntnisse neu analysiert, beschränke mich aber hier auf die Wiedergabe meiner wichtigsten Schlussfolgerungen. (Auf die damit verbundene Wilusa-Problematik werde ich im Folgebeitrag eingehen.)

Aus allen Texten ergibt sich eindeutig, dass Achchijawa ein Großreich war, an dessen Spitze ein König stand. Der akkadische Text des Vertrages, den ein namentlich nicht genannter Hethiter-Großkönig mit dem syrischen Amurru-Fürsten ***Sausagamuwa*** abgeschlossen hat, wurde noch nicht gefunden, aber dessen neschili-sprachiger Entwurf [KUB 23:1]. Dort werden die Herrscher genannt, die dem Hethiterkönig gleichgestellt waren:

> „Und die Könige, die mit mir gleichen Ranges sind: der König von Ägypten, der König von Babylonien, der König von Assyrien, der König von Achchijawa."

Der Entwurf enthält zahlreiche Korrekturen; obwohl niedergeschrieben, wurde der König von Achchijawa durchgestrichen. Warum dies geschah, ist umstritten. Zangger [46] schrieb:

> „Doch läßt sich aus der Tatsache, daß Ahhijawa überhaupt genannt wird, immerhin schließen, daß dem Land inzwischen eine politisch bedeutsame Rolle zukam, vergleichbar der von Hatti, Ägypten, Babylonien und Assyrien."

Ausgehend von meiner chronologischen Konzeption halte ich für bedeutsam, dass dieser Vertrag vor der Eroberung Babylons durch die Hethiter (real -530) und vor der Vernichtung des Assyrerreiches durch die verbündeten Meder und Hethiter (real -527) abgeschlossen worden sein muss. Der namentlich im Entwurf nicht genannte hethitische Herrscher kann somit nicht Chattuschili III. gewesen sein, wohl aber der junge Murschili II. Wie ich noch darlegen werde, hatte dieser während seines Arzawa-Feldzuges Konflikt mit Achchijawa, das er nicht besiegen konnte. Aus Erbitterung hierüber könnte er seinen Kontrahenten im Text gestrichen haben.

Dass Achchijawa als Großmacht galt, geht jedenfalls auch aus einem anderen Brief hervor, den ein namentlich nicht genannter Hethiterkönig an einen ebenfalls namentlich nicht genannten Herrscher von Achchijawa richtete. Es handelt sich um den ***Tawagalawa-Brief*** [KUB 14:3], in dem der Empfänger mehrfach als „Mein Bruder!" angeredet wurde. Diese Anrede gebührte nur einem gleichrangigen Herrscher! Die Existenz eines solchen Königs ist natürlich unvereinbar mit der mykenischen Geschichte. Alle Historiker sind sich einig, dass das mykenische Griechenland aus mehreren miteinander rivalisierenden Fürstentümern bestand, die keinem Herrscher unterstanden. Latacz [2004, 153 ff.] erörterte zwar ausführlich diesen Brief, ging aber bezeichnenderweise auf dieses Problem mit keinem Wort ein, das übrigens auch Schrott [26] bewusst war.

Aus dem nur bruchstückweise erhaltenen Text ergibt sich, dass es zu Kämpfen zwischen dem aus Achchijawa stammende Truppenführer Tawalagawa und den Hethitern gekommen war. Weiterhin sei ein ***Pijumaradu*** immer wieder ins Hethiterland eingefallen, wurde aber vom Fürsten von Millawanda (Milet) gedeckt. Starke [2001, 42] vermutete sogar, dass dieser Pijumaradu ein Schwiegersohn des Königs von Achchijawa gewesen sei. Er wurde auch in anderen Texten erwähnt, aus denen sich ergibt, dass er offensichtlich als Seeräuber die kleinasiatischen Küsten heimgesucht hatte. Konkret heißt es jedenfalls im dritten Tafel des Tawalagawas-Briefes, dass der Hethiterkönig mit seinen Truppen bis Millawanda gezogen sei, Pijamaradu aber mit seinem Schiff vorher die Stadt verlassen hätte. Der König von Achchajawa betrachtete dieses hethitische Vordringen als Eingriff in seine souveränen Rechte und drohte mit Krieg. Das war der unmittelbare Anlass, dass der

Hethiterkönig einlenkte und sich für sein Verhalten entschuldigte. Er erkannte die Oberhoheit Achchijawas über Milawanda an, bat aber den Empfänger, doch auf Pijamaruda einzuwirken, damit dieser weitere Überfälle unterlasse. Nicht bekannt ist, ob und wie der König von Achchijawa geantwortet hat.

Stark zerstört und deshalb genauso unklar und umstritten sind die ***Tudchalija-Annalen***, die Annalen eines Hethiterkönigs, dessen Ordnungszahl (I., II., III. oder IV.?) in der Literatur verschieden angegeben wird. Dieser Herrscher führte auch einen Krieg gegen Arzawa, einem Staat im südwestlichen Kleinasien, dessen König auch mit Ägypten korrespondierte; im Amarna-Archiv wurden zwei seiner Briefe geführt. Tudchalijas Bericht über seinen Arzawa-Feldzug [KUB 23:13] ist sehr zerstört, weshalb viele Zusammenhänge unklar bleiben. Soweit lesbar, ist auch davon die Rede, dass ein Kleinfürst, anscheinend aus dem Scheha-Tal, vom König des Landes *Achchijawa* unterstützt wurde. Zangger [49] meinte: „Dieser Text enthält die erste Erwähnung von Ahhijawa und hebt hervor, daß der König dieses Landes sich in Westanatolien befinde."

Zur Tudchalija-Problematik hatte ich bereits in meinen Hethiter-Beiträgen umfassend Stallung genommen. Tudchalija I. war kein Herrscher von Chattuscha [KW 2006a, 27 f.], Tudchalija II., den Forrer als „Mittelhethiter" betrachtete [ebd., 33 f.], war tatsächlich der Begründer des Jüngeren Hethitischen Reiches und Vater Schuppiluliumas I. [KW 2006c, 336]. Wie schon Otten bewiesen hatte, waren Schuppiluliuma I. und Tudchalija III. identisch [ebd., 337 f.]. Tudchalija IV. war zwar ein realer Herrscher der späten Hethiterzeit, dem aber zu Unrecht auch Texte vorheriger Tudchalijas zugeschrieben wurden [ebd., 354 f.].

Liest man unbefangen die zeitgenössischen Tudchalija-Annalen und den vollständigen Text der posthumen „Taten des Schuppiluliuma", kann kein Zweifel daran bestehen, dass die Aktionen desselben Herrschers geschildert wurden [vgl. Cornelius 136-148]. Beide führten zu Beginn ihrer Regierung einen Feldzug gegen Arzawa durch und kämpften später gegen Assur; Widersprüche zwischen diesen beiden Texten gibt es nicht. Ich datierte die Regierungszeit Schuppiluliumas I. auf die Realjahre 566–540 [KW 2007, 289]; der Arzawa-Feldzug des Tudchalija (III.) fand, wie sich aus den Annalen ergibt, zu Beginn seiner Regierungszeit statt, also spätestens im Realjahr -560. Das ist deshalb von Bedeutung, da ich den Trojanischen Krieg etwa vier Jahrzehnte vorher (etwa -600) datiert habe.

Der Text des ***Madduwatta-Briefes*** [KUB 14:1], in der älteren Literatur als „Anklageschrift gegen Madduwatta" bezeichnet, blieb nur sehr fragmentarisch erhalten. Der Empfängers des Briefes, Fürst Madduwatta, war anscheinend zunächst unabhängig, wurde aber von ***Attarissija***, dem „Mann von Achchija" [sic], aus seinem Land vertrieben. Er floh nach Chattuscha und konnte mit hethitischer Hilfe sein Stammland zurückzuerobern. Obwohl er nun hethi-

tischer Vasall war, schloss er, nach einigen Verwicklungen, ein Bündnis zunächst mit Arzawa und dann sogar mit Attarissija, weshalb ihm der Hethiterkönig in dem bezeichneten Brief ernste Vorwürfe machte [vgl. Cornelius, 265-268; Brandau/Schickert, 143]. Der Text gibt keine nähere Angaben über die Lage Achchijawas; auch die Datierung dieses Briefes ist umstritten. Emmanuel LAROCHE hatte zwar versucht, diesen Text durch einen Vergleich mit den Arnuwanda-Annalen einem Arnuwanda III. zuzuschreiben [vgl. KW 2006c, 356]; Zangger [45] übernahm unkritisch diese Behauptung, obwohl im Text kein Arnuwanda erwähnt wird [vgl. Otten 1963, 2 ff.]. Seitdem wird Laroches Behauptung auch von keinem Hethitologen, auch nicht von Steiner und Starke, mehr vertreten. Wie ich noch darlegen werde, ist es wahrscheinlich, dass dieser Text schon im Althethitischen Reich entstanden ist.

Von besonderer Bedeutung sind die ***Murschili-Annalen*** [KUB 19, 49]. In diesen berichtete Murschili II. (konv. 1318–1290; real 540–519), der Sohn Schuppiluliumas I., über einen Feldzug in seinem dritten Regierungsjahr gegen Arzawa. Nach der Eroberung seiner Hauptstadt Apasa (Ephesos) floh der König Uchchazidi mit seine Söhnen „über das Meer hinüber". Er selbst starb „inmitten des Meeres"; seine Söhne kamen danach „aus dem Meer heraus" und nahmen Kontakt zu dem König von Achchijawa auf.

Anhänger der „Gleichsetzungsthese", wie z. B. STARKE [2001, 38] interpretierten diese Passage so, dass der geschlagene Arzawa-König zu „Inseln" geflohen sei, die von Griechen beherrscht wurden. Schon STEINER [372] bemerkte zu diesem immer vorgetragenen Argument:

> „Wo immer man nun dieses Land ‚*inmitten des Meeres*' ansetzt, so ergibt der Zusammenhang, daß der König von Ahhijawa auf dem Festland, worauf sich die Richtungsangabe des Erzählers bezieht, und nicht ebenfalls ‚*inmitten des Meeres*' zu finden war."

Ich möchte hier nicht auf die konventionellen Spekulationen eingehen, wo diese Insel/n lag/en. Neben Cypern und Kreta wurde vor allem auf die ägäischen Inseln (Dodekanes und Kykladen) hingewiesen. Wolf-Dietrich NIEMEIER [2002, 2951], der Ausgräber von Milet, schrieb hierzu:

> „Aber wo ist das Zentrum des mykenischen Landes Ahhijawa zu lokalisieren? Die Versuche, es auf den mykenischen Inseln Rhodos oder Kos zu suchen, vermögen nicht zu überzeugen, Es gibt dort kein Zentrum, das als Sitz eines im 13. Jahrhundert v. Chr. von den hethitischen Großkönigen zusammen mit den Großkönigen von Ägypten, Babylonien und Assyrien als gleichrangig anerkannten Herrschers gedient haben könnte. Zudem bieten diese Inseln nicht genug Ressourcen an Land und Bevölkerung, um eine internationale Großmacht zu bilden."

Als Anhänger der „Gleichsetzungsthese" suchte er dieses Zentrum im griechischen Theben; wie vor ihm schon Wolfgang Helck [126]. Weder Niemeier,

Starke oder Latacz hielten es für nötig, auf eine grundlegende Entdeckung hinzuweisen, die STEINER schon 1964 publiziert hatte: Im *Tawalagawa-Brief* heißt es, dass der hethitische Großkönig einen Wagenlenker Dabaladatta nach Achchijawa geschickt hat, um Pijamaradu zu einer Aussprache nach Chattuscha zu bringen:

> „Die Entsendung eines Wagenlenkers läßt nun erwarten, daß die Beförderung auf einem Wagen geschehen sollte; andernfalls wäre der daran angeschlossene Exkurs über die Stellung eines Wagenlenkers ohne Pointe. Damit aber ist eine Landverbindung zwischen Ahhijawa und dem Standort des hethitischen Königs vorauszusetzen." [Steiner, 371 f.]

Wie vorher Steiner, kam ZANGGER [47] im Ergebnis seiner Analysen zu der Schlussfolgerung,

> „daß Ahhijawa im Westen oder Nordwesten des anatolischen Festlandes gelegen haben muß – also in oder nahe der Troas – und daß sich sein Territorium von dort unter Umständen entlang der Südküste des Marmarameeres oder weiter nach Norden über die Halbinsel Gallipoli bis nach Thrakien erstreckte."

Allerdings war auch Zangger noch zeitdogmatisch befangen. Da er davon ausging, dass die Phryger erst nach dem Untergang des Hethiterreiches (angeblich um -1200) nach Kleinasien einwanderten, betrachtete er das mit Hisarlık identische Troia als Zentrum Achchijawas, ohne diese Annahme überzeugend begründen zu können. Nach meinen dogmakritischen Recherchen existierte dagegen das Phrygerreich von Anfang an neben dem Hethiterreich und konnte von diesem nicht übersehen werden. Meine Schlussfolgerung ist einfach, aber trotzdem neu: ***Achchijawa und das Phrygerreich waren identisch!***

Die Achaier

Schrott ignorierte in seinem Buch völlig diese wissenschaftlichen Auseinandersetzungen. Für ihn stand von vornherein fest, dass die Achaier wie auch die Danaer, die er stets zusammen nannte, Griechen waren. Völlig unkritisch ging er von zeitdogmatischen Voraussetzungen aus: Als „Fakt" bezeichnete er, dass „mehrere historiographische Zeugnisse der Ägypter und Hethiter aus dem 2. Jahrtausend die Danaer *und* Achaier auch in Kilikien verorten" [Schrott 2008a, 27; vgl. auch 13]. Unvermittelt schrieb er dann einige Seiten später: „Historiographisch greifbar werden diese dann erst wieder Ende des 8. und Anfang des 7. Jahrhunderts: und das erneut in Kilikien" [ebd., 41].

In seinem Text konnte ich keinerlei Verwunderung über dieses jahrhundertelange Schweigen der Quellen erkennen. Leider kann ich hier die mir vorliegenden ägyptischen Quellen nicht analysieren. Ich möchte nur betonen,

dass in keiner von Danaern und Achaiern in Kilikien die Rede ist, sondern nur von Söldnern aus dem Mittelmeerraum, deren Nationalität unklar ist; sie wurden auch in keiner Quelle zusammen genannt, was Schrott [2008a, 37-42] bestritt. Auf die *Danaer* werde ich im Folgebeitrag näher eingehen; in den Inschriften des Merenptah (real 518–512) heißt es lediglich, dass die „Ta-aa-ja" [Lesung von Helck, 24] „von den Inseln" kamen [Breasted III, 574, 596]. Wolfgang BÜSCHER [2008] ist in seiner Rezension auch auf Schrotts kilikischen Belege über die Danaer eingegangen:

> „Zum Beispiel jene Bilingue, eine zweisprachige Stele, in der ein kilikischer König seine Leute Danaer nennt – so interpretiert sie Schrott, die griechischen Danaer in Kilikien verortend. Es handelt sich aber um eine vokallose Schrift. Da steht nur DNN. Burkert: »Das kann alles Mögliche heißen. Das können« – das meint er nicht ganz ernst – »auch Leute von der Donau sein«."

SCHROTT [2008a, 32] gab weiterhin an, dass die Ägypter die Achaier als „ekwes" bezeichneten, die identisch mit den „Aqaiwaša" gesehen werden [vgl. Illig 1991]. Eduard MEYER [1928, III:558 f. = 2000, 300 f.] wies darauf hin, dass diese „Aqaiwaša" beschnitten waren, weshalb es keine Griechen sein können; schon HERODOT [II:104] betonte, dass die Griechen Beschneidungen als „barbarisch" entschieden ablehnten. Diese „Ekwes/Aqaiwaša" waren auch nach meiner Überzeugung keine Griechen; sie können aber durchaus Leute aus Achchijawa, nach meiner Konzeption also Phryger, gewesen sein.

In der *Ilias* wurden die Belagerer und Eroberer von Troia durchweg als ***Achaier*** *(achaioi)* bezeichnet. Das hat verständlicherweise alle Altgräzisten in Verwirrung versetzt, was auch bei LATACZ deutlich zum Ausdruck kommt: Auch nach seinem Verständnis gab es in mykenischer Zeit nur in Thessalien Stämme, die diesen Namen führten; ihr Häuptling war in der fraglichen Zeit Achilleus [Latacz 2004, 159]. Dass Homer, den er übrigens ins -8. Jh. datiert, schon diese Gesamtbezeichnung verwandte, erscheint ihm unverständlich:

> „In der Realität zur Zeit Homers gab es als Bezeichnung großer Gruppen lediglich »Ioner«, »Aioler« und »Dorer«; der Jahrhunderte später erfolgte Aufstieg des Namens »Achaier« zum lateinischen *Achaei* - *Achaea* war seit 146 Teilprovinz Roms – ging von der thessalischen Landschaft »Achaia« aus" [Latacz, 151].

Er fand keinen „rationalen Grund", „warum irgendein Dichter zu irgendeinem Zeitpunkt" den Namen für die Aggressionsarmee erfinden sollte, und stellte die berechtigte Frage:

> „Was hätte auch sein Publikum damit beginnen sollen? Hätte es Erfindungen von solcher Art angesichts der Fülle verfügbarer realer Bezeichnungsmöglichkeiten nicht als absonderlich empfinden müssen?" [ebd.].

Natürlich fand Latacz mit seinen hellenozentrischen und zeitdogmatischen Vorurteilen keine überzeugende Antwort auf die selbst gestellte Frage. Im Zusammenhang mit meinen Achchijawa-Studien erwog ich dagegen, ob das historische Troia tatsächlich von Leuten aus diesem Land, „Achaier" im Wortsinn, erobert wurde. Auf diese Möglichkeit hatte schon GOETZE [1957, 183, Anm. 5], nach seiner Kritik der „Gleichsetzungsthese", recht deutlich hingewiesen:

> „Meine Opposition gegen *Forrer/Schachermeyr* betrifft weniger den Vergleich von Ahhijawa/Ahhija mit den Achäern als den mit Achäern des griechischen Festland."

Im bereits erwähnten Madduwatta-Brief war die Rede von ***Attarissija***, dem „Mann aus Achchija", der Madduwatta aus seinem Land vertrieben hatte. Viele Autoren [z. B. Starke 2001, 38; Niemeier 2002, 296] haben vermutet, dass dieser mit Atreus, dem König von Argos und Vater Agamemnons, identisch war. Sie gehen somit davon aus, dass es sich um einen König gehandelt hat. In der einschlägigen Literatur fand ich jedoch keinen Hinweis, dass in der *Ilias* [III:186] ein phrygischer König ***Otreus*** als Vater und Vorgänger des Königs Mygdon (Midas I.?) erwähnt wurde. Ich betrachte die Gleichsetzung dieses Otreus mit Attarissija viel wahrscheinlicher als die vermutete Atreus-Gleichsetzung. Insofern ordne ich den Madduwatta-Brief zeitlich dem Althethitischen Reich zu; er dürfte somit nicht das jüngste, wie oft angenommen, sondern das älteste Zeugnis für Achchijawa sein.

Auch ich betrachte Homer nicht als Zeitzeugen des Troianischen Krieges. Wie Schrott, diesmal für mich überzeugend, aufgezeigt hat, entsprechen Homers Angaben nicht der Topographie von Hisarlık, das ich als das historische Troia betrachte. Höchstwahrscheinlich war er niemals dort, sondern stützte sich auf vorliegende Berichte. Er schrieb im ionischen Dialekt, woraus ich schließe, dass er ein Grieche war und das Geschehen um Troia 'gräzisiert' hat. So erschuf er Gestalten, die es so nicht gegeben hat [vgl. Siebler, 175-194]. Trotzdem ist es nicht auszuschließen, dass Homer auch kleinasiatische Quellen über den Troianischen Krieg vorlagen; dafür sprechen einige Passagen in seinem Epos, die mit der *Kypria* nicht in Einklang zu bringen sind. Das betrifft vor allem die Schilderung des Gespräches, das der troianische König Priamos mit der entführten Helena führte [*Ilias* III:180-190]. Er erinnert sich der Tage, die er mit König Otreus und dessen Sohn Mygdon verbracht hatte und lässt sich unmittelbar danach Agamemnon, den Sohn des Atreus zeigen. Ziemlich deutlich lässt der Dichter erkennen, dass Mygdon und Agamemnon identisch waren!

Leider fand ich nirgends in der reichhaltigen Homer-Literatur eine Interpretation dieses Gespräches; die Passage wird durchweg totgeschwiegen! Aus dem Text [*Ilias* II:108 u.a.] ergibt sich weiterhin, dass Atreus und Agamemnon

aus Argos stammten; dies könnte ein Synonym für die phrygische Hauptstadt Gordion sein. Später wurde als Argos eine Landschaft umweit von Korinth bezeichnet; bei dortigen Ausgrabungen wurden jedoch keine Überreste aus mykenischer Zeit, sondern nur aus klassischer griechischen Zeit gefunden; dies war für Archäologen „eine herbe Enttäuschung" [Durando, 140]!

Fast unbekannt ist der lydische Autor ***Xanthos***, der zur Zeit des achämenidischen Großkönigs Artaxerxes I. ein Geschichtswerk *Lydiaka* verfasst hat, von dem Teile erhalten blieben. Er stammte somit aus Kleinasien und war ein Zeitgenosse Herodots. Dieser Historiker schrieb unverblümt, dass Troia nicht von Griechen, sondern von Phrygern erobert wurde [vgl. Meyer 1928, II/1:568, Anm. 3 = 2002, III:740, Anm. 61]!

Geht man von dieser These aus; erscheint auch das tatsächliche Geschehen weitaus verständlicher. Natürlich belagerten die Phryger nicht 10 Jahre lang die Stadt, wovon übrigens auch in der *Ilias* nirgends die Rede ist. In dem Epos geht es bekanntlich hauptsächlich um den Streit zwischen dem „Völkerfürsten" Agamemnon und dem Thessalier Achilleus um eine Sklavin. Letzterer gilt vor allem deshalb als Achaier, weil er auch von nachhomerischen Autoren so bezeichnet wurde. Ich gehe davon aus, dass vor der phrygischen Eroberung Troias tatsächlich ein solcher Streit zwischen dem Phrygerkönig Midas I., und seinem Vasallen Achilleus stattfand, den Homer später mit seinen Hexametern zu einem unsterblichen Text geformt hat.

Literatur (Auswahl)

Becker, Peter (2008): Willkommen im Morgenland; in *Tagesspiegel*, 9. 3. 08

Beckerath, Jürgen von (1984): *Handbuch der ägyptischen Königsnamen*. München · Berlin/West

Berndt, Dietrich (2003): *Midasstadt in Phrygien*. Mainz

Bittel, Kurt ([2]1950): *Grundzüge der Vor- und Frühgeschichte Kleinasiens*. Tübingen

Bossert, Eva-Maria (1993): Zum Datum der Zerstörung des phrygischen Gordion; in *Istanbuler Mitteilungen*, Jg. 43, 287-292

Brandau, Birgit (1999): *Troia. Eine Stadt und ihr Mythos*. Bergisch Gladbach

Brandau, Birgit / Schickert, Hartmut (2001): *Hethiter. Die unbekannte Weltmacht*. München · Zürich

Breasted, James Henry (1906): *Ancient Records of Egypt. III*. London · Leipzig

Bryce, Trevor R. (1989): Ahhijawans and Mycenaeans – An Anatolian Viewpoint, in: *Oxford Journal of Archaeology* 8 (3) 297-310

Büscher, Wolfgang (2008): Homer und sein Nachdichter; in *Die Zeit* 17. 4. 08

Burkert, Walter (2008): Zwölf Sprachen, vier Schriften und keine Identität; in *FAZ*, 17. 1 .08

Casabonne, Olivier (2004): *La Cilicie à l'époque achéménide*. Paris

Cornelius, Friedrich (1973): *Geschichte der Hethiter*. Darmstadt

Durando, Furio (2000): *Griechenland. Archäologischer Reiseführer*. München

EA = Knudtzon, Jörgen-Alexander (Hg., 1910): *Die El-Amarna-Tafeln. I: Texte.* Leipzig
Eder, Walter / Renger, Johannes (2004): *Herrscherchronologien der antiken Welt.* (Der Neue Pauly. Supplementband 1); Darmstadt
Ernst, Otto (1996a): Zur Herkunft der Chaldäer; in *ZS* 8 (1) 69-86
- (1996b): Korrekturen und Ergänzungen; in *ZS* 8 (4) 420-423
Fischer, Robert (2008): *Die Ahhijawa-Frage.* Wiesbaden [erscheint August 2008]
Forrer, Emil Orgetorix (1924a): Vorhomerische Griechen in den Keilschrifttexten von Boghazköi, in: *Mitteilungen der Deutschen Orientgesellschaft* (Berlin), 63, 1-22
- (1924b): Die Griechen in den Boghazköi-Texten; in *Orientalische Literatur-Zeitung* (Berlin), 1924, 113-118
Gamkrelidse, Tamas / Iwanow, Wjatscheslaw (1981): Das Alte Vorderasien und die Wanderungen der Indoeuropäer; in *Gesellschaftswissenschaften* (Moskau), Heft 1/1981, 141-151
Gindin, Leonid A. (1999): *Troja, Thrakien und die Völker Altkleinasiens. Versuch einer historisch-philologischen Untersuchung;* Innsbruck
Goetze, Albrecht (1957): *Kulturgeschichte Kleinasiens.* München
Haarmann, Harald (2002): *Lexikon der untergegangenen Sprachen.* München
Haas, Otto (1966): *Die phrygischen Sprachdenkmäler.* Sofia
Haider, Peter W. (2004): Phrygien; in *Eder/Renger,* 81-83
Hajnal, Ivo (2003): *Troia aus sprachwissenschaftlicher Sicht.* Innsbruck
Heidrich, Specht K. (1987): *Olympias Uhren gingen falsch.* Berlin/West
Heinsohn, Gunnar (1988): *Die Sumerer gab es nicht.* Frankfurt/Main
- (1996): *Assyrerkönige gleich Perserherrscher!* Gräfelfing
H/I = Heinsohn, Gunnar / Illig, Heribert ([5]2003): *Wann lebten die Pharaonen?* Frankfurt/Main ([1]1990)
Helck, Wolfgang ([2]1995): *Die Beziehungen Ägyptens und Vorderasiens zur Ägäis bis ins 7. Jahrhundert v. Chr.* (bearbeitet von Rosemarie Denkhahn); Darmstadt
Hethiter (2002) = *Die Hethiter und ihr Reich* (Begleitband zur Hethiter-Ausstellung). Stuttgart
Illig, Heribert (1991): Variationen über PLST. Velikovsky identifizierte die Seevölker falsch, aber datierte richtig; in Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart 3 (3) 40-55
- ([2]2005): *Die veraltete Vorzeit;* Gräfelfing ([1]1988)
- (2008): Troia in Kilikien? Zur Homer-Version von Raoul Schrott; in *ZS* 20 (1) 46-55
Klengel, Evelyn und Horst (1970): *Die Hethiter.* Leipzig
KUB = *Keilschrift-Urkunden aus Bogazköy* (1921 ff.). Berlin
KW s. Klaus Weissgerber
Latacz, Joachim (2001): Mehrere Beiträge in *Troia - Traum und Wirklichkeit*
- (2002): Wilusa [Wilios/Troia], in *Hethiter,* 196-203
- ([2]2004): *Troia und Homer. Der Weg zur Lösung eines alten Rätsels;* München
- (2008a): „Eine irrwitzige Phantasterei"; in *Der Spiegel,* Nr. 1/2008
- (2008b): Wir bleiben Troy; in *Süddeutsche Zeitung,* 3. 1. 08
Löbbert, Raoul (2008): Avanti Dilettanti; in *Rheinischer Merkur,* 13. 3. 08
Mellaart, James (1986): Hatti, Arzawa and Ahhiyawa: A Review of the Present Stalemate in Historical and Geographical Studies, in: *Archaeological Society of Athenes,*

74-84
Meyer, Eduard (1928): *Geschichte des Altertums. Bd. III: Die Zeit der ägyptischen Großmacht;* Stuttgart · Berlin (Neuausgabe 2004: Band 3. Stuttgart)
Neumann, Günter (1988): *Phrygisch und griechisch.* (Sitzungsberichte der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Heft 499); Wien
Neumann, Johannes (2008): Homer hat endlich ein Zuhause; in *FAZ,* 5. 2. 08
Niemeier, Wolf-Dietrich (2002): Hattusa und Ahhijava im Konflikt um Millawanda/Milet: in *Hethiter,* 294-301
Otten, Heinrich (1963): Neue Quellen zum Ausklang des Hethitischen Reiches; in *Mitteilungen der Deutschen Orient-Gesellschaft* (Berlin), 94, 1-23
Patzek, Barbara (2008): Schrotts Homer – ein kühner historischer Roman; in *FAZ,* 3. 1. 08
Pauly = *Der kleine Pauly* (!979): *Lexikon der Antike.* I-V; München
Peiser, Benny J. (1993): *Das dunkle Zeitalter Olympias;* Frankfurt u. a.
Rebenich, Stefan (2008): Ein ehrgeiziges Migrantenkind, leider kastriert; in *NZZ,* 15. 3 .08
Riemschneider, Margarete (1950): *Homer. Entwicklung und Stil;* Leipzig
- (1954): *Die Hethiter und ihr Reich;* Leipzig
- (1963): *Von Olympia bis Ninive im Zeitalter Homers;* Leipzig
- (1965): *Das Reich am Ararat;* Leipzig
Schachermeyr, Fritz (1935): Hethiter und Achäer, in *Mitteilungen der Altorientalischen Gesellschaft* (Leipzig), 9, 1 f.
- (1986): *Mykene und das Hethiterreich* (Korrigierte Neuauflage); Wien
Schrott, Raoul (2001): *Gilgamesch (Gilgamesh);* München
- (2007): Homers Geheimnis ist gelüftet; in *FAZ,* 22. 12. 07
- (2008a): *Homers Heimat. Der Kampf um Troia und seine realen Hintergründe;* München
- (2008b): Troia und Homer, Kilikien und Ilias. Raoul Schrott über sein Buch „Homers Heimat" (Gespräch mit Christoph Heinemann); *Deutschlandfunk,* vom 7. 3. 08 (siehe Internet)
- (2008c): Es geschah in Kilikien. Entgegnung auf die Kritiken und Einwände zu meinen Thesen zur Person Homers und den Ursprüngen und Motiven der „Ilias"; in *FAZ,* 15. 3. 08
Schwertheim, Elmar (2005): *Kleinasien in der Antike. Von den Hethitern bis Konstantin;* München
Siebler, Michael (1990): *Troia – Homer - Schliemann. Mythos und Wirklichkeit;* Mainz
Singer, Itamar (1983): Western Anatolia in the Thirteens Century BC According to the Hittite Sources, in *Anatolian Studies* (Ankara) 33, 205-217
Sommer, Ferdinand (1932): *Die Ahhijawa-Urkunden.* (Abhandlungen der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Neue Folge 6); München
Sperlich, Waltraud (2001): *Troja war nicht allein;* Stuttgart
Starke, Frank (1997): Troia im Kontext des historisch-politischen und sprachlichen Umfeld Kleinasiens im 2. Jahrtausend, in *Studia Troica,* Jg. 7, 447-487.
- (2001): Troia im Machtgefüge des zweiten Jahrtausends vor Christus, in *Troia,* 34-45

Steiner, Gerd (1964): Die Ahhijawa-Frage heute, in *Saeculum* (Köln) 15, 365-392
Troia = Troia- Traum und Wirklichkeit (2001): Begleitband zur Troia-Ausstellung; Stuttgart
Truhart, Peter (2000): *Regenten der Nationen. Teil I: Altertum weltweit:* München
Velikovsky, Immanuel (1983a): *Die Seevölker;* Frankfurt/M. u. a.
- (1983b): *Ramses II. und seine Zeit;* Frankfurt/M. u. a.
Weissgerber, Klaus (1996): Aegyptiaca I. Erste Bemerkungen zur altägyptischen Geschichte; in *ZS* 8 (3) 248-268
- (1997a): Fremde Herrscher über Ägypten (I) (Aegyptiaca III); in *ZS* 9 (2) 205-223
- (1997b): Fremde Herrscher über Ägypten (II). Die Sargoniden (Aegyptiaca IV; Asiatica I); in *ZS* 9 (3) 466-501
- (1997c): Fremde Herrscher über Ägypten (III). Die Achämeniden (Aegyptiaca V; Asiatica II); in *ZS* 9 (4) 569-598
- (1998): Die Vorsargoniden I (Asiatica III); in *ZS* 10 (2) 198-202
- (2004): Bemerkungen und Fragen zu Troia. Erster Teil: Die Griechen und Troia (Asiatica IV/1 = Hellenica I); in *ZS* 16 (3) 523-547
- (2005a): Bemerkungen und Fragen zu Troia (IIa). Die „Hethiter" und Troia I; in *ZS* 17 (2) 319-347
- (2005b): Die Vorsargoniden II (Asiatica III/2); in *ZS* 17 (2) 348-377
- (2006a): „Hethiter" III (Asiatica IV/2c); in *ZS* 18 (1) 18-47
- (2006b): Zur Bronze- und Eisenzeit in Ägypten. Antwort auf Manfred Zeller (Aegyptiaca VI); in *ZS* 18 (1) 48-57
- (2006c): Die „Hethiter" IV (Asiatica IV/2d); in *ZS* 18 (2) 328-359
- (2006d): Zur absoluten Chronologie Vorderasiens (Asiatica VI); in *ZS* 18 (2) 360 f.
- (2006e): Zwischen Echnaton und Kambyses (I) Zur Geschichte und Chronologie Ägyptens (Aegyptiaca VII/1); in ZS 18 (3) 560-589
- (2007): Zwischen Echnaton und Kambyses (III) (Aegyptiaca VII/3); in *ZS* 19 (2) 279-299
West, Martin Litchfield (2001): Homer durch Jahrtausende. Wie die Ilias zu uns gelangte; in *Troia,* 108-111
- (2003): *Homeric Hymns. Homeric Apocrypha. Lives of Homer;* Cambridge/Mass.
- (2008): Die alten Helden gewinnen neuen Glanz in der Schrift (Gespräch mit Johann Schloemann); in *SZ,* 11. 3. 08
Widmann, Arno (2008): Homer ein assyrischer Schreiber? in *Frankfurter Rundschau,* 29. 2. 08
Wittke, Anne-Marie (2004): *Muški und Phryger. Ein Beitrag zur Geschichte Anatoliens vom 12. bis zum 7. Jh. v. Chr.;* Tübingen
Zangger, Eberhard (1994): *Ein neuer Kampf um Troia. Archäologie in der Krise;* München
Zick, Michael (2003): Die Großmacht Ahhijawa taucht auf, in *Bild der Wissenschaft,* Nr. 2/2003, 78 f.
ZS = *Zeitensprünge. Interdisziplinäres Bulletin*; Gräfelfing

Dr. Klaus Weissgerber, 98693 Ilmenau

Die Hohen Priester des Amun
Ihre wirkliche Chronologie (Aegyptiaca XIII)
Klaus Weissgerber

„Geschichtswissenschaft ist keine einfache, einzelne Wirklichkeit, sondern eine komplexe, immer wieder neu zu überdenkende Antwort auf Ereignisse unserer eigenen Vergangenheit" [Rohl, 61].

Abstract: *Die* Hohen Priester des Amun (= HPA) *spielten eine so bedeutende Rolle in der realen Geschichte Ägyptens seit der 18. Dyn., dass sie bei der Rekonstruktion der realen Geschichte dieser Zeit nicht ignoriert werden können. In Ergänzung des Vorbeitrages versuche ich, sie auf Grundlage meiner archäologisch begründeten Konzeption neu zu datieren, wobei ich von der sich aus den Nilstandsmarken ergebenden „Priesterära" ausgehe. Im Ergebnis meiner Untersuchungen wende ich mich entschieden auch gegen die Legende eines territorialen „Gottesstaates des Amun", der während der „Dritten Zwischenzeit" neben den Herrschaften der 21. bis 24. Dynastie jahrhundertelang in Oberägypten bestanden haben soll. Ich schlage auch eine Lösung des „Siamun-Problems" vor, die sich wesentlich von der Auffassung Velikovskys unterscheidet, und gehe kritisch auf Herihor ein.*

Die Priester des Amun-Re im Neuen Reich

Amun war der Stadtgott Thebens; das älteste erhalten gebliebene Bauwerk des Großen Amun-Tempels in Karnak stammt von Sesostris I., dessen 12. Dynastie archäologisch der 17. und 18. Dyn. in Theben unmittelbar vorausging. In meiner folgenden Beitragsserie *Ägypten vor Echnaton* werde ich auch die Frühgeschichte Thebens auf Grundlage der Erkenntnisse von Heinsohn und Illig erörtern, vor allem aber begründen, dass es kein Altes und Mittleres Reich, sondern nur eine Vielzahl von nebeneinander bestehenden Kleinfürstentümern gegeben hat, die Kultgemeinschaften um lokale Heiligtümer (z. B. in Elephantine, Theben, Hermopolis, Memphis-Saqqara und Heliopolis) bildeten. Erst den Gaufürsten von Theben gelang es, ganz Ägypten zu beherrschen; als Pharaonen der 18. Dyn. bildeten sie erstmals einen gesamtägyptischen Staat („Neues Reich"), der trotz gelegentlicher kurzer Bürgerkriege (ohne eine „Zwischenzeit"!) bis zur persischen Eroberung bestand.

Die neuen Herrscher bildeten nicht nur eine zentrale Verwaltung; der siegreiche Gott Amun wurde zum höchsten Gott Ägyptens erklärt und überall

Tempel zu seinen Ehren errichtet. Hierbei gingen sie sehr geschickt vor: Um Unterägypten nicht zu verärgern, wurde der dortige Sonnengott Re mit Amun identifiziert, der nun als „Amun-Re" bezeichnet wurde. Die Kulte der örtlichen Götter (als Symbole ursprünglicher Totemsymbole zumeist in Tiergestalt) blieben unangetastet, aber in den Amun-Kult integriert; sie galten nunmehr als Nachkommen des Schöpfergottes Amun. Entsprechend wurde Nut, die Gemahlin Amuns, mit der unterägyptischen Himmelsgöttin Nut gleichgesetzt; die örtlichen weiblichen Gottheiten fanden ebenfalls ihre weiblichen Entsprechungen. In späterer Zeit wurde die Lehre immer mehr vereinfacht; die „thebanische Triade" – Amun, Mut und Chons – trat in den Vordergrund:

Amun-Re wurde zum „verborgenen" Gottvater: Er galt als Schöpfer des Alls, der Götter und der Menschen.

Mut als Gemahlin des Amun und Himmelskönigin wurde auch als „Gottesmutter" bezeichnet: Sie war die Mutter des Gottes Chons.

Chons, als Sohn Amuns auch als „Gottessohn" bezeichnet, wurde zumeist als Jüngling dargestellt, der Heilungen vornahm. Nach und nach wurde er mit ***Osiris*** identifiziert; dessen menschliche Abbildungen von denen des Chons nicht zu unterscheiden sind. Osiris wurde ermordet, richtete im Totenreich über die Verstorbenen und erlebte schließlich seine Wiederauferstehung [vgl. z. B. Eliade 1:87-112]. Die Vermutung liegt nahe, dass diese weiterentwickelte Amun-Lehre eine der Quellen der christlichen Vorstellungen über den allmächtigen „Gottvater", die „Gottesmutter" Maria und des „Gottessohnes" Jesus gewesen ist; leider kann ich auf diese Thematik hier nicht näher eingehen.

Trotz der Einigung Ägyptens kam es immer wieder zu Auseinandersetzungen mit den Gaufürsten (Nomarchen); hierbei benötigten die Pharaonen der 18. Dyn. die Unterstützung der Priesterschaft und bemühten sich auch aus diesem Grund, diese durch großzügige Spenden und Schenkungen (Grundstücke, Vieh, abhängige Bauern) für sich zu gewinnen. Auch brachten die großen Eroberungen reiche Beute ins Land, von der ein erheblicher Teil den Tempeln zufloss. So schenkte Thutmosis III. dem Amun-Tempel

> „Felder und Gärten von den besten in Ober- und Unterägypten, hochgelegene, mit Obstbäumen bepflanzte Güter, Milchkühe, Stiere, Gold, Silber, Lasurit in großer Menge, gefangene Asiaten und Neger, 878 Männer und Frauen, die die Speicher des Gottes füllen, spinnen, weben und den Boden bestellen mußten, drei unterworfene Städte, die jährlich dem Amon Tribut zahlen mußten" [Adsijew 214].

Um die vielen und weitverzweigten Tempelgüter verwalten zu können, entstand eine zahlenmäßig starke Priesterschaft, die hierarchisch gegliedert war. An der Spitze stand der „Erste Priester des Gottes Amun" [hm-ntr tpy n'Imn] in Theben; unter ihm der zweite, dritter und vierte Priester. Nach biblischem

Vorbild werden die Ersten Priester in der Literatur zumeist „Hohe Priester" genannt. Sie gewannen eine solche Machtstellung, dass sie ihre Namen in Königskartuschen schrieben. Gleichzeitig waren sie auch Befehlshaber der „Truppen des Gottes", verwalteten dessen „Silberhaus" und kontrollierten als „Vorsteher der Propheten aller Götter des Südens und Nordens" alle Tempel des Landes [Erman, 399].

Echnaton versuchte, mit Hilfe der Priesterschaft von Heliopolis und Memphis, die noch den Lichtgott Aton-Re verehrten, die Macht der Hohen Priester zu brechen, indem er diesen absetzte, den Amun-Kult verbot und das Eigentum des Gottes beschlagnahmte. Die zahlenmäßig starke Amun-Priesterschaft verteidigte aber ihre Pfründe und verstand es, die einfache Bevölkerung ideologisch zu beeinflussen. Der „Ketzerkönig" war dieser Gegenwehr nicht gewachsen.

Nach einer relativ kurzen „Zwischenzeit", die durch den Kampf der Assyrer und Nubier um Ägypten gekennzeichnet war, konnte Sethos I. (= Psammetich I.) Ägypten wieder einigen. Er und die ihm folgenden Ramessiden stützten sich bewusst wieder auf die Amun-Priesterschaft; die Tempel erhielten wieder erhebliche Zuwendungen [Belege s. Awdijew, 214 f.]. Die Tempel des Amun besaßen eigene Flotten und führten zollfrei Waren aus Phönikien und Punt ein; selbst die nubischen Goldbergwerke wurden „Amun" übereignet [Breasted, 265; Awdijew, 215]. Während der Zeit des Ramses III. entstand der *Große Papyrus Harris,* in dem die Güter der Tempel aufgelistet wurden. Breasted [1936, 268] zog nach einer ausführlichen Wiedergabe dieses Textes folgende Schlussfolgerung:

> „Von den fünfzehn Prozent aller Ländereien Ägyptens, die die Tempel zusammen besaßen, gehörte Amon also mehr als zwei Drittel. Bei den übrigen Besitzungen Amuns zeigt sich dasselbe Verhältnis. Sein Grundbesitz und seine Einkünfte standen nur denen des Königs nach, und die politische Macht, die eine Gemeinschaft von Priestern mit solchen ungeheuren Reichtümern zur Verfügung hatte, war ein Faktor, den der König nicht mehr ignorieren durfte."

Während die Hohen Priester ursprünglich von den Spitzen der Amun-Priesterschaft aus den eigenen Reihen gewählt wurden, wurde während der 19. Dyn. dieses Amt erblich. So schrieb Rama-Rai, ein Hoher Priester zur Zeit des Pharao Merenptah:

> „Mein Sohn soll meine Stellung einnehmen. Und mein Amt wird sich in seinen Händen befinden. Und es soll auf ewig vom Vater auf den Sohn übergehen, wie dies für den gerechten und nützlichen Menschen im Haus seines Herrn getan wird" [Awdijew, 215].

Die Namen vieler Hoher Priester der 18., 19. und 20. Dyn. blieben erhalten:

ihre Reihenfolge und Datierung ist jedoch sehr umstritten (eindeutig unrichtige Angaben Schneiders bezeichne ich mit „nicht:..."):

	Herrscher	Hohe Priester
18. Dyn.	Amenophis II.	Meri; Amenemhet
	Thutmosis IV.	Amune'musuchet; Pthahmose
	Amenophis III.	Ptahmose; Mereptah
	Amenophis IV.	Maj (bis zum 4. Regierungsjahr)
19. Dyn.	Sethos I.	Upuuautmose; (nicht: Nebnetjeru)
	Ramses II.	Nebwennefer (Nebunenef): Wennefer (nicht: Paser)
	Merenpthah	Rama-Rai (Ram-Raj)
20. Dyn.	R. II. oder III:	Nebnetjeru = „nb-ntrw" (17. Regierungsjahr)
	Ramses III.	Bakenchons; Usermaátre'nacht
	Ramses IV.	Ramsesnacht

[nach: De Meulenaere; Kees; Lefebvre; Schmidt; Schneider].

Echnaton hat in seinem 4. Regierungsjahr den Hohen Priester Maj abgesetzt. Für die Folgezeit bis zum Machtantritt des Sethos I. werden in der Literatur keine Hohen Priester des Amun (HPA) genannt. Das fällt besonders deshalb auf, weil gerade damals die Amun-Priesterschaft nach einem erbitterten Kampf ihren größten Triumph errungen hat.

In mehreren Beiträgen [*Aeg.* VI - XI] habe ich versucht, auf Grundlage des archäologischen Befundes und der veröffentlichten Schriftquellen die reale Geschichte Ägyptens von Echnaton bis Kambyses zu rekonstruieren. Dabei ging ich auch von der m. E. gut begründeten Identität der 19. mit der 26. Dynastie aus, woraus sich zwingend ergibt, dass die „Dritte Zwischenzeit" der 19. Dynastie vorausgegangen ist. Wie ich dargelegt habe, war sie allerdings sehr kurz: Es war die Zeit zwischen Echnaton und Sethos I.

Die Hohen Priester Amuns der „Dritten Zwischenzeit" nach Kitchen

Wie alle anderen konventionellen Autoren sah Kitchen keinerlei Bezug der Hohen Priester der „Dritten Zwischenzeit" zu Echnaton oder Sethos I.; zeitlich gehörten sie auch für ihn in die Zeit zwischen den späten Ramessiden (späte 20. Dyn.) und den „schwarzen Pharaonen" (25. Dyn.); konkret in die Zeit der „libyschen" Pharaonen (21.-23. Dyn.). Kitchen [Tabl. 13, S. 480] listete diese Hohen Priester wie folgt – s. S. 292 – auf.

Die Ziffern, die Kitchen in Klammern den Namen der HPA zufügte, sind hier ohne Bedeutung, da sie sich auf die angeblich parallel zur 21. Dyn. amtierenden HPA beziehen, die nach meiner Konzeption den aufgelisteten HPA nicht vorausgingen, sondern zeitlich der Perserzeit angehören.

Hohe Priester des Amun

944–924	Iuput	Sohn von Scheschonq I. (22. Dyn.)
924–894	Scheschonk (II)	Sohn von Osorkon I. (22. Dyn.)
894–884	Iuwelot	Sohn von Osorkon I. (22. Dyn.)
884–874	Smendes (II)	Sohn von Osorkon I. (22. Dyn.)
874–860	Harsiese A	Sohn von Scheschonq (II.)
860–855	...du/awti...	Sohn von Harsiese A
855–840	Nimlot C	Sohn von Osorkon II. (?)
	Prinz Osorkon B	Sohn von Takelot II. (22. Dyn.) oder:
835–800	Harsiese B	Sohn von ...du/awti--- (?)
800–775	Takelot E	Sohn von Nimlot C (?)
	„ein unbezeugter HPA"	
765–754	Takelot	Sohn von Osorkon III. (22. Dyn.): später selbst König als Takelot III.
754–704	„keine HPA bekannt"	
704–644	Haremakhet	Sohn von Schabaka (25. Dyn.)
	„keine HPA bekannt"	
	Ankhnes-Neferibre (Gottesgemahlin)	
	Nitokris B	Tochter eines „Amasis"

Schon ein oberflächlicher Blick auf diese Liste zeigt deutlich, welche Probleme Kitchen hat, die von ihm angenommene lange Herrschaftszeit der 22. Dyn. mit Namen von Hohen Priestern zu füllen; es genügt schon der Hinweis auf die langen „Leerzeiten" (775–765, 754–704, 644–569). Aber auch ansonsten verbleiben nur wenige Hohe Priester, deren Namen anscheinend mitunter verdoppelt wurden. Es versteht sich, dass ich deshalb Kitchens Liste nicht übernehmen kann, werde aber seine Detailuntersuchungen bei meinen Analysen nicht unberücksichtigt lassen.

Meine Konzeption der „Priesterära"

In einem früheren Beitrag [*Aeg.* XI:80] habe ich auf die von Georges Legrain 1896 entdeckten Nilstandsmarkierungen von Karnak hingewiesen, deren Jahreszahlen konventionell immer als pharaonische Regierungsjahre betrachtet wurden, wobei übrigens kein Pharao zwischen Echnaton und Sethos I. jemals in Betracht gezogen worden ist. Jedenfalls wurde nur die Zuordnung der „libyschen" Pharaonen erörtert. Da auch nach meiner Ansicht die Nilstandsmarkierungen in deren Zeit (allerdings zwischen Echnaton und Sethos I.)

erfolgt sind und ich die gleichzeitig amtierenden „Pharaonen" der 21., 22. und 23. Dyn. eingehend analysiert habe, ist es mir lange, trotz intensiver Detailuntersuchungen, nicht gelungen, die Nilstandsmarkierungen in eine vernünftige Ordnung zu bringen, bis ich erkannte, dass in Karnak nicht nach Pharaonen, sondern nach Hohen Priestern datiert worden ist. (Auf meine Entdeckung der „Priesterära" wies ich übrigens schon in meinem genannten Beitrag hin.)

Es kann als sicher gelten, dass die verfolgten Amun-Priester den „Ketzerkönig" Echnaton nicht mehr anerkannten. Nach meiner neuen These datierten sie deshalb ab dem Tod des Amenophis III. nicht mehr nach seinem Sohn, sondern führten eine eigene Ära ein, die nach meinem Zeitschema [Aeg. VII/3, 280] mit dem Realjahr -564 begann. Bis zum Tod des Echnaton waren die Jahreszahlen natürlich identisch. Es wurde aber in den Karnak-Inschriften nicht mehr Echnaton genannt, sondern, wenn überhaupt, ein Gegenkönig, wie Scheschonq oder Pedubast, aber nicht nach dessen Regierungsjahren datiert. (Gerade diese Praxis führte dazu, dass die spätere Ägyptologie zu m. E. unrichtigen Schlussfolgerungen kam.) Meine Analysen ergaben, dass auch nach dem Tod Echnatons, zumindest bis zur aithiopischen Eroberung, nicht nach den Regierungsjahren von Herrschern, gleich welcher Dynastie, datiert wurde. Erst als ich versuchte, die Datierungen der von mir angenommenen Priesterära zuzuordnen, kam ich zu einer vernünftigen Abfolge der Hohen Priester, ohne Verdopplungen und ohne nennenswerte Leerzeiten. Zu meiner Überraschung stellte ich fest, dass diese neue Abfolge ganz meinem Zeitschema entsprach. Das konnte kein Zufall sein.

Kitchen [= K.] gab in seiner Liste als ersten „Hohenpriester des Amun" (fortan: HPA) **Iuput**, den Sohn des Scheschonq I. als Begründer der 22. Dyn. an. Dieser ist inschriftlich gut belegt. Im Ramesseum wurde eine genealogische Inschrift gefunden, in der eine Familie sich rühmte, von „König Scheschonq" und dessen Sohn, dem HPA Iuput, abzustammen [K. 183]. Die Mumienbandage des Djed-Ptah-ef-Anch aus dem „Jahr 10" trägt auch den Namen und die Amtsbezeichnung Iuputs. In Karnak wurden vier Stelen aus dem „Jahr 21" gefunden, die die Verdienste des Hohen Priesters Iuput würdigen [K. 57]. Kitchen schloss aus diesen Inschriften, dass Iuput 21 Jahre als HPA amtiert hat; allerdings hat kein anderer HPA (auch nicht Herihor, wie ich, abweichend von meiner früheren Meinung, noch begründen werde) nach seinen Amtsjahren datiert.

Iuput wurde auf der (späteren) Marke Nr. 26 als Hoher Priester des „Jahres 2" (real -562) erwähnt, er übte somit schon vor dem abgesetzten Maj einmal diese Funktion aus. Aus den zeitgenössischen Marken Nrn. 1 und 3 ergibt sich, dass er in den Jahren 5 und 6 (den Realjahren -559 und -558) wieder HPA war; Maj wurde bekanntlich im 4. Regierungsjahr Echnatons (real -560) von diesem abgesetzt. Iuput wurde somit unmittelbar danach Hoher Priester;

diese Marken tragen bezeichnenderweise schon den Namen des (Gegen-) Pharao Scheschonq, des Vaters Iuputs. Aus der Bandagen-Inschrift ergibt sich, dass er im „Jahr 10" (real -554), aus der Stelen-Inschrift, dass er im „Jahr 21" (real -543) amtiert hat. Das Realjahr -543 war nach meinem Zeitschema das letzten Regierungsjahr Tutanchamuns. Anscheinend erfolgten jährlich Neuwahlen. Wie ich noch darlegen werde, amtierten zwischen den Jahren des Iuput zumeist seine weitaus jüngeren Neffen. Ich habe keine Zweifel, dass der erfahrene Iuput trotzdem weiter und ununterbrochen der eigentliche Führer des Widerstandes (natürlich im Untergrund) gegen Echnaton gewesen ist. Da Inschriften nach dem „Jahr 21" nicht bekannt sind, könnte er zu dieser Zeit verstorben sein; er dürfte damals schon recht betagt gewesen sein. Grabstätten von Iuput und der anderen HPA dieser Übergangsperiode sind nicht bekannt.

Als sein Nachfolger gilt sein Neffe Scheschonq, der Sohn des Tanis-Königs Osorkon I. gewesen sein soll. Auf diesen „Scheschonq II." bin ich bereits im Vorbeitrag [KW 2008, 83-87] eingegangen und habe ihn als historische Gestalt, deren Existenz auch durch Inschriften in Karnak bestätigt ist, akzeptiert. Ich zweifele nicht daran, dass er in einer Vorkammer des Grabes von Psusennes I. (also in seiner Heimat Tanis) bestattet wurde, wohl aber daran, dass er jemals Mitregent in Tanis war. Als einzige Begründung dient eine Königskartusche mit dem Namen „Scheschonq Meryamun" [K. 452]; da auch die Hohen Priester ihre Namen in solche Kartuschen schrieben, beweist dies nichts. Ich gehe davon aus, dass er die übliche Priesterkarriere durchlief und seinem Onkel im Kampf gegen Echnaton zur Seite stand. Die Untersuchung seiner Mumie zeigte, dass er etwa 50 Jahre alt wurde [K. 93]. Schon aus diesem Grund möchte ich bezweifeln, dass er, wie Kitchen annimmt, 30 Jahre als HPA amtiert hat. In den Nilstandsmarken wurde der HPA Scheschonq nur einmal erwähnt; „seine" Marke Nr. 2 ist auf das „Jahr 12" (= Realjahr -556) datiert [K. 265].

Nach ihm soll sein Bruder Iuwelot (Iupelot) das Amt des HPA ausgeübt haben. Belegt ist er nur durch eine Nilstandsmarke aus dem „Jahr 5" , in der ein „Iuwelot, Sohn des Königs Osorkon" genannt wurde [K. 96]. Kitchen räumte ihm zunächst, ohne Begründung, eine runde Amtszeit von 10 Jahren ein, die er in einem späteren Supplement, allerdings hypothetisch, auf 7 Jahre reduzierte. Nach wie vor betrachtete er es als selbstverständlich, dass sich das „Jahr 5" auf die Regierungszeit Osorkons I. bezog. Geht man von der Priesterära aus, hat er im Realjahr -559 als HPA amtiert.

Wegen seines Namens hatte ich zunächst Zweifel an der Existenz des HPA Smendes (II.), des Bruders und angeblichen Nachfolgers Iuwelots. Ich hatte schon dargelegt, dass dieser griechische Name nur bei Manetho (21. Dyn.) vorkam, der im *Bericht des Wenamun* genannte Nesubanebdeb tatsäch-

lich aber mit dem späteren Pharao Nektanebes I. (30. Dyn.) identisch war [Aeg. X, 596 f.]. Kitchen bezeichnete den hier interessierenden HPA durchweg als „Smendes II.", ohne, wie sonst bei ihm üblich, seinen aus Inschriften bekannten hieroglyphischen Namen anzugeben. Nach einigen Recherchen fand ich diesen Namen: nj-sw-B3-nb-Ḏd-(t) [Beckerath 1984, 99; bei ihm HPA Smendes I.]. Es gehört m. E. schon einige Phantasie dazu, diesen Namen in „Smendes" umzudeuten; offensichtlich ist dies schon von frühen Ägyptologen geschehen, um auch auf diesem Weg eine Aufeinanderfolge von der 21. zur 22. Dyn. glaubhaft zu machen.

Schneider [177] nannte zwei HPA namens „Smendes": Smendes II. soll nach seiner Darstellung Nachfolger des HPA Mencheperre und Vorgänger des HPA Pinudjem II. gewesen sein (er wirkte somit nach meiner Konzeption, die ich noch begründen werde, in der Perserzeit). Den nur durch Nilstandsmarken bekannte Smendes III. bezeichnete er als Bruder Takelots I. Aus der Darstellung Kitchens ergibt sich genau dieselbe Reihenfolge; offensichtlich hatte er während der Niederschrift die Bezifferung geändert, ohne den Leser hierauf hinzuweisen. (Dies erschwert auch die Nutzung des recht widersprüchlichen Registers.) Auf den drei Nilstandsmarken wurde der nunmehrige „Smendes III." als „Sohn des Königs Osorkon" bezeichnet; sie wurden datiert auf die Jahre 8 und 13 (oder 14) [K. 96]. In seinem schon erwähnten Supplement [K. 456] reduzierte Kitchen die ursprünglich von ihm angenommen runden 10 Amtsjahre des Smendes (auch noch hypothetisch) auf 8 Jahre. Auch hier ging er davon aus, dass die angegebenen Jahre sich auf die Regierungszeit Osorkons I. bezogen.

Nach der von mir angenommenen Priesterära amtierte Smendes in den Realjahren -552/51, vielleicht noch -550.

Die vier bezeichneten HPA, alles Abkömmlinge des Gegen-Pharao Schoschenq, amtierten somit noch während den Regierungszeiten von Echnaton und Tutanchamun. Nachdem aber Tutanchamun, Eje und Haremhab ihren Frieden mit der Amun-Priesterschaft geschlossen hatten, war diese nicht mehr auf die Unterstützung der Scheschonq-Dynastie angewiesen. Allgemein wird zwar behauptet, dass die Nilmarken nach Regierungsjahren des „Königs Osorkon" datiert wurden; alle bis jetzt untersuchten Nilmarken besagten aber nur, dass die angegebenen HPA Söhne dieses Königs waren. Nichts spricht dagegen, dass durchweg nach einer „Priesterära" datiert wurde.

Nach den Angaben Kitchens [Table 13, S. 480] amtierte zunächst von 874–860 ein HPA **Harsiese A** und dann von 835–800 ein HPA **Harsiese B**. Im Supplement [K. 456] reduzierte er später die Amtszeit des Letztgenannten auf 3 Jahre. Nach seiner Konstruktion konnte Harsiese schon aus biologischen Gründen nicht von 874 bis 800, also 74 Jahre, amtieren, weshalb er diese Personenspaltung vornahm. Schneider [128 f.] übernahm diese Konzeption und

vermutete sogar, dass Harsiese II. der Enkel des Harsiese I. gewesen sei. Geht man von der „Priesterära" aus, ist diese jedoch nicht haltbar. In der Marke Nr. 23 wurde „Harsiese A" als HPA im „Jahr 6" (real -558), in den Marken Nrn. 27 und 28 in den „Jahren 18 und 19" (real -546/45) als HPA erwähnt. Es ist also durchaus möglich, dass Harsiese, als Nachfolger des Iuwelot, 13 Jahre nach seiner ersten Amtszeit erneut zum HPA gewählt wurde. Die Abstammung dieses Harsiese [hr-z3-3st] ist unklar. Gauthier [III: 331,2] bezeichnete ihn als Sohn des HPA Scheschonq II. Obwohl diese Behauptung in der Literatur öfters wiederholt wurde, habe ich Belege hierfür nicht finden können. Liest man unbefangen die Harsiese-Inschriften aus seinen beiden Amtszeiten, stellt man fest, dass in diesen (nur in diesen!) der „Pharao Pedubast" (23. Dyn.) erwähnt wurde, der, wie im Vorbeitrag dargelegt, zur Echnaton-Zeit in Theben gegen den Scheschonq-Clan auftrat. Harsiese war offenkundig ein Anhänger des Pedubast und wurde zweimal von Gegnern des Clans kurzzeitig zum HPA gewählt. Insofern war es m. E. kein Zufall, dass Harsiese während der aithiopischen Herrschaft über Theben besonders verehrt wurde [K. 513].

Immerhin ergibt sich, wie bereits ausgeführt, aus dem Text der Piye-Stele, dass Pedubast, im Gegensatz zu anderen Fürsten Unterägyptens, den Aithiopen treu blieb!

In Medinet Habu (Karnak) wurde das Grab eines Harsiese gefunden. Da dieses aus Sandsteinblöcken mit Kartuschen des Ramses III. errichtet wurde und zur Bestattung der Sarg einer Ramses-Tochter benutzt wurde [Schn. 129], nehme ich an, dass es sich um ein Grab eines späteren Harsiese handelt. In Frage käme der gleichnamige König, der gegen die Ptolemäer kämpfte und zeitweilig Theben beherrschte; er ist durch griechische und demotische Urkunden gut belegt [Schn. 129 zu „Harmiese (2)"].

Nach der Inschrift auf einer in Koptos gefundenen Granitwanne gab es einen Hohen Priester, der als Sohn eines Harsiese bezeichnet wurde; der Name ist zerstört. Kitchen [157, Nr. 6] las „***...du/'awti...***" und billigte ihm, ohne jeden Beleg, als Nachfolger des „Harsiese A" großzügig fünf Amtsjahre zu, weil nach seiner Konstruktion nach diesem HPA eine entsprechend lange Lücke bestand.

Kitchen betrachtete als dessen Amtsnachfolger **Nimlot C**; nach seiner ursprünglichen Liste [Table 13] amtierte er von -855 bis -840, im Supplement [456] beschränkte er diese auf vier Jahre. Als HPA ist er nur für das Jahr 16 (real -548), vorher jedoch mehrfach als Vierter und dann Zweiter Priester des Amun [K. 290] bezeugt. Schneider [164] nannte ihn „Namilt (2)" und behauptete, wie vorher schon Kitchen, dass er Sohn des Königs Osorkon II. war. Gestützt wird diese These nur mit der Vermutung, dass er mit einem gleichnamigen Fürsten von Herakleopolis identisch war; Belege hierfür gibt es nicht. Konventionelle Ägyptologen sind sich nicht einig, wer ihm als HPA folgte:

sein Sohn Takelot oder „Prinz Osorkon". Geht man von der „Priesterära" aus, trat nach diesem Nimlot/Namilt Harsiese seine zweite Amtszeit an.

Takelot bezeichnete sich auf einer undatierten Stele [Gauthier III:349] als Hohen Priester und gab an, sein Vater Nimlot sei auch HPA gewesen. Trotz dieser eindeutigen Angabe wird behauptet, dass der HPA Takelot Sohn des Königs Osorkon III. und nach seiner Amtszeit als HPA unter dem Namen Takelot III. König der 22. bzw. jetzt 23. Dyn. gewesen sei [vgl. Schn. 284].

Kitchen [157] hielt es für möglich, dass drei verschiedene Hohe Priester in Theben mit diesem Namen amtierten: Takelot E, F und G. Unter letzterem verstand er, wie später Schneider, einen Sohn des Osorkon II. und der Tentsai, der später unter dem Namen Takelot III. Pharao geworden sei. Im Unterschied zu Schneider erkannte Kitchen somit, dass der Sohn des Nimlot nicht mit dem Sohn des Osorkon identisch gewesen sein konnte. Allerdings konnte auch er nicht beweisen, dass ein Osorkon-Sohn jemals HPA in Theben war; er konnte nur die Existenz eines Hohen Priesters Takelot in Memphis glaubhaft machen, der nach einer genealogischen Stele im Serapeum Enkel eines Königs Osorkon war. Er nannte diesen „Takelot B" [K. 81]. Als „Takelot E" bezeichnete er den in der Nilstandsmarke Nr. 25 erwähnten HPA aus dem „Jahr 6" [K. 68], über den nichts weiteres bekannt ist.

Als „Takelot F" bezeichnete Kitchen den Sohn des Nimlot, der durch viele Inschriften belegt ist. Er gab Inschriften mit seinem Namen aus den Jahren 11, 12 und 15 sowie durchgehend von 22 bis 29 an [K. 86]. Er hielt es zeitlich für durchaus möglich, dass er mit „Takelot E" identisch war [K. 99], insofern möchte ich ihm nicht widersprechen. Geht man von der „Priesterära" aus, amtierte er als HPA somit in den Realjahren -558, -553, -552 und dann durchgehend von -542 bis -535.

Nach meinem Zeitschema regierten Eje 543–539, Haremhab 539–535 in Theben; -533 eroberten die Aithiopen unter König Schabaka die Stadt.

Ich betrachte dies als Bestätigung meiner These, dass die Amun-Priesterschaft nach dem Frieden mit Eje und Haremhab nicht mehr auf einen Hohen Priester aus dem Scheschonq-Clan angewiesen war. (Kitchen vermutete die Zugehörigkeit des HPA Takelot zu dieser Familie nur wegen dieses Namens.) Übrigens war Kitchen [164] selbst erstaunt, wie lange dieser HPA amtieren konnte; er kam auf Grund seiner Berechnungen, die auf angenommenen und addierten Herrscherjahren beruhten, sogar auf eine Amtszeit von 43 Jahren.

Haremakhet (Haremachet), der Sohn des Königs Schabaka, war offensichtlich Hoher Priester während der aithiopischen Herrschaft über Theben, die ich [*Aeg.* IX] auf die Realjahre 533–528 datierte. Sein Name und seine Verwandtschaft ergibt sich aus einer Statuen-Inschrift (Kairo 42204). Auf der Inschrift der Nitokris-Stele aus dem 9. Regierungsjahr des Psammetich I. [vgl. *Aeg.* IX, 589] wurde ein Hoher Priester Harkhebi (Harchebi) erwähnt; ich

möchte ihn mit Haremakhet identifizieren. Für die Vermutung von Parker [157, Z.15], dieser Harkhebi sei der Sohn des Haremakhet gewesen, gibt es keinerlei Beleg, was auch von Kitchen [351] eingeräumt wurde. Zwei Nilstandsmarken in Theben tragen den Namen des Schabaka; die eine Datierung ist umstritten, die andere zerstört [K. 343].

Die von mir bereits wiedergegebene Liste der Hohen Priester von Kitchen [Table 13] macht einen besonders skurrilen Eindruck, soweit es um die letzte Phase der angeblich jahrhundertelangen „Dritten Zwischenzeit" geht. Trotz seiner Zweifel führte er sowohl Haremakhet wie auch Harkhebi an; der „Königssohn" soll 44 Jahre (704–660), der „Königsenkel" danach 16 Jahre (660–644) amtiert haben. Nach einer Begründung sucht man vergeblich.

Diesen beiden äthiopischen HPA soll eine Leerzeit von 50 Jahren vorausgegangen und eine Leerzeit von weiteren 50 Jahren gefolgt sein. Nachdem er so 160 Jahre 'überbrückt' hatte, behauptete Kitchen, dass nach der zweitgenannten Leerzeit Gottesgemahlinnen als Hohe Priester amtiert hätten; zuerst Ankhnes-Neferibre (595–530), dann Nitokris B (560–550). Natürlich waren Gottesgemahlinnen niemals gleichzeitig Hohe Priester des Amun; ich möchte hier aber nicht weiter auf diese Behauptung eingehen, da wir uns hier schon in einer recht späten Zeit befinden. Nach der konventionellen Chronologie soll Psammetich I. 664–610 als Pharao amtiert haben. Geht man aber von der schon Herodot bekannten Identität dieses Herrschers mit Sethos I. aus, sieht alles anders aus. Schneider [272] nannte zwei Hohe Priester zur Zeit dieses Herrschers: Upuautmose und Nebnetjeru. Leider gab er seine Quellen nicht an; in der Literatur fand ich nur einen Hohen Priester, der zweiten dieser Namen trug: „nb-ntrw", der auf einer Inschrift im Grab B 11 von Deir el-Bahri aus dem 17. Regierungsjahr des Ramses II. (nach meiner Rekonstruktion wohl des Ramses III.) erwähnt wurde. Upuautmose dürfte mit **Prinz Osorkon** identisch sein.

Aufmerksamen Lesern dürfte aufgefallen sein, dass ich auf diesen Prinzen, der inschriftlich gut als HPA belegt ist, bis jetzt nicht eingegangen bin, obwohl Kitchen ihn in seiner „Table 13" zunächst zwischen HPA Takelot F (845–840) und HPA Harsiese B (835–800) platzierte und ihn als HPA 840–785, also 55 Jahre lang, amtieren ließ. Dieser Prinz hat in der Bubastidenhalle in Karnak eine umfangreiche Inschrift hinterlassen, deren Text 1958 Caminos vollständig veröffentlicht und, natürlich in konventionellem Sinn, kommentiert hat. Eine kurze Zusammenfassung des Inhaltes gab Gardiner [368-371] wieder.

In dieser Inschrift bezeichnete sich der Hohe Priester als Sohn eines Königs „Takelot", der in der Literatur als König Takelot II. bezeichnet wird. Nach dem Text hat sich Osorkon mindestens seit dem „Jahr 11" als Militärführer in Oberägypten aufgehalten und kurz danach in Theben einen Aufstand

niedergeschlagen. Die Kinder früherer Würdenträger wurden wieder in die Ämter ihrer Väter eingesetzt. Er hielt sich danach anscheinend nicht mehr durchgehend in Theben auf, was daraus hervorgeht, dass er über seine drei Besuche in dieser Stadt berichtete. Im „Jahr 15" sei es dann aber zu neuen Kämpfen und schließlich zur Aussöhnung gekommen. Im weiteren Text der Inschrift zählte er die Geschenke auf, die er bis zum „Jahr 29" gemacht hatte. Nur in Bezug auf dieses Jahr wurde ein „König Scheschonq" (angeblich Sch. III.) erwähnt. In der ursprünglichen Inschrift bezeichnete sich Osorkon noch nicht als „Hoher Priester des Amun". Dies erfolgte erst in einer weiteren undatierten Inschrift, in dem er von einem Besuch seines Bruders Bekenptah in Theben berichtete. Dass er HPA war, ergibt sich auch aus der Nilstandsmarke Nr. 22 aus dem „Jahr 39", in dem auch Scheschonq (angeblich Sch. III.) erwähnt wurde.

Caminos, Gardiner und Kitchen legten diese Inschrift so aus, dass Prinz Osorkon im 11. Regierungsjahr seines Vaters (konv. -839) nach Oberägypten als dessen „Gouverneur" gekommen sei. Eine vernünftige Erklärung der Empörungen, Kämpfe und schlussendlichen Aussöhnung während seiner Amtszeit habe ich in ihren Darlegungen nicht finden können. Danach soll er bis zum 39. Regierungsjahr des Scheschonq III. (konv. -786) gewirkt haben. Auf Grund dieser Annahme kam es zur dargestellten zeitlichen Anordnung dieses HPA, der nach Kitchen 840–785, also 55 Jahre, amtiert hatte [vgl. auch K. 68, 157, 291].

Ich habe schon aus biologischen Gründen erhebliche Zweifel, ob Osorkon Sohn des „Königs Takelot" aus der 22. Dyn. war; er wäre damit nach meiner Rekonstruktion Urenkel des Scheschonq gewesen. Höchstwahrscheinlich war er der Sohn des HPA Takelot (dessen Name, wie üblich, in einer Königskartusche geschrieben wurde) und damit Enkel des HPA Harsiese. Insofern war er auch nicht tanitischer Gouverneur von Oberägypten, sondern schlicht nur Militärkommandant von El-Hiba, was im Text konkret dargelegt wird.

Geht man von der „Priesterära" aus, kam es in den angegebenen Jahren „11 und 15" (also in den Realjahren -553 und -549, in denen Echnaton noch lebte) zu heftigen Kämpfen, an denen sich der junge Osorkon als Militärführer beteiligte. Dass dies in der Zeit des Echnaton geschehen sein muss, geht schon daraus hervor, dass der Autor im Text Gott Amun Vorwürfe machte, weil dieser damals die Verfolgung seiner Anhänger zugelassen hatte [vgl. Gardiner, 370]; nur unter Echnaton wurden die Amun-Priester verfolgt! Dass Osorkon damals kein HPA gewesen sein konnte, geht schon daraus hervor, dass er sich zumeist in El-Hiba aufhielt, was schon Gardiner [ebd.] erkannte. Diesen Kämpfen folgte die in der Inschrift geschilderte „Aussöhnung", womit nur die der Amun-Priesterschaft mit den Pharaonen Tutanchamun, Eje und Haremhab gemeint sein konnte. Damals wurde der wahrscheinliche Vater des Osorkon,

Takelot, Hoher Priester. Das würde erklären, dass dieser zu einem solchen Ansehen (und entsprechenden Vermögen) kommen konnte, dass er die in der Inschrift aufgezählten vielen Schenkungen machen konnte. Das „Jahr 29" entsprach dem Realjahr -535, dem Todesjahr Haremhabs. Wie ich schon darlegte, war Haremhab ein assyrischer Vasall [*Aeg.* VII/1, 573-81]; aus der Piye-Inschrift ergibt sich, dass auch der alte „Pharao" Scheschonq auf Seiten der Assyrer stand. Anscheinend erkannte die Amun-Priesterschaft diesen nach dem Tod Haremhabs wieder als Pharao an. Aus dem Inhalt der ursprünglichen Inschrift ergibt sich, dass sie aus der Zeit vor der aithiopischen Eroberung stammen muss.

Unklar bleibt, wann Osorkon tatsächlich Hoher Priester wurde. Der einzige Beleg ist die erwähnte Nilstandsmarke Nr. 22 aus dem „Jahr 39", das gemäß der Priesterära dem Realjahr -525 entspricht. Nach meinem Zeitschema unterwarf Psammetich II. schon im Realjahr -527 auf friedlichem Weg Theben und beließ, wie dargelegt, den aithiopischen Hohen Priester Harkhebi zunächst im Amt. Osorkon muss deshalb erst kurz vor dem Realjahr -525 in das Amt gewählt worden sein. Anscheinend war Scheschonq damals noch am Leben, so dass sein Name aus alter Gewohnheit, vielleicht aber auch aus Opposition gegen Psammetich, auf der Marke erwähnt wurde. Dass eine solche Opposition bestand, geht aus Inschriften dieser Zeit hervor [K. 513]. Möglicherweise war der HPA Osorkon mit dem von Schneider [272] erwähnten HPA Upuautmose identisch, der zur Zeit des Sethos I. (Alter Ego des Psammetich I.) amtierte. Sethos I. starb schon im Realjahr -524; danach wurde sein Sohn Ramses II. alleiniger Herrscher. Im gleichen Jahr nahm dieser am Opet-Fest des Amun in Theben teil. Aus mehreren Inschriften [Gardiner, 285; Schmidt, 12-14] ergibt sich, dass bei dieser Gelegenheit ein neuer HPA, Hebunnenef, gewählt wurde. Osorkon kann somit nicht lange amtiert haben; ich gehe davon aus, dass seine Opposition zur neuen Dynastie hierbei die entscheidende Rolle spielte. Die Ägyptologen sind sich einig, dass nicht ein geheimnisvolles „Orakel", sondern der Wille des Pharao die Neuwahl entschieden hat.

Für die Vermutung Bierbriers [1982, Sp. 366], dass vor dieser Wahl das Amt des HPA mehrere Jahre „vakant" gewesen sei, gibt es keinen Beleg.

Leider konnte ich hier nur eine kurze Zusammenfassung meiner Studienergebnisse auf Grundlage der „Priesterära" geben. Ich hoffe aber, aufgezeigt zu haben, dass die Abfolge der Hohen Priester ebenso kurz war wie die der Pharaonen der 21., 22. und 23. Dynastie. Während der Regierungszeit Echnatons (564–547) und Tutanchamuns (547–543) amtierten mehrere HPA, die offenkundig jährlich gewählt wurden: Außer Iuput (-562, -559, -558, -554 und -543) und seinen Neffen Iuwelot (-559), Scheschonq II. (-556) und Smendes (552–550) waren dies Maj (-560), Takelot (zunächst -558, -553,

-552), Nimlot (-548) und Harsiese (-546, -545). Während der Regierungszeit von Eje (542–539) und Haremhab (543–535) amtierte nur Takelot (542–535), der wahrscheinliche Vater des „Prinzen Osorkon". In den hier fehlenden Jahren -557, -555, -549 und -547 kann natürlich einer der genannten HPA amtiert haben, da bestimmt nicht alle Datierungen überliefert sind. Für das Jahr -542 kommt ...du/'awti..., der Sohn des Harmiese, in Betracht.

Die Legende vom „Gottesstaat des Amun"

Unbestreitbar bildete die Amun-Geistlichkeit zumindest bis zur persischen Eroberung einen 'Staat im Staate'. Konventionelle Ägyptologen gingen aber noch weiter und behaupteten, dass der Hohepriester Herihor nach dem Ende der Ramessiden einen Territorialstaat begründete und dass seine Nachfolger während der Dritten Zwischenzeit jahrhundertelang den Süden Ägyptens beherrschten. Nach dieser Auffassung war Ägypten „zur Zeit der XXI. Dynastie Ägyptens de facto in zwei Reiche aufgespalten": In Oberägypten bestand der „Gottesstaat des Amun" [FWG 4, 223], in Unterägypten herrschten Smendes und seine Nachfolger, die „Pharaonen" der 21. Dynastie. Zibelius-Chen [421 f.] schrieb noch 2006:

> „Nach dem Tod Ramses' XI. legte Herihor sich im Chonstempel in Karnak den Königstitel zu. Für die nächsten 300 Jahre blieb die Teilung des Landes in verschiedene Machtbereiche, zwischen denen durchaus freundschaftliche Beziehungen bestanden, das maßgebende politische Muster der die Dritte Zwischenzeit erfüllenden Herrschaft der Libyer. Erst die aus Nubien stammenden Herrscher der 25. Dynastie sollten das Land, wenn auch nur äußerlich, wieder unter eine einzige Herrschaft stellen und eine Renaissance einleiten."

Die Konzeption des „Gottesstaates des Amun" stammt von Breasted [IV:692], der die Inschriften der Hohen Priester „Hrihor [sic!], Peymozem I., Menkheperre, Peymozem II." und „Pesubkhenes" (in dieser Reihenfolge) diesem Staat zuordnete; sie wurde von Eduard Meyer [1931, II/2:8-30 = 2000, III:339-354] unkritisch übernommen und weiter begründet. Sie wurde nur auf zwei Texte gestützt:

- Die Inschrift des Herihor im Chons-Tempel von Karnak, wonach dieser die Nachfolge des Ramses XI. antrat [s. *Aeg.* X, 593],
- Den *Reisebericht des Wenamun*, wonach dieser bei seiner angeblich im Auftrag Herihors unternommenen Reise in Tanis auf Nesubanebded traf, der mit Smendes identifiziert wurde [s. *Aeg.* X, 596].

In meinem bezeichneten Beitrag [*Aeg.* IX, 596 f.] hatte ich schon begründet, dass beide Ereignisse tatsächlich nach Beendigung der ersten Perserherrschaft in Ägypten erfolgten und dass Nesubanebded mit Nektanebes I. (380–363), dem

ersten Herrscher der ägyptischen 30. Dynastie, identisch war. Auch die folgenden Hohen Priester müssen demnach während der 30. Dynastie und der folgenden zweiten Perserherrschaft amtiert haben.

Die Konstruktion des „Gottesstaates" war nur möglich, weil Breasted und seine Nachfolger von der Aufeinanderfolge der von Manetho genannten Dynastien ausgingen: Der 20. musste somit die 21. Dyn. gefolgt sein; Herihor, der Ramses XI als den letzten Herrscher der 20. Dyn. ablöste, konnte deshalb nur Zeitgenosse des Smendes, des ersten Herrschers der 21. Dyn., gewesen sein! Dass Manetho weder Herihor noch seine angeblichen Nachfolger in seinen Listen erwähnte, spielte bei diesen grundsätzlichen Annahmen keine Rolle mehr.

Angebliche Hohe Priester ab Herihor

Kitchen ging wie alle konventionellen Ägyptologen von dieser Annahme aus. Für ihn war es selbstverständlich, dass die 21. Dyn. der 22. Dyn. vorausging und dass die Smendes angeblich folgenden Fürsten der 21. Dyn. Zeitgenossen der Nachfolger Herihors als HPA waren. Er bemühte sich, verwandtschaftliche Beziehungen zwischen beiden Personengruppen zu beweisen, wobei er sich vor allem auf Namensähnlichkeiten stützte. In seinem Buch [Table 2, S. 466] listete er die Nachfolger Herihors wie folgt auf:

		Bemerkungen
1100–1094	Herihor	
1084–1064	Pianch	Sohn des Herihor
1064–1045	Pinudjem I.	Sohn des Pianch
1044–1036	Masaharta	Sohn des Pinudjem I.
1036–1035	Djed-Khos-ef-ankh.	Sohn des Pinudjem I.
1035– 986	Mencheperre	Sohn des Pinudjem I.
986– 985	Smendes II.	Sohn des Mencheperre
985– 969	Pinudjem II.	Sohn des Mencheperre
969– 955	Psusennes III.	? (identisch mit Ps. II.?)

Diese HPA sollen nach Auffassung Kitchens den HPA der 22. Dynastie (s. S. 292) vorangegangen sein. Ehe ich auf diese näher eingehe, halte ich einige archäologische Vorbemerkungen und Überlegungen für erforderlich.

Die Funde von Deir el-Bahri

Seit etwa 1870 tauchten auf dem Antiquitätenmarkt immer wieder altägyptische Kunstgegenstände und Papyri auf, die offensichtlich aus irgendeinem Versteck oder aus bisher unbekannten Gräbern stammten. Nach umfangrei-

chen Untersuchungen, die vom ägyptischen Vizekönig Taufik persönlich geleitet wurden, geriet die Familie ABD ER-RASSUL aus dem Dorf Gurna westlich von Theben unter Verdacht. Nach langem Leugnen schloss das Oberhaupt der Familie, Muhammad Abd er-Rassul mit den Behörden einen Kompromiss und zeigte am 6. Juli 1881 dem Leiter des Ägyptischen Museums in Kairo, dem deutschen Ägyptologen Emil BRUGSCH, das unterirdische Mumienversteck.

Es befand sich im Tal der Könige, westlich von Theben, im Talkessel von Deir el-Bahri (Deir el-Bahari), in dem die Tempel von Hatschepsut und Thutmosis III. stehen. Unterhalb eines Felshanges befand sich ein zugedeckter 12 Meter tiefer Brunnen, der zu einem etwa 65 Meter langen Korridor führte. Wie sich später herausstellte, befand sich am Ende des Korridors die Grabstätte des Hohen Priesters Pinudjem II. und seiner Familie. Unweit der Mitte des Korridors befand sich eine Kammer; in der sich etwa 40 Mumien mehrerer Könige, Königinnen, niedrigerer Angehörigen der Königsfamilie, Adligen und Hohen Priestern befanden. Zu den Königsmumien gehörten die des Ahmose, Amenophis I. (?), Thutmosis I. bis III., Ramses I., Sethos I. und Ramses II. und III. [Übersicht: Reeves/Wilkinson, 203; Rohl, 97]. Brugsch ließ sofort alle Mumien und beweglichen Gegenstände aus diesem Depot „DB 320" nach Kairo bringen und begann mit der Auswertung der Funde. Velikovsky [162] irrte mit der Angabe, dass Gaston MASPERO, der französische Direktor der Altertumsverwaltung in Kairo, bei der Bergung der Mumien 1881 anwesend war; er befand sich damals in Paris und kehrte erst Monate später nach Kairo zurück [vgl. Rohl, 98].

Schon Brugsch hatte festgestellt, dass sich auf Särgen und Mumienbinden mit Tinte geschriebene Vermerke befanden. Diese wurden von Maspero entziffert und gründlich ausgewertet. Er stellte eindeutig fest, dass zum Schutz vor Grabräubern die Mumien mehrfach verlegt und bei der Beisetzung des HPA Pinudjem II. in dessen Grabstätte gebracht wurden, die dann geschlossen wurde. Nach den Aufschriften erfolgte dies im 10. Regierungsjahr des „Königs Siamun" [ausführlich: Rohl, 102 f.]. Dieser Befund entsprach dem konventionellen Zeitschema, wonach die 21. Dyn. der 19. und 20. Dyn. folgte; der von Manetho angeführte König „Psinaches" wurde, wie im Vorbeitrag dargelegt, mit „Siamun" gleichgesetzt. Da nach den Aufschriften Pinudjem II. zur Zeit des „Siamun" bestattet wurde, galten er und seine Vorgänger als HPA als Zeitgenossen der Herrscher der 21. Dynastie.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich darauf hinweisen, dass Pinudjem I. und II. nicht identisch gewesen sein konnten: Von jedem gibt es eine Mumie: Die des I. wird als Nr. 19, die des II. als Nr. 34 bezeichnet [Rohl, 97].

Velikovskys Konzeption

Nachdem Velikovsky die Identität der 19. mit der 26. Dynastie erkannt und begründet hatte, konnte er die konventionellen Datierungen von Pinudjem (er schrieb, wie auch Breasted, noch Peinuzem) und Siamun nicht hinnehmen. Wenn zu deren Zeiten die Mumien der Könige der 19. Dyn. wiederbestattet wurden, mussten diese nach der 26. Dyn., also während der Perser- oder Ptolemaierzeit gelebt und gewirkt haben. Es handelt sich auch hier um eine geniale Feststellung, die ich jedoch nicht ganz akzeptieren kann, weil Velikovsky leider auch von einigen unrichtigen Voraussetzungen ausging, die relativ leicht zu widerlegen sind.

Sein Grundfehler bestand darin, dass er Ramses III. nicht mit Amasis (26. Dyn.), sondern mit Nektanebes (30. Dyn.) identifiziert hat. Dies führte ihn zunächst zu der unhaltbaren Konsequenz, Ramses IV. bis VI. mit Herrschern der 30. Dyn. zu identifizieren; Ramses VII. und VIII. betrachtete er nur als Prätendenten. Wegen der eindeutigen Belege war er aber gezwungen, Ramses IX und XI. als Vorgänger des Herihor zu betrachten [*Aeg.* X, 594 f.], betonte aber, dass er vor Ramses III. gelebt hat [Velikovsky, 164], ordnete er ihn aber der späten Perserzeit zu. Das „Jahr 5" im Reisebericht des Wenamun [s. *Aeg.* X, 596 f.] betrachtete er als 5. Regierungsjahr des Dareios II. Ochos [Velikovsky, 160], Herihor war nach seiner Auffassung Zeitgenosse dieses späten Perserherrschers. Herihors angeblicher Urenkel Mencheperre soll Alexander den Großen getroffen haben [ebd., 194 f.]. Bezeichnend für Velikovskys Konzeption ist folgender Satz [213]:

> „Peinuzem, Sohn des Mencheperre, hat die Mumien, die aus den geschändeten Gräbern der alten Könige entfernt worden waren, mit neuen Binden umwickelt, und er ist selbst im Königsgrab von Deir el-Bahari beigesetzt wurde, bevor dieses durch Siamun versiegelt wurde".

Die Umbettung soll somit in der Ptolemaierzeit erfolgt sein. (Auf Velikovskys Falschinterpretation des Siamun werde ich noch eingehen.)

Velikovsky [165] hatte weder Zweifel am „Gottesstaat des Amun" noch an der konventionell behaupteten Abfolge der Nachfolger des Herihor als Hohe Priester in Theben [ebd. 161]. Er kam auch nicht auf die Idee, die konventionell behauptete Gleichzeitigkeit der Herrscher der 21. Dyn. mit den Hohen Priestern ab Herihor anzuzweifeln. Dementsprechend ordnete er [216 f.], auch auf Grundlage seiner These über Ramses II., alle Herrscher dieser Dynastie der Perser- und Ptolemaierzeit zu:

> „Die 21. Dynastie regiert großenteils parallel zur 20. Dynastie, aber sie beginnt früher (unter Dareios II.) und dauert bis in die ptolemäische Zeit".

Dagegen beließ er die Herrscher der 22. und 23. Dyn. in der voräthiopischen „Zwischenzeit" [ebd., 216]; ging aber von einer viel zu langen Zeitdauer aus:

„Der thebanischen Periode [18. Dyn.; KW] folgte die libyische Herrschaft der Schoschenks und Osorkons für über einhundert Jahre (ca. -830 bis -720). Danach regierten die Äthiopen etwa 50 oder 60 Jahre" [ebd., 217].

Wer war Siamun?

Velikovsky bezeichnete in seinem Buch *Die Seevölker* [15] Siamun durchweg als „Priesterfürst", den er zeitlich dem Ptolemaios II. zuordnete. Er wiederholte immer wieder, dass dieser das Grab des Pinudjem im Tal der Könige „versiegelt" hatte.

„Die Mumien der Könige aus antiker Zeit und solcher der priesterlichen Thronfolger hat Siamun aus verschiedenen Verstecken sammeln lassen, und er versiegelte das Versteck im »zehnten Jahr«" [Velikovsky 163; ebenso 161, 164, 199].

Aus Velikovskys weiteren, allerdings recht unklaren Ausführungen ist zu entnehmen, dass er anscheinend das 10. Amtsjahr des Siamun gemeint hat. Er behauptete weiterhin, dass dieser Siamun auch in Tanis bei der Erhaltung der Gräber gewirkt habe, was erklären würde, dass im Grab ein Skarabäus mit dem Namen „Siamun" gefunden wurde [ebd., 199 f.]. Schließlich beschrieb er sehr eindrucksvoll das Grab dieses „Siamun" in der Oase Siwa [ebd., 199-211].

Ich muss gestehen, dass mich diese Ausführungen Velikovskys so beeindruckt hatten, dass ich noch in meinem Ramessidenbeitrag [*Aeg.* X., 589] Siamun wie selbstverständlich als Hohen Priester des Amun in Theben betrachtete.

Meine danach erfolgten Quellenstudien haben ergeben, dass in den Inschriften nirgends ein HPA namens Siamun erwähnt wurde. Dagegen besagen die veröffentlichten Inschriften im Depot DB 320 eindeutig, dass niemals ein „Siamun" das Depot versiegelt hat. Es ist nur die Rede davon, dass die Versiegelung im „Jahr 10" des Siamun erfolgt ist.

Wer war aber dieser „Siamun"? Da im Depot DB 320 auch Nodjmet (Nedjmet), die Gattin Herihors, bestattet wurde und Herihor nach Inschriften in den „Jahren 5 und 6" die Mumien von Sethos I. und Ramses (II.?) neu bestattet hatte, muss die endgültige Versiegelung des Depots zu seiner Zeit erfolgt sein. Nach meiner Rekonstruktion folgte Herihor spätestens im Realjahr -367 dem Ramses XI. und war nach dem *Reisebericht des Wenamun* Zeitgenosse von Nektanebes I. [*Aeg.* X. 597], des ersten Herrschers der einheimischen 30. Dynastie, der sowohl Tanis wie auch Theben beherrschte und (konventionell und real) von -380 bis -363 regierte. Insofern muss die „Versiegelung" des Depots in Theben in dieser Zeit erfolgt sein: ***„Siamun" war Nektanebes!*** Wenn diese Überlegung richtig ist, wurde der HPA Pinudjem II. im 10. Regierungsjahr des Nektanebes, also im Realjahr -370 beigesetzt und

dann das Mumienversteck geschlossen. (Auf die Datierung Herihors werde ich noch eingehen.)

Im Gegensatz zu den Persern hatte Nektanebes als Ägypter Interesse an der Erhaltung der alten Königsmumien; die Aktion dürfte unter seiner Leitung erfolgt sein. Seine Residenz war Tanis; natürlich kontrollierte er auch die dortigen Grabstätten, was mühelos erklärt, dass in diesen ein Skarabäus mit seinem Namen Siamun gefunden wurde. Die Grabstätte des Nektanebes ist nach konventionellen Angaben unbekannt. Aus Velikovskys Beschreibung des Grabes in der Oase Siwa ergibt sich eindeutig, dass es sich um das Grab eines großen Königs gehandelt haben muss, das allerdings nicht fertiggestellt wurde. Die Wände und die Decke wurden bereits mit königlichen Symbolen ausgestattet: „Es war möglicherweise vorgesehen, den Namen des Verstorbenen in den Kartuschen anzubringen" [Velikovsky, 206]. Warum das Grab nicht fertiggestellt wurde, kann nur vermutet werden. Die Perser unter Ochos („Artaxerxes III.") eroberten erst -343 Ägypten zurück.

Die realen Hohen Priester der frühen Perserzeit

Kitchen [2. 62-64] ging noch davon aus, dass **Pianch**, wie konventionell stets angenommen, der Nachfolger Herihors als HPA gewesen ist; er bezeichnete ihn aber nicht als dessen Sohn. Jansen-Winkeln [1992] hat dagegen nach einer Analyse der Inschriften, besonders im Chons-Tempel in Karnak, recht überzeugend aufgezeigt, dass er ein Vorgänger Herihors gewesen sein muss. Als weniger schlüssig betrachte ich allerdings seine These, dass Pianch der Schwiegervater Herihors, der Vater von dessen Frau Nodjmet, gewesen sei. Er stützte diese Vermutung nur darauf, dass die Mutter der Nodjmet den Namen Hereret trug und Pianch nach einer Inschrift von einer Hereret, anscheinend seiner Ehefrau, nach Elephantine begleitet wurde.

Aus mehreren Inschriften [K. 45] ergibt sich, dass der HPA **Pinudjem I.** Sohn eines HPA Pianch und einer Hereret gewesen ist. Ich gehe deshalb davon aus, dass Pianch auch zeitlich Pinudjem I. als HPA vorausgegangen ist. Er wurde, genauso wie der offenkundig spätere Pinudjem II., im Depot DB 320 beigesetzt; schon deshalb muss er zeitlich Herihor vorausgegangen sein. (Nur weil Pianch als Nachfolger Herihors galt, wurde Pinudjem I. als dessen weiterer Nachfolger betrachtet.) Pinudjem I. ist als HPA durch Inschriften aus den „Jahren 10 und 11" in Theben-West bezeugt, weiterhin dadurch, dass er im „Jahr 6" die Mumien von Thutmosis II. und Amenophis I. und schließlich in den „Jahren 12, 13 und 15" die Mumien von Amenophis III., Ramses II. und III. neu bestattet hat [K. 215]. Obwohl keinerlei Angaben vorliegen, worauf sich diese Jahreszahlen bezogen, betrachtete Kitchen es als selbstverständlich, dass nur die Regierungsjahre des dubiosen Königs „Smendes I."

(21. Dyn.) gemeint sein konnten. Weiterhin vermutete er sogar, dass Pinudjem I. ab dem „Jahr 16" noch 18 Jahre als König in Tanis regierte, wobei er sich nur darauf berief, dass dieser mitunter seinen Namen in Königskartuschen schrieb [K. 216]. Manetho kannte keinen König der 21. Dyn., der diesen Namen trug; auch ergibt sich aus Kitchens Übersichten [Tables 1, 2], dass es sich bestenfalls um eine Mitregentschaft handeln kann. Nachdem Jansen-Winkeln [1992] darauf hinwies, dass die Königskartuschen offensichtlich während seiner Amtszeit als HPA beschrieben wurden, betrachtete sogar Schneider [198 f.] sein „Königtum" als fraglich.

Ihm folgte wohl als HPA **Djedchonsiuef ánch** (Djed-Khons-ef-ankh), der auf einem heute verlorenen Sarg als Sohn des Pinudjem I. genannt gewesen sein soll [Schn. 112]. Ansonsten ist über ihn nichts bekannt [K. 55]; die meisten Ägyptologen billigen ihm nur eine Amtszeit von einem Jahr als HPA zu.

Aus der Maunier-Stele [Gauthier III:264] ergibt sich eindeutig, dass im „Jahr 25" **Mencheperre**, der Sohn des Pinudjem I., zum HPA gewählt wurde: Hier interessiert zunächst, auf welchen Herrscher sich dieses „Jahr 25" bezieht. Da ich ausschließe, dass nach dem dubiosen König Smendes datiert wurde, kommt wegen der Regierungslänge m. E. nur der persische König Dareios I. in Betracht, der nach meiner chronologischen Rekonstruktion [*Aeg.* X, 597] in den Realjahren 447–416 auch Ägypten regiert hat. Mencheperre wurde somit im Realjahr -422 zum HPA gewählt, sein Vater Pinudjem I. amtierte mindestens in den Realjahren 441–431, vielleicht auch schon vorher und mit großer Wahrscheinlichkeit bis zum Realjahr -423.

Mencheperre bestattete im Depot DB 328 die Mumie des Sethos I. neu; seine eigene Mumie wurde jedoch m. W. bis jetzt nicht identifiziert. Er hat jedoch so viele Inschriften hinterlassen, dass von einer langen Amtszeit ausgegangen werden muss. Zwei Stelen-Inschriften mit seinen Namen wurden auf die „Jahre 40 und 48" datiert [Gauthier III:265, IV]; weiterhin zwei Mumienbinden auf die Jahre „48 und 49" [Schn. 153]. Diese Jahreszahlen haben konventionelle Ägyptologen verwirrt und Diskussionen entfacht, die noch nicht abgeschlossen sind. Kein einziger Herrscher der 21. Dyn. regierte nach herrschender Ansicht so lange; Smendes I. und Psusennes I. kamen nach der Ansicht von Kitchen [Table 2, S. 466] jeweils auf nur 26 Regierungsjahre! Niwinnski [1988, 37-55] und Jansen-Winkeln [1992] vertraten die Ansicht, dass nach den Amtsjahren Mencheperres datiert wurde; Kitchen [435] betonte dagegen, dass kein einziger HPA eine solche Datierung vornahm und dass davon auszugehen sei, dass nach dem Tod des Psusennes in Theben weiter nach seinen Regierungsjahren datiert wurden, wobei er auf mehrere analoge Beispiele aus der ägyptischen Geschichte verwies. Da ich keine Anhaltspunkte für eine „Priesterära" in dieser Zeit gefunden habe, möchte ich, analog zu Kitchens Auffassung, davon ausgehen, dass auch nach dem Tod von Dar-

eios I. weiter nach seinen Regierungsjahren datiert wurde, zumal sein Nachfolger Xerxes I. wegen seiner repressiven Maßnahmen in Ägypten sehr unbeliebt war [vgl. Schn. 312]. Mencheperre amtierte somit vom „Jahr 25" bis zum „Jahr 49"; also in den Realjahren 422–398.

Ihm folgte als HPA sein Sohn Smendes, der zunächst, wie dargelegt, die Ziffer III trug, aber jetzt aus konventionellen Gründen (die 21. Dyn. soll der 22. vorangegangen sein), als **Smendes II.** bezeichnet wird. Aus einer Inschrift, die 1977 umweit des 10. Pylons in Karnak gefunden wurde, ergibt sich, dass er der Sohn von Mencheperre und der Istemcheb C war [K. 36, Anm. 164]. Da er inschriftlich sonst kaum belegt ist, billigte ihm Kitchen [Table 2, 466] nur eine Amtszeit von einem Jahr zu.

Ihm soll als HPA **Pinudjem II.** gefolgt sein. Er gilt als weiterer Sohn des Mencheperre und der Istemcheb C; dies ist allerdings nur eine Vermutung [K. 232]. Ich bezweifele dies schon deshalb, weil seine Ehefrau Nesichons, die im „Jahr 5" im Familiengrab (= DB 320) bestattet wurde, nach der Mumienbinde als Tochter des Smendes II. bezeugt ist [K. 233]. Pinudjem II. war somit Schwiegersohn seines Vorgängers. Bekannt wurde er vor allem durch Mumienrestaurierungen; die Binden sind ohne Königsangabe zunächst auf die „Jahre 1, 3, 5 und 7" datiert. Danach folgen von ihm gezeichnete Mumienbinden, die ausdrücklich auf die „Jahre 7, 8 und 9 Siamun" datiert sind [K. 389]. Er selbst wurde im „Jahr 10 Siamun" bestattet. Ich legte schon dar, dass dieser Siamun mit König Nektanebes identisch war; die angegebenen Jahreszahlen können sich somit m. E. nur auf die Realjahre 380–370 beziehen.

Wer amtierte aber vor dem Realjahr -380 als HPA? M. E. kommt hier nur **Masaharta** in Betracht, der durch Inschriften als Sohn des HPA Pinudjem I. bezeugt ist [K. 216] und dessen Mumie im Depot DB 320 gefunden wurde. Er muss somit vor dem Realjahr -370, dem Jahr der Depotversiegelung, gestorben sein. Seine Karnak-Inschrift ist auf das „Jahr 16" datiert, das weder Nektanebes noch einer „Priesterära" zugeordnet werden kann. Ich halte es für sehr wahrscheinlich, dass Artaxerxes I. gemeint war, der nach meiner Rekonstruktion in den Realjahren 400–359 auch in Ägypten regiert hat. Das bedeutet, dass Masaharta spätestens im Realjahr -384, also nach Mencheperre als HPA amtiert hat; weitere Datierungen stammen aus den „Jahren 18 und 19" [K. 23]. Kitchen [24] schätzte sein „Pontifikat" auf 8 bis 10 Jahre, ordnete ihn zeitlich allerdings zwischen Pinudjem I. und Mencheperre ein. Da Masaharta noch im „Jahr 19", dem Realjahr -381, amtiert hat, war er der unmittelbare Amtsvorgänger Pinudjems II. Vor ihm war ab dem Realjahr -398 Smendes HPA; weitere Feindatierungen ergeben sich aus einer anderen chronologischen Analyse.

Ich habe keine Zweifel, dass die Hohen Priester von Pinudjem I. bis Masaharta in der frühen Perserzeit amtierten, die nach meiner Rekonstrukti-

on [*Aeg.* X] auch die Zeit der späten Ramessiden (Ramses IV. bis XI.) gewesen ist. Aus dieser Zeit wurden die Namen von drei HPA in Theben überliefert: Ramsesnacht, Amenhotep und Nesamun.

Ramsesnacht (Ramesses-Nakht) wurde in mehreren Inschriften als HPA überliefert. Er hat nach diesen Inschriften vom ersten Regierungsjahr des Ramses IV. bis zum 2. Regierungsjahr des Ramses IX. amtiert [K. 207 f.]. Nach meiner chronologischen Rekonstruktion [*Aeg.* X, 595, 599] wären dies die Realjahre -450 bis etwa -423. Da die Amtszeit des HPA Pinudjem I. mit großer Wahrscheinlichkeit im Realjahr -423 endete, gehe ich davon aus, dass dieser mit Ramsesnacht identisch war. Dies würde bedeuten, dass dessen Vater **Pianch** schon zur Zeit des Ramses III. als HPA amtiert hat. Diese Vermutung hat übrigens schon Velikovsky [164] aus ganz anderen Erwägungen geäußert.

Dem Ramsesnacht soll nach konventioneller Darstellung sein Sohn **Amenhotep** gefolgt sein; seine Existenz (zumindest als 4. bis 2.) Amun-Priester ist inschriftlich belegt. In einem Relief wurde er als HPA dargestellt, wie er dem „Pharao" Neferkare (Ramses IX.) mit Blumen huldigt; seine Figur wurde dabei genauso groß wie die des „Pharao" abgebildet. Ich betrachte dies als weiteres Indiz für die Richtigkeit meiner These [*Aeg.* X], dass die späten Ramessiden nur Scheinkönige waren. Dieses Relief wurde auf das „Jahr 10" datiert [Gardiner, 331]; üblicherweise wird angenommen, dass damit das 10. Regierungsjahr des Ramses IX. gemeint sei. Ich gehe stattdessen davon aus, dass während der Perserherrschaft nach den Regierungsjahren der achämenidischen Herrscher datiert werden konnte. Das „Jahr 10" wäre demnach das 10. Regierungsjahr des Xerxes I. (real -406, was dem letzten Jahr des Ramses IX. entspräche [vgl. *Aeg.* X, 597, 599]). Das würde nach meiner chronologischen Rekonstruktion bedeuten, dass der HPA Amenhotep mit dem HPA Mencheperre (real 423–398) identisch gewesen sein muss.

Aus dieser Zeit sind zwei Papyri (P. Mayer A und P. Abbott) bekannt, die übereinstimmend über Grabräubereien im „Jahr 1" berichten [Gardiner, 338]. Es wurde viel darüber spekuliert, auf wen sich das „Jahr 1" bezieht; nach meiner Konzeption kann es sich nur um das erste Regierungsjahr des Artaxerxes I. (real -400) gehandelt haben.

Im „Papyrus Mayer A" heißt es weiter, dass Amenhotep von „Barbaren" abgesetzt und 6 Monate in Gefangenschaft gehalten wurde. Velikovsky [145-148] hat m. E. recht überzeugend begründet, dass es sich wegen der Bezeichnung „Barbaren" in diesem Text nicht um Libyer oder Äthiopen, sondern nur um Perser gehandelt haben kann. Ergänzend möchte ich darauf hinweisen, dass Artaxerxes I. kurz nach Beginn seiner Herrschaft den Aufstand des Inaros niedergeschlagen hat, der wahrscheinlich mit Ramses X. identisch war [vgl. *Aeg.* X, 598].

Auf einem Relief mit Inschrift auf einer Tempelwand in Karnak wurde die Wahl des neuen HPA **Nesamun** nach einer Orakelbefragung beschrieben. Datiert wurde diese Wahl auf das „Jahr 7" [Gardiner 338 f.]. Da in diesem Text auch ein „Fürst Pianch" (bzw. „General Pianch") erwähnt wurde, der fälschlicherweise, wie dargelegt, als Sohn und Nachfolger des Herihor galt, wurde angenommen, dass Herihor nur 6 Jahre amtiert hat und Nesamun mit Pianch identisch war. Geht man aber davon aus, dass nur das 7. Regierungsjahr des Artaxerxes I. gemeint sein konnte, erfolgte die Einsetzung des neuen HPA im Realjahr -393. Ich möchte ihn mit Masaharta identifizieren, wofür schon die Ähnlichkeit der Namen spricht. Aus den Texten der späten Ramessidenzeit ergibt sich, dass Amenhotep und Nesamun Brüder und Söhne des Ramsesnacht (I.) waren. Aus den z. B. von Kitchen erschlossenen Texten ergibt sich anderseits, dass Mencheperre und Masaharta Söhne des Pinudjem I. gewesen sind. Auch dies spricht eindeutig für die von mir erkannte Identität dieser Personen; nur wegen des herrschenden Zeitdogmas konnte diese Schlussfolgerung bis jetzt nicht gezogen werden!

Als Verfasser des „Papyrus Mayer A" gilt **Ramsesnacht**, den Kitchen [208] als R. II. mit unbekannter Abstammung bezeichnete; weitere Schlussfolgerungen zog er entsprechend seiner Konzeption nicht. Ich bin dagegen überzeugt, dass R. II. nur mit dem HPA Pinudjem II. identisch gewesen sein kann. Zusammenfassend möchte ich die von mir rekonstruierten realen Amtsjahre der Hohen Priester dieser Zeit etwa wie folgt angeben:

453–423 Pinudjem I. = Ramsesnacht I.
423–422 Djedchonsiuf; Sohn des Pinudjem I.
423–358 Mencheperre = Amenhotep; Sohn des Pinudjem I.
398–393 Smendes; Sohn des Mencheperre
393–380 Masaharta = Nesamun; Sohn des Pinudjem I.
380–370 Pinudjem II. = Ramsesnacht II.; Sohn des Mencheperre
(bereits nach der ersten Perserzeit, während der 30. Dyn.)

Überlegungen zu Herihor |hrj-hr|

Der bekannteste aller Hohen Priester des Amun ist zweifellos Herihor. Diesen Ruhm verdankt er vor allem dem polnischen Schriftsteller Boleslaw Prus, der in seinem zuerst 1895 (in einer Zeitschrift) veröffentlichen Roman *Pharao* den Kampf von Ramses „XIII." gegen den mächtigen Hohen Priester Herihor schilderte. Der Roman wurde in viele Sprachen übersetzt und erreichte eine Auflage von vielen Millionen; den gleichnamigen Monumentalfilm sahen noch mehr Zuschauer. Allerdings ging Prus bei der Konzeption seines Buches unkritisch von den Auffassungen der führenden Ägyptologen seiner Zeit aus, was schon im letzten Satz seiner „Einleitung" deutlich zum Ausdruck kommt:

„Die nachstehende Erzählung spielt im elften Jahrhundert vor Christus, als die zwanzigste Dynastie unterging und nach dem Sohn der Sonne, dem ewig lebenden Ramses XIII. der ewig lebende Gottessohn Sem-amen-Herihor, der Erzpriester Amons, sich des Thrones bemächtigte und seine Stirn mit dem »Uräus« schmückte" [Prus 1963, 12].

Da es sich um einen Roman handelt, möchte ich hier nicht auf die vielen von Prus angegebenen historischen Unsinnigkeiten eingehen; beispielsweise betrachtete er Nitokris, die Tochter Psammetichs I., als Tochter des Ramses XIII. und (später dazu gezwungene) Ehefrau Herihors, was auch allen konventionellen Geschichtsdeutungen entschieden widerspricht.

Tatsächlich verfügen wir nur über wenige sichere Informationen über Herihor. Dies hat schon Gardiner [335 f.] deutlich zum Ausdruck gebracht:

„Die vorangegangenen Stationen seiner Laufbahn liegen im Dunkeln, auch seine Heimat ist unbekannt, nie erwähnt er Vater oder Mutter. [...] Es fehlt [...] jeder Anhaltspunkt, daß er die verschiedenen priesterlichen Ämter durchlief, die normalerweise auf das Amt des Hohenpriesters hinführten. Man nimmt deshalb an, er sei, wie vor ihm König Haremhab, ursprünglich Offizier gewesen."

Auch neuere Forschungen haben an diesem Sachverhalt nichts geändert; in der Literatur fand ich fast nur Vermutungen über seine Abstammung und seinen Werdegang.

In meinem Ramessidenbeitrag [*Aeg.* X, 597] habe ich noch die Auffassung vertreten, dass Herihor nach seinen eigenen Regierungsjahren datiert hatte. Wie ich später feststellte, hat auch Jepsen-Winkler [1992] diese Auffassung vertreten; trotzdem möchte ich sie aufgeben. Kitchen [17, 38, 210] hat m. E. überzeugend dargelegt, dass Herihor sich niemals zum „König" proklamiert hat; er schrieb lediglich, wie andere HPA vor ihm, seinen Namen in Königskartuschen. Es gibt auch keinen Beleg dafür, dass er über eine besondere Machtstellung in Theben verfügt hat. Kein HPA hat nach der Machtergreifung des Sethos I. nach seinen Regierungsjahren datiert; es ist kein Grund ersichtlich, warum er dies tun sollte. Da er nach meinen Erkenntnissen Zeitgenosse des Königs Nektanebes I. (real 380–363) war, hat er nach meiner nunmehrigen Überzeugung auch nach dessen Regierungsjahren datiert. Diese Jahre wurden als „Jahre der Wiedergeburt" bezeichnet; tatsächlich fand unter diesem ersten einheimischen Herrscher nach langer persischer Fremdherrschaft eine „Wiedergeburt" Ägyptens statt.

Ich wies schon daraufhin, dass der erste HPA während der neuen 30. Dyn., Pinudjem II., ausdrücklich nach der neuen „Ära Siamun" datiert hat. Das „Jahr 5" des *Reiseberichtes des Wenamun* entsprach somit dem Realjahr -375. Beim nochmaligen Lesen dieses Textes stellte ich fest, dass darin Heri-

hor überhaupt nicht mit Namen genannt wurde. Es heißt lediglich, dass Wenamun in diesem Jahr dem Herrscher in Tanis „Schreiben des Amun-Re-Gottkönigs" übergeben hat. Im vorigen Abschnitt habe ich schon dargelegt, dass damals Pinudjem II. HPA war. (Meine anfängliche Fehlinterpretation beruhte darauf, dass ich konventionellen Kommentierungen zu sehr geglaubt habe.)

Im gleichen „Jahr 5" wurde Nodjmet (Nedjem), die Ehefrau Haremhabs, im Familiengrab Pinudjems II. (DB 320) bestattet. Gardiner [336] vermutete, dass sie die Tochter der „Hrere" war, die wegen ihres Titels die Ehefrau des vorherigen HPA Amenhotep gewesen sein konnte: „So könnte Herihor sein Amt als Hoherpriester durch Heirat erlangt haben."

Die Existenz von „Hrere A" ergibt sich jedoch nur aus zwei Briefen, in denen sie als „Königsmutter" bezeichnet wurde [K. 39], was gegen Gardiners Vermutung spricht, für die ich auch ansonsten keinen Beleg fand.

Velikovsky [147 f.] vertrat die Ansicht, dass während dieser Zeit Pinehas (Pinhasi) der eigentliche Machthaber in Theben gewesen sei. Aus den Papyri Abbott und Mayer A ergibt sich, dass er mit Entschiedenheit gegen die Grabräuber zur Zeit des Ramses XI. vorgegangen ist; seiner Initiative war es anscheinend zu danken, dass die Königsmumien der 18., 19. und 20. Dyn. in das Depot DB 320 gebracht und damit gerettet wurden:

> „Pinehas wird auch die Ernennung von Herihor, einem Berufsoffizier ohne bekannten Stammbaum, zum Nachfolger von Amenhotep auf dem Posten des Hohenpriesters zugeschrieben. [...] Es würde folgen, daß Herihor nicht unmittelbar nach der Amtsenthebung von Amenhotep als Hoherpriester Amuns ernannt worden ist, sondern einige Jahre später" [ebd.].

Im „Jahr 6" restaurierte Haremhab die Mumien des Sethos I. und des angeblichen Ramses II. Er bezeichnete sich hierbei nicht als „Hoher Priester", sondern als Wesir und General [K. 379]. Im Depot selbst fehlen die Mumien von Ramses XI. und Herihor; beide waren somit noch am Leben, als das Depot im „Jahr 19", also im Realjahr -370 geschlossen wurde.

In diesem Jahr starb, wie dargelegt, der HPA Pinudjem II.; Herihor dürfte sein unmittelbarer Nachfolger geworden sein. Nach meiner Rekonstruktion [*Aeg.* X, 597] endete mit ihm das Scheinkönigtum der späten Ramessiden. Nachdem die bisherige Behauptung über die Wahl des Nesamun im 7. Jahr des Herihor eindeutig widerlegt wurde, gibt es keinerlei Grundlage mehr für die Behauptung, dass Herihor nur 6 Jahre amtiert hat. Nach meinem jetzigen Erkenntnisstand kann ich nichts dazu sagen, wie lange sein Pontifikat dauerte; sein Grab ist unbekannt.

Während Kitchen ihn als ersten Hohen Priester der „Dritten Zwischenzeit" betrachtet hat, bin ich auf Grund meiner Studien zu dem Ergebnis gekommen, dass er der letzte bekannte Hohe Priester des Amun vor der makedonischen Eroberung gewesen ist.

Teilübersichten zur realen HPA-Abfolge [Realzeiten aus KW 2007, 280]:

Vor Echnaton	–564	s. S. 291
Von Echnaton bis Sethos I.	564–527	s. S. 291
19. und frühe 20. Dynastie	527–451	s. S. 291
Erste Perserzeit	451–380	s. S. 292
Zeit des Nektanebes	380–363	s. S. 310
Pinudjem II	380–370	
Herihor	370–	

Zu Dogmatismus und Meinungsstreit

Dogmatismus gibt es überall. Kürzlich las ich im *Spiegel* [1/2008, 120-122] hochinteressante Bemerkungen des Physik-Nobelpreisträgers Robert LAUGHLIN, mit denen er, wie schon in seinem Buch *Abschied von der Weltformel*, anscheinend gesicherte Erkenntnisse der Naturwissenschaft in Frage stellte. So bezeichnete er die These vom Urknall als „Unfug". Die meisten wissenschaftliche Axiome seien in Wirklichkeit nur Spekulationen, die durch Experimente nicht bewiesen wurden und deshalb auch falsch sein können:

> „Denn ich bin es satt, in Seminaren zu sitzen und mir Spekulationen über Schwarze Löcher und Superstrings anzuhören. Niemand redet da über Experimente" [ebd., 121].

Nur auf Grund seiner wissenschaftlichen Autorität konnte er es wagen, den Grund zu nennen, warum trotzdem solche Behauptungen nicht angezweifelt werden: Die Angst um die eigene Karriere!

> „Da tun oder sagen die Leute praktisch alles, nur um nicht gefeuert zu werden. Denn die Wahrheit kann beruflicher Selbstmord sein. [...] Meine persönliche Erfahrung sagt mir, dass wir es hier mit einem erschreckend weitverbreiteten Phänomen zu tun haben. Und es gibt sehr viele Wege, die Unsicherheit zu sagen. [...] Es gibt Massen vor Experimenten, die schlicht nicht testen, was sie zu testen vorgeben. Oder man behauptet, herausgefunden zu haben, was alle ohnehin glauben. Dann können Sie ziemlich sicher sein, dass es niemand in Zweifel ziehen wird" [ebd., 122].

Ohne echten Meinungsstreit können dogmatische Thesen nicht überwunden werden. Gewiss versucht jeder Autor der *Zeitensprünge*, sein Bestes zu geben; jeder kann sich aber auch in Einzelfragen irren. (Auch in diesem Beitrag habe ich meine Auffassung zu einigen Detailfragen, konkret zu Kaschta, Siamun und Herihor, revidiert.) Ich begrüße es deshalb, dass unser Chefredakteur stets auch gegensätzliche Auffassungen abdruckt, insofern diese wissenschaftlich begründet sind. Ohne offene und sachliche Kritik können auch gute Ideen wieder zum ***Dogma*** werden.

Arius und Ali
Über die iranischen Wurzeln des Christentums und die christlichen Wurzeln des Islam
Eine Antwort auf Zainab A. Müller

von Jan Beaufort

Zusammenfassung: *Zainab Müllers These, dass der Begriff „arianisch" ursprünglich „iranisch" bedeutet, ist zuzustimmen. Das später als „arianisch" verketzerte, vorkatholische Urchristentum hat seine Wurzeln in Iran. Darüber hinaus erhielt der Begriff „Arianer" in der katholischen Theologie des 6. Jh. die Bedeutung „Anhänger des Arius". Dieser „Arius" hat nie wirklich existiert, sondern war eine ins 4. Jh. rückprojizierte historische Fiktion. Hauptziel des theologischen Konstrukts war die Verketzerung einer mächtigen antitrinitarischen und antikoptischen Bewegung, die unter Justinian verboten wurde. Sie ist identisch mit der heute noch existierenden Shi'at 'Ali, der Partei des Erhabenen.*

Einführung

In einem lesenswerten und lehrreichen Artikel über die These zur Gleichsetzung von Arius und Ali weist Zainab A. Müller auf die zahlreichen Schwierigkeiten dieser Vermutung hin. Sie plädiert für einen behutsamen Umgang mit der Materie, der voreilige Identifizierungen vermeidet. Als Gegenthese präsentiert sie ihre eigene Auffassung, nach der mit dem Begriff „Arianer" ursprünglich „Leute aus Aria = Iran" bezeichnet wurden – insbesondere Vertreter eines iranisch-gnostischen Dualismus. Die Frage nach der Historizität von Mohammeds Schwiegersohn Ali sowie vom griechischen Presbyter Arius möchte sie offen halten [Müller 2007].

Müllers Beitrag bot mir viel Stoff zum Nachdenken, zumal mir die problematischen Aspekte der Arius=Ali-These nur allzu bewusst waren und ich diese bislang mit Absicht sehr allgemein formuliert hatte. Die Entscheidung, ob nun Ali der islamische Versuch zur Einverleibung eines historisch-realen Arianismus war, oder umgekehrt Arius im Zuge der Häretisierung eines arabischen Ali erfunden wurde, wollte ich nach Möglichkeit späterer Forschung vorbehalten; ebenso die Beantwortung der chronologischen Frage, in welches Jahrhundert denn die jeweiligen Realitäten und Erfindungen zu verorten sind.

Inzwischen bin ich einen Schritt weiter und stimme Müller in dem Punkt zu, dass es vom wissenschaftlichen Standpunkt mehr Sinn macht, das mutmaßliche Schicksal der religiösen *Bewegungen* zu verfolgen, als auf die

Historizität bzw. Nichthistorizität ihrer *Gründer* zu bestehen. Die Gleichsetzung von Arius und Ali ist somit zu präzisieren als die These, dass die von katholischen Autoren verketzerten Anhänger des „Arius" die Anhänger des „Ali", dass also die „Arianer" die *Aliden* bzw. *Shi'iten* waren. Die Frage der Historizität der Gründer halte ich demnach für zweitrangig. Persönlich neige ich allerdings zur Vermutung der Nichthistorizität (wie etwa auch im Falle von Jesus, Paulus und Mohammed: s. u. Abschnitt I, III und IV).

„Ali" wird damit zum mythischen Gründervater einer allerdings historisch sehr realen und mächtigen religiös-politischen Bewegung, die noch heute existiert und sich *Shi'at 'Ali* („Partei des Erhabenen", auch *Shi'iten* oder *Aliden*) nennt. „Mohammed" mag eine fiktive religiöse Gestalt sein, in deren Namen sich die spätere *Sunna* konstituierte, mit der sich die zuvor politisch unabhängige *Shi'a* verbündete. Damit fügte letztere sich einer umfassenderen staatskirchlichen, umayyadischen Ordnung ein (s. u. IV).

„Arius" verstehe ich nunmehr als ein häresiologisches Konstrukt, das im Zuge der reichsweiten Durchsetzung des Katholizismus unter Justinian geschaffen wurde. Ziel war unter anderem die Bekämpfung der antitrinitarischen Lehre der Aliden als Ketzerei und als Abfall von der – in Wahrheit erst nach dem „Arianismus" entstandenen – reinen katholischen Lehre (s. u. III).

Darüber hinaus möchte ich Müller in dem Punkt zustimmen, dass der Begriff „arianisch" *ursprünglich* auf eine Herkunft aus Persien hinweist. Denn unbestritten ist, dass nicht nur die Anhänger des fiktiven Kopten-Gegners „Arius", sondern auch die Vertreter eines vorkatholischen Täuferchristentums (s. u. I und III) als „Arianer" bezeichnet wurden. Ich hielt dies bis zur Lektüre von Müllers Beitrag für eine spätere Begriffsübertragung: von der speziellen Verwendung als „Arius-Anhänger" auf die Leugner von Jesu Kreuzigung und Gottessohnschaft im allgemeinen. Heute meine ich, dass das Gegenteil der Fall war (zur Begründung s. u. III).

Um diese Auffassung plausibel zu machen, ist ein religionsgeschichtlicher Umweg nötig, in dem ich kurz über den aktuellen Stand meiner Überlegungen zur Rekonstruktion des frühen Christentums berichte. (Auch Müller setzt eine bestimmte Sicht auf frühe christliche Bewegungen voraus, der ich jedoch nur zum Teil folgen kann – s. u. II.)

Bevor ich fortfahre, sei hier noch daran erinnert, dass die Arius=Ali-These eine Reaktion auf Uwe Toppers Identifizierung von Arius- und Mohammed-Anhängern war [Topper 2000]. Topper war auf diese verblüffende Idee gekommen, nachdem ihm aufgefallen war, dass die Hidschra (622 u. Z.) und das Konzil von Nicaea (325 u. Z.) genau 297 Jahre auseinander lagen. Angesichts der inhaltlichen Übereinstimmung zwischen Islam und Arianismus konnte das kein Zufall sein. Mir schien, dass Topper in den beiden letzten Punkten zuzustimmen war; die Gleichsetzung von „Mohammedanern" und „Arianern"

empfand ich aber als zu hart. Die Aliden hielt ich aus mehreren Gründen für die besseren Kandidaten. Ich komme auf diese Frage zurück (s. u. IV).

I. Geschichte des Christentums ohne historisch realen Jesus und Paulus

Die heutige Kirche, die sich sowohl in ihrer orthodoxen als auch in ihrer römischen und protestantischen Ausprägung als *katholisch* versteht und sich zum so genannten *Nicäno-Konstantinopolitanum* bekennt, leitet ihre Entstehung von einem als historisch reale Person betrachteten Jesus von Nazareth her. Dessen *Jünger* wurden – zusammen mit einem zum Paulus bekehrten Christenverfolger Saulus – als *Apostel* zu Gründern der sich alsbald katholisch nennenden Kirche. Diese konnte seither die reine Lehre erfolgreich gegen zahlreiche ketzerische Verirrungen behaupten. Zeuge für die Frühgeschichte des Christentums seien insbesondere die vier biblischen Evangelisten und die Apostelgeschichte.

Nun steht oder fällt dieses historische Bild der frühen Kirche mit der historischen Realität Jesu, die bekanntlich sehr umstritten ist und häufig angezweifelt wurde. Kritiker der Theorie von einem historisch realen Jesus haben es allerdings weitgehend versäumt, die Konsequenzen ihrer Kritik für die ältere Kirchengeschichte zu durchdenken.

Nicht selten trat an die Stelle des historisch realen Jesus der historisch reale Paulus, der dann zum wirklichen Kirchengründer und Verkünder des Evangeliums wurde.

Indes gingen Radikalkritiker in der Tradition des Tübinger Neutestamentlers und Hegelianers Bruno Bauer schon immer weiter, indem sie auch Paulus als literarische Fiktion und dessen Briefe als umgearbeitete Teile eines ansonsten verloren gegangenen Marcion-Evangeliums erkannten [vgl. Detering 1992, 1995 und 2008]. Wenn aber weder Jesus noch Paulus am Anfang des Katholizismus stehen, muss die frühe Kirchengeschichte völlig anders rekonstruiert werden als traditionell üblich. Zu fragen wäre dann etwa, in welchem geistigen Umfeld die Geschichte eines gekreuzigten Jesus entstehen konnte, wie sie sich in der antiken Welt verbreitet hat und wie sie zur offiziellen Lehre der römischen Reichskirche geworden ist.

Um abzukürzen und mich auf das für die Arius=Ali-Debatte Wesentliche zu konzentrieren, zähle ich jetzt die nach meinem augenblicklichen Kenntnisstand wichtigsten Etappen einer Geschichte des Christentums auf, das sich nicht länger dogmatisch von einem historisch realen Jesus herleitet. Diese Rekonstruktion ist freilich ein Hypothesengebäude und nicht das endgültige Ergebnis abgeschlossener Forschung. Abweichungen vom üblichen Geschichtsbild werden in der angeführten Literatur bzw. in den nächsten Abschnitten begründet:

1.) Am Anfang mag ein jüdisch-hellenistisches Urchristentum gestanden haben, das als wichtigste Rituale die Erwachsenentaufe *(baptisma)* mit Salbung *(chrisma)* und das Liebesmahl aller Gläubigen *(agape)* kannte. Es leitete sich von Johannes dem Täufer her und war offen für gnostische und trinitarische Spekulation. In bildlichen Darstellungen finden sich Symbole wie der gute Hirte, das Lamm, der Fisch, der Pfau, die weiße Taube, das gleichschenklige („griechische") Kreuz und ein bartloser, von Johannes getaufter Jüngling oder Christus. Es war eine friedliche Religion, die sich anderen Religionen gegenüber offen und tolerant verhielt und sich nicht selten mit ihnen vermischte. Dieses Christentum, das sich noch nicht auf einen gekreuzigten Jesus bezog und deshalb später (auch) als „Arianismus" verketzert wurde (s. u. III), war einmal weit verbreitet. Davon zeugen etwa die heute immer noch existierende Religionsgemeinschaft der *Mandäer* im Irak sowie der untergegangene „Arianismus" von *Goten* und *Katharern* im Westen. Auch die in zahlreichen mittelalterlichen *Baptisterien, Tauf- und Johanneskirchen* praktizierte und später bekämpfte *Erwachsenentaufe* ist hier zu erwähnen. Das Herkunftsland dieses Christentums mag Iran oder Irak (Südmesopotamien) gewesen sein (s. u. III), weshalb der These Müllers zuzustimmen ist, der Begriff „arianisch" in dieser Verwendung könne ursprünglich eine geographische Bedeutung gehabt haben.

2.) Mehr oder weniger innerhalb dieses Christentums mögen – vermutlich nach der Zerstörung des Tempels im Jahre 70 u. Z. – in jüdischen religiösen Kreisen in Palästina und Syrien Spruchsammlungen verfasst worden sein, die einem fiktiven Weisheitslehrer und Retter Israels *Jehoschua* oder *Jesus* zugeschrieben wurden. Dieser Jehoschua war noch nicht chronologisch fixiert; mal galt er als Nachfolger von Moses, mal als Nachkomme Davids. (Noch im Koran wird Maria, die Mutter von Jesus, mit Miriam, der Schwester von Moses und Aaron, gleichgesetzt [vgl. Koran 3, 30 ff. und 19, 29]. Laut Angabe des Herausgebers Kurt Rudolph findet sich diese Gleichsetzung auch beim 435 gestorbenen syrischen Kirchenvater Rabbula von Edessa.) Teile des Matthäus-Evangeliums oder etwa auch das jüngere Thomas-Evangelium erinnern an diese älteste Entwicklungsstufe der Jesusreligion. Dieser Jehoschua war noch kein Gekreuzigter, er war auch noch nicht Gottessohn und Wunderheiler, seine Jünger waren noch keine Apostel, Simon war noch nicht Petrus und Judas noch kein Verräter.

3.) Die älteste Jesus-Biographie schrieb der Evangelist *Markus*. Das ist seit dem 19. Jh. auch die unter Theologen vorherrschende Meinung [vgl. Schweitzer, 155 ff.]. Francesco *Carotta* hat erkannt, dass das Markus-Evangelium der Caesar-Biographie nachempfunden wurde. Markus verlegte die Handlung der Caesar-Geschichte von Italien nach Judäa, machte aus Gallien Galiläa,

aus dem Rubikon den Jordan, aus Rom Jerusalem, aus dem Befehlshaber über römische Legionen den Befehlshaber über himmlische Heerscharen, aus dem vom Volk gewollten König der Römer den vom Volk gewollten König der Juden, aus dem Senat (griech. *synedrion*) den Sanhedrin (griech. *synedrion*), aus Brutus Judas, aus dem Capitolium (von *caput oli* = „Schädelstätte des Olus") Golgatha, aus Caesars Tropaeum das Kreuz. Carotta überlegt sich zwar nicht weiter, wann und wo das Markusevangelium entstanden sein könnte. Da Markus aber in Ägypten lehrte und als erster Papst der koptischen Kirche gilt, wird der Entstehungsort des Markusevangeliums Ägypten gewesen sein. Folglich bildeten die Kopten aller Wahrscheinlichkeit nach die erste Religionsgemeinschaft, die einen am Kreuz gestorbenen Gottessohn Jesus verehrte (sie tun es noch heute).

4.) Carotta ist der Auffassung, dass Markus lediglich den Handlungsort der Caesar-Biographie verlegt und die *dramatis personae* ausgetauscht hat. Er sieht nicht mehr, dass dem Markus-Evangelium ein ganz eigenes, gegen die Religion des Divus Iulius rebellierendes Konzept zugrunde liegt. Markus macht aus dem militärischen Führer Julius Caesar den geistigen Führer Jesus Christus. Nicht Caesar (der römische Kaiser) ist Gott, sondern der gekreuzigte Jude Jesus. In dem Maße, in dem die Caesar-(Kaiser-)Religion zur römischen Staatsreligion wurde, wurde damit aus der auf Jesus zurückgehenden Religion eine potentiell staatsfeindliche Macht.

5.) Mir scheint es plausibel, dass sich spätestens unter Diokletian oder Konstantin dem Großen die staatlich verordnete Caesar- und Augustusverehrung mit dem hellenistischen Urchristentum zu verbinden begann. Diokletian mag ein Verfolger der Kopten bzw. der staatsfeindlichen Jesusreligion gewesen sein, aber er war wohl zugleich ein („arianischer") Christ: Sonst ist es kaum zu erklären, dass die Kirche seine Einteilung des Reiches in Diözesen übernahm und dass sein Mausoleum heute immer noch eine christliche Kirche ist. Konstantin der Große war ebenfalls ein („arianischer") Urchrist, aber die römische Kaiser-(Caesar-)Verehrung hat mit ihm keineswegs zu existieren aufgehört. Sein berühmtes Feldzeichen, das *Labarum,* verbindet Caesars Tropaeum mit dem christlichen Chi-Rho-Zeichen. *Nach* Diokletian und Konstantin mag sich so etwas wie eine (ost-)römische Reichskirche etabliert haben, aber sie war urchristlich („arianisch"), verband sich mit der Caesar-(Kaiser-) Religion und bezog sich noch nicht auf einen gekreuzigten Jesus.

6.) Vielleicht ungefähr zeitgleich entwickelte sich vom Osten her eine mächtige Gegenbewegung gegen den koptischen Glauben an einen gekreuzigten Gottessohn. Sie leugnete die Dreieinigkeit Gottes sowie die Gottessohnschaft Jesu und hielt letzteren für eine historisch reale Person – ähnlich den jüdischen Propheten, mit denen er auf eine Stufe gestellt wurde. Diese Bewe-

gung war (in meinen Augen) die *Shi'at 'Ali,* die „Partei des Erhabenen", die wie das Urchristentum später (s. u. III) als „Arianismus" verketzert werden sollte. Die Bewegung mag ursprünglich christlich gewesen sein, denn sie zählte neben Jesus auch Johannes den Täufer zu den Propheten (wie noch der heutige Islam). Der in ihrem Umfeld entstandene Ur-Koran war ein christliches Buch, das geistige und literarische Bezüge zum Matthäus-Evangelium aufweist [vgl. Lüling 1973; Luxenberg 2001]. Wie die Kopten waren die antitrinitarischen Aliden politisch unabhängig und als Gegner der staatlichen Caesar-(Kaiser-)Verehrung potentielle Staatsfeinde.

7.) Der Streit zwischen Kopten und Aliden führte im 5. Jh. in weiten Teilen Vorderasiens zu einer Form des Christentums, die zwar das koptische Kreuzchristentum im wesentlichen übernahm, sich aber zugleich als Kompromisslösung anbot. Sie wurde insbesondere von *Theodor von Mopsuestia* erarbeitet. Gemäß dessen Theologie wurde Jesus zwar als *Mensch* geboren und gekreuzigt, aber seine *göttliche Natur* war davon nicht betroffen. Von katholischer Seite wurde sie später (s. u. III) als „Nestorianismus" verketzert. Die Lehre des Theodor von Mopsuestia wurde zur offiziellen Lehre der heute so genannten „Kirche des Ostens", einer *autokephalen* Kirche, die dem orthodoxen und römischen Katholizismus gegenüber immer unabhängig geblieben ist. Sowohl im sassanidischen Persien als auch später unter dem Islam behielt sie ihre Selbständigkeit und konnte sich neben der Staatsreligion behaupten. Höchster Würdenträger dieser sehr alten, ursprünglich vermutlich griechisch-, später aber syrischsprachigen Kirche war der *Katholikos* von *Seleukia-Ktesiphon.*

8.) Kaiser *Justinian* setzte dieser tendenziell von Persien aus beherrschten „nestorianischen" Kirche seine eigene katholische Reichskirche entgegen. Diese schlug sich zwar – wie die „Nestorianer" – gegen die Aliden auf die Seite der Kopten (Justinians Frau Theodora war Koptin), deren Kreuzchristentum sie übernahm. Zugleich hatte sie aber – ähnlich wie der „Nestorianismus" – das Anliegen, die wichtigsten religiösen Impulse im Reich zu integrieren. Die Tempel und Kirchen im Reich wurden nunmehr mit Bildern (Ikonen) ausgestattet, die dem Volk die Jesusreligion nahe bringen sollten. Das Liebesmahl der Urchristen wurde durch die hinter einer Ikonostase (Bilderwand) von Priestern zelebrierte Messe ersetzt. Erst aus dieser Zeit stammt m. E. das historische Konstrukt der biblischen *Apostelgeschichte,* die das Christentum auf das Wirken eines historisch realen Jesus zurückführt (während es sich in Wirklichkeit genau anders herum verhielt und die Jesusreligion sich innerhalb des älteren Urchristentums entwickelt hat). Von nun an war die katholische Reichskirche als einzig wahre Repräsentantin des von Jesus begründeten Christentums anzuerkennen. Abweichende Lehren wie der „Nestorianismus"

der Kirche des Ostens oder der „Arianismus" der Täuferchristen und der *Shi'at 'Ali* wurden als Ketzerei verboten und deren Anhänger verfolgt. (Zu Justinians Religionspolitik s. u. III.)

9.) Die letzte hier zu berücksichtigende Stufe bestand darin, dass sich die *Aliden* bzw. *Shi'iten* in heftige Kämpfe mit den *Umayyaden* verwickelten. Diese Kämpfe fanden erst ein (zumindest vorläufiges) Ende, als sich die Parteien auf ein gemeinsames Geschichtsbild einigten, mit dessen Hilfe sich die jeweiligen Führer auf eine verwandtschaftliche Beziehung zum Propheten Mohammed berufen konnten. (Letzteres ist freilich meine Deutung der Ereignisse: s. u. IV.) In diesem Rahmen wurde *Ali* zum Vetter und Schwiegersohn eines *Mohammed*, der als Quraischi zugleich mit *Muawiyas* Umayyaden verschwägert war. Diese Einigung sehe ich als die eigentliche Geburtsstunde des heutigen Islam.

10.) Es sei vollständigkeitshalber hinzugefügt, dass ich die heutige römisch-katholische Kirche für eine spätere Abspaltung des orthodoxen justinianischen Katholizismus halte. Sie mag sich als selbständige Kirche ab dem 10. Jh. entwickelt haben. Bis dorthin war der Bischof von Rom einer der fünf Patriarchen der orthodoxen Reichskirche. Erst als Rom für die Karolinger Pippin und Karl den Einfältigen sowie für die Ottonen wichtig geworden war, um sich von Byzanz politisch unabhängig zu machen, wurde der Rom-Primat *politisch* durchgesetzt. Nach und nach wurde dann eine Kirchengeschichte erfunden, die unter anderem mit einer auf Petrus zurückführenden ununterbrochenen Papstliste auch einen *historischen* Primat des römischen vor dem griechisch-orthodoxen Katholizismus vortäuschen möchte.

Die hier in aller Kürze skizzierte Rekonstruktion der Frühgeschichte des Christentums steht freilich in Widerspruch zu sehr vielen alten Texten, die eher zur traditionell erzählten Kirchen- bzw. Religionsgeschichte zu passen scheinen. Solche Texte müssen von mir als nachträglich gefälscht bzw. als pseudepigraphiert und rückdatiert aufgefasst werden. Das ist gewiss eine schwere Hypothek der vorliegenden Rekonstruktion.

Auf der anderen Seite ist bekannt, wie unvorstellbar viel voraufgeklärte Zeiten gerade im religiösen Bereich gefälscht und pseudepigraphiert haben. Dabei ist allerdings der *Beweis* der Fälschung im jeweils einzelnen Fall häufig kaum streng zu führen – handelt es sich doch meistens um *inhaltliche* Fälschungen, deren Fälschungscharakter sich nur aus dem Gesamtbild ergibt, das wir uns von der Geschichte machen.

Weil dieses Gesamtbild andererseits davon abhängt, welche Berichte aus der Vergangenheit wir für authentisch und welche für gefälscht halten, ergibt sich hier in der Vorgehensweise ein Zirkel, der dem Wissenschaftstheoretiker als „hermeneutischer Zirkel" bekannt ist. Er ließe sich nur dann auflösen,

wenn es eines Tages gelingen sollte, ein umfassendes und widerspruchsfreies Bild des betreffenden Geschichtsverlaufs zu erarbeiten. Von diesem Zustand sind wir noch sehr weit entfernt.

Das Beste, was wir deshalb tun können, ist der Versuch einer Rekonstruktion, die unter Berücksichtigung der überlieferten Texte einer psychologisch, soziologisch und historisch nachvollziehbaren Logik folgt und sich als verbesserungsfähige Diskussionsvorlage versteht. Unter dem entsprechenden methodischen Vorbehalt steht der ganze vorliegende Beitrag.

II. Monophysiten, Arianer und der Streit um Jesus

Vor dem Hintergrund der wie oben verstandenen Kirchengeschichte sind nun die Fragen nach der antiken Verwendung des Begriffs „Arianismus" und nach der Historizität bzw. Gleichsetzung von „Ali" und „Arius" erneut zu stellen.

Auch Müller versteht den Begriff „Arianismus" im Lichte einer eigens rekonstruierten Geschichte des Christentums. Meiner Ansicht nach völlig zurecht meint sie, dass

> „die heutige Darstellung des Arianismus als eine theologische und spitzfindige Streiterei über die Wertigkeiten von Sohn, Vater und Geist innerhalb der christlichen Trinitätslehre"

die Sachlage verfälscht [Müller 2007; 2008a, b]. Denn es gab damals weder eine einheitliche christliche, noch eine einheitliche katholische Kirche. Folglich darf Religionsgeschichte nicht auf Kirchengeschichte reduziert werden. Es gilt zuerst, den wirklichen Einsatz des arianischen Streites zu rekonstruieren und ihn auf seinen historisch realen Kern zurückzuführen.

Müller tut dies, indem sie die wichtigsten beteiligten religiösen Parteien folgendermaßen definiert:

> „Arianer sind die iranisch-gnostischen Dualisten, Nestorianer die jahwistischen Judenchristen, Monophysiten die Anhänger der Göttinnenreligion".

Dabei zählen zu den Monophysiten insbesondere die ägyptischen Kopten, die nach Müller eine christliche Madonnen-Religion (Isis) praktizierten, sowie die vor-islamischen und vor-nestorianischen Araber mit ihrer Verehrung der al-Uzza [ebd.].

Es sind nun diese Definitionen der religiösen Bewegungen, gegen die ich Zweifel anmelde. Mit „Arianern" werden in meinen Augen zwar auch, aber eben nicht nur iranisch-gnostische Dualisten bezeichnet, die „Nestorianer" sind keineswegs jahwistische Judenchristen und die „Monophysiten" nicht Anhänger einer Göttinnenreligion. (Ich setze die Begriffe „Arianer", „Nestorianer" und „Monophysiten" hier und im Folgenden in Gänsefüßchen, weil sie keine Selbstbezeichnungen der betreffenden Gruppen, sondern „häresiologische Konstrukte" sind: also katholische Erfindungen zur Verketzerung der

jeweiligen Bewegung.) Meine Skepsis gegen Müllers Rekonstruktion des Christentums veranlasst mich letztendlich dazu, die eigene Rekonstruktion vorzuziehen und weiterhin die Arianer=Aliden-These aufrecht zu erhalten.

Um mit den „Monophysiten" und „Arianern" zu beginnen (zu den „Nestorianern" s. u. III): Mit „Monophysiten" waren zwar in der Tat die Kopten gemeint, aber diese verehrten nicht die Isis. Es ist freilich plausibel, dass Maria und Jesus ein historisches Vorbild in Isis und Horus hatten, aber die schlichte Gleichsetzung halte ich für problematisch. Denn die Kopten waren (und sind) nach ihrem eigenen Selbstverständnis zweifellos Christen und nicht Anhänger einer Göttinnenreligion. Sie hielten (und halten) den gekreuzigten Jesus für den ewigen Gottessohn. Für ihre Gegner, die „Arianer" (Anhänger des „Arius"), war Jesus dagegen ein sterblicher („geschaffener") Mensch. Der Streit, der noch heute Christen und Moslems entzweit, ging um eben diesen Punkt. Die Behauptung der Gottnatur und die der Menschennatur Jesu standen sich unversöhnlich gegenüber.

Es ist dieser bis in unsere Zeit fortdauernde Gegensatz zwischen dem christlichen Glauben an einen Gottessohn einerseits und dem islamischen Festhalten an der Menschennatur Jesu andererseits, der in meinen Augen beweist, dass es hier nicht mehr nur um theologische bzw. häresiologische Haarspalterei geht, sondern um einen auch von vielen gläubigen Laien empfundenen Widerspruch. Wir haben es also mit historischer Wirklichkeit zu tun, bei der allerdings zu fragen bleibt, wie weit sie in die Vergangenheit zurückreicht.

Es spricht in der Tat viel dafür, dass die aus Sicht der katholischen Theologie „Arianer" genannte Bewegung *auch* den Islam oder eine Vorstufe des Islam meint. Die wichtigsten Argumente für diese These sind

1.) die schon von Topper hervorgehobene inhaltliche Übereinstimmung zwischen „Arianismus" und Islam in einigen wesentlichen Punkten;

2.) der Umstand, dass eine sonstige inhaltliche Auseinandersetzung christlicher Theologie mit dem Islam im Mittelalter nahezu völlig fehlt [Topper 2000];

3.) die Beobachtung, dass überall wo der Islam Einzug hielt, die „Arianer" plötzlich aufgehört haben zu existieren (während etwa die koptische Kirche in Ägypten und die „nestorianische" Kirche in Persien neben dem Islam weiter bestehen blieben);

4.) das Fehlen jeglicher islamischer Erinnerung an eine „arianische" Vorstufe, während das Bündnis zwischen Shi'iten und Sunniten zugleich Merkwürdigkeiten aufweist, die eine gemeinsame Herkunft von Mohammed zweifelhaft erscheinen lassen;

5.) der schon erwähnte 297-Jahre-Abstand zwischen der Hidschra und dem Konzil von Nicaea, der unter der Prämisse der Phantomzeittheorie kaum ein Zufall sein kann.

Wenn wir aber von der Identität des „Arianismus" mit dem Islam oder dem Prä-Islam ausgehen wollen, stellen sich gleich mehrere Fragen.

(a) Die erste Frage lautet, weshalb der Katholizismus die Auseinandersetzung mit den Aliden und den Moslems nicht offen, sondern nur in Gestalt der Verketzerung eines fiktiven „Arius" gesucht hat. Oder war es am Ende doch umgekehrt und hießen die Aliden ursprünglich „Arianer", war Ali in Wirklichkeit der griechische Priester „Arius"?

(b) Wenn zweitens „Arius" nicht mehr unbedingt als historische Person gesehen wird, sondern als häresiologischer Platzhalter für den Islam oder Prä-Islam, müssen auch die „Arianer" nicht mehr unbedingt die Aliden sein, sondern könnten wieder die Moslems überhaupt bedeuten. Toppers Gleichsetzung von Mohammed- und Arius-Anhängern käme so durch die Hintertür wieder ins Spiel. Welche Gründe gibt es also noch, „Arianer" und Shi'iten miteinander zu identifizieren, wie hier nach wie vor versucht wird?

(c) Drittens spricht viel dafür, dass der Begriff „Arianismus" nicht nur für den monotheistischen Islam verwendet wurde, sondern auch für jenes gnostische Urchristentum, das zwar an Gottvater, Christus und Geist glaubte und die Taufe praktizierte, aber sich nicht auf einen gekreuzigten Jesus bezog. Wie aber kann es sein, dass trinitarische und gnostische Urchristen ebenso als „Arianer" bezeichnet wurden wie antitrinitarische und antignostische Moslems? Diese Fragen sind im Folgenden zu beantworten.

III. Arianer, Nestorianer, Mandäer und die iranischen Wurzeln des Christentums

Wenn wir von der Identität der Aliden und „Arianer" ausgehen, muss uns sowohl die Geschichte der Aliden als auch die der „Arianer" falsch überliefert worden sein. Die Geschichte der Aliden muss eine Fälschung sein, weil sie als „Arianer" älter sind als der Islam, so dass ein möglicher Gründer Ali nicht Schwiegersohn von Mohammed gewesen sein kann; außerdem wurde der christliche Ursprung der Bewegung später verdrängt. Zugleich kann die Geschichte der vorgeblichen „Arianer" so nicht stimmen, weil ihre wahre Identität (die *Shi'at 'Ali* zu sein) uns verschwiegen wurde. Warum also wurde hier sowohl islamischer- als auch katholischerseits Geschichte gefälscht?

Beginnen wir mit der Geschichte der „Arianer" (zu den Aliden s. u. IV). Die Erfindung eines griechischen Priesters „Arius", um in dessen Person und vorgeblichen Anhängern die Lehre der Aliden zu verketzern, hatte mehrere Vorteile.

Zum einen läuft hier ab, was in jedem Verdrängungsvorgang passiert: Der betreffende Inhalt wird nicht nur schlicht verneint, denn dann würde er weiterhin (als verneinter Inhalt) im Bewusstsein bleiben; er wird darüber hinaus auch verändert, es findet eine Verschiebung statt [vgl. Freud, 305 ff.]. So werden aus der wirklichen Partei des Ali die Anhänger des fiktiven „Arius".

Zweitens konnte durch diesen Kunstgriff der shi'itische Glaube als Abfall von der „reinen Lehre" dargestellt werden: „Arius" war ein Ketzer und Verirrter, der angeblich beim Konzil von Nicaea ordnungsgemäß verurteilt wurde. Folglich wurden alle, die weiterhin seiner Überzeugung waren, zu Ketzern und Renegaten, die bekämpft werden mussten. Damit es kein Missverständnis darüber geben konnte, dass die Aliden gemeint waren, musste der erfundene Name „Arius" dem des Ali ähnlich bleiben. In Wirklichkeit wird die Verurteilung der Aliden später (d. h. lange nach dem Jahr 325) erfolgt sein. *Vor* Justinians orthodoxem Katholizismus gab es ja noch gar keine „reine Lehre", von der andere abweichen konnten.

Drittens wurde die Lehre des fiktiven „Arius" so allgemein formuliert, dass nicht nur die Aliden, sondern auch die ursprünglichen, gnostisch-trinitarischen Täuferchristen damit gemeint werden konnten: das heißt alle, die die Gottessohnschaft Jesu ablehnten. Die Täuferchristen wurden vermutlich ohnehin schon wegen der iranischen Herkunft ihrer Religion als „Arianer" bezeichnet (s. u. in III). So etwa *Konstantin der Große:* Konstantin war gewiss kein prä-islamischer Monotheist, sondern vielmehr ein prä-katholischer Gnostiker. Er kannte einen Christus als Gottessohn und hielt sich wohl sogar selbst für einen solchen, ohne sich dabei auf den gekreuzigten Jesus zu beziehen. Weil demnach Gnostiker wie auch Anti-Gnostiker als „Arianer" bezeichnet wurden, entstand in der traditionellen Erzählung über das Konzil von Nicaea der Widerspruch, dass unter der Aufsicht des „arianischen" Kaisers Konstantin die „Ketzerei" des Priesters „Arius" verurteilt wurde.

Wer daran zweifelt, dass Justinians Katholizismus zur Erfindung des „Arius" und dessen „Arianismus" fähig war, möge sich mit der ***Geschichte der „Nestorianischen" Kirche*** befassen.

Erforscht man diese Geschichte im Internet, stellt man zunächst fest, wie schwierig es ist, überhaupt Webseiten zum Thema zu finden, die nicht katholisch beeinflusst sind. Hier hilft auch die *Wikipedia* nur bedingt weiter. Auf der Seite der *Holy Apostolic Catholic Assyrian Church of the East* findet sich aber ein Artikel von Bischof Mar Bawai Soro, der wertvolle Information enthält [zumindest bis eine Woche vor Abschluss dieses Beitrags; die Seite wird gerade neu editiert; der Artikel von Soro ist allerdings auch andernorts nachzulesen]. Der Artikel befasst sich mit der Geschichte der „nestorianischen" Kirche. Soro teilt darin mit, dass die Kirche des Ostens, die katholischerseits weiterhin konsequent als „nestorianisch" bezeichnet wird, die Verwendung dieses Epithetons selbst

ablehnt: „But the Church of the East rejects the epithet ‚Nestorian' because it does not accept all the implications of that name" [Soro].

In der offiziellen Chronik der Synoden der Kirche des Ostens, dem *Sunhados,* taucht der Name „Nestorius" erst in einem kanonischen Brief des Katholikos-Patriarchen *Giwargis* (660–680) auf – also mehr als zwei Jahrhunderte nach Nestorius' Tod und mehr als ein Jahrhundert nach dem so genannten „Dreikapiteldekret". Mit Hilfe dieses Dekrets hatte Justinian drei bedeutende Theologen der Kirche des Ostens – *Ibas von Edessa* († 457), *Theodoret von Kyrrhos* († 466) und *Theodor von Mopsuestia* († 428) – zu Ketzern erklären lassen [Soro].

„Nestorius" selbst soll im Jahre 451 gestorben sein. Von 428 bis 431 war er Patriarch von Konstantinopel. Seine Lehre wurde angeblich bei den Konzilen von Ephesos (431) und Chalcedon (451) verurteilt. Diese Konzile blieben innerhalb der Kirche des Ostens bis in Justinians Zeit völlig unbeachtet [Soro], obwohl sich Katholiken und „Nestorianer" in Chalcedon erbitterte Schlachten geliefert haben sollen (in Ephesos waren die „Anti-Nestorianer" unter sich). Bei mir hat sich im Laufe der Beschäftigung mit dem Thema der Eindruck verfestigt, dass wir es bei beiden Konzilen mit nachträglich erfundenen Veranstaltungen zu tun haben.

(Justinian und die reichsweite Durchsetzung der katholischen Orthodoxie ist im übrigen ein eigenes Kapitel und ein sehr weites Feld. Nicht nur hat Justinian als *Täter* Geschichte erfunden und gefälscht, er wurde auch das *Opfer* schlimmer Geschichtsklitterung. Dass selbst seine Zeitstellung unsicher ist, zeigt Marianne Koch im letzten *ZS*-Heft [Koch]. Justinians eigenes Anliegen mag gewesen sein, nicht als der Erfinder des orthodoxen Katholizismus in Erscheinung zu treten, der er in Wirklichkeit war. Die Entstehung des Katholizismus wurde rückdatiert. Die Nachwelt hat diese Tendenz übernommen. Wie unterschiedlich im übrigen das Bild ist, das römische und griechische Kirche von ihm haben, geht schon aus den Justinian-Artikeln des *Bautz,* der *Wikipedia* und der *Orthodoxwiki* hervor. Letztere beide machen gleichwohl klar, wie sehr Justinian um religiöse Gleichschaltung im Sinne des Katholizismus bemüht war.)

Wen die ***Rekonstruktion des „Arianismus" als theologische Fiktion*** zu überzeugen vermag, dem wären die Fragen (a) und (c) beantwortet: Der Begriff „Arianer" wurde zu einem Begriff der katholischen Häresiologie, mit dem die Anhänger des fiktiven, beim Konzil von Nicaea angeblich verurteilten „Arius" gemeint waren. Mit dieser Konstruktion sollten sowohl die präislamischen Aliden als auch die prä-katholischen Täuferchristen verketzert werden – also alle, die sich weigerten, an einen Gottessohn Jesus zu glauben.

Darüber hinaus wird der Begriff „arianisch" ursprünglich durchaus „iranisch" gemeint haben, wie Müller vorgeschlagen hat [Müller 2007,604 ff.]:

Schließlich waren die späteren iranischen Moslems ausnahmslos Shi'iten, und auch das gnostisch-trinitarische Urchristentum mag iranische Wurzeln haben. Nicht unplausibel wäre mir, dass die Kirche des Ostens, die im 5. Jh. die Jesus-Religion des Theodor von Mopsuestia übernommen hat und seit dieser Zeit eine syrische Liturgie praktiziert, vorher eine urchristliche Kirche ohne Bezug auf die koptische Kreuzestheologie gewesen ist. Sie war dann möglicherweise die *älteste urchristliche Kirche* überhaupt. Einiges weist darauf hin, dass sie ursprünglich griechisch-sprachig war. Der Sitz ihres *Katholikos* war immer das persisch-hellenistische Zentrum *Seleukia*.

Hier, im Bereich des unteren Tigris, wohnen noch heute die urchristlichen *Mandäer*. (Ihre Zahl hat sich allerdings als Folge islamischer Übergriffe nach dem amerikanischen Einmarsch in den Irak von 60.000 auf 5.000 reduziert, so dass sie erstmals in ihrer 2.000-jährigen Geschichte vom Aussterben bedroht sind.) Die Mandäer glauben an Johannes den Täufer, halten aber Jesus für einen Lügner. Ihre Herkunft ist ungeklärt. Historiker, die Johannes den Täufer für eine historisch reale Person halten, müssen glauben, dass die Mandäer nach der Übernahme der Johannes-Religion von Palästina nach Babylon gezogen sind. Darauf gibt es aber keine eindeutigen Hinweise.

In Wirklichkeit mag es sich genau umgekehrt verhalten: *Hier, in der persischen Satrapie Babylonien, entstand bei den Juden, die nach dem Exil nicht nach Palästina zurückgekehrt waren, der Mythos vom am Jordan predigenden und taufenden Johannes* [vgl. Mead, 62-70]. Es war dann dieser Mythos, aus dem sich in Babylons griechisch-persisch-jüdischem Völkergemisch das „arianische" (= iranische) Urchristentum der „Kirche des Ostens" entwickelte. Dort könnte der Johannes-Glaube mit der persischen Idee der *Spenta Mainyu* (Guter Geist) verbunden worden sein [vgl. zum vermutlich zoroastrischen *Spenta Mainyu* Eliade I, 286].

Sollte diese Vermutung mehr als eine bloße Spekulation sein, dann hatte die spätere katholische Ableitung des Adjektivs „arianisch" von einem fingierten Priester „Arius" den weiteren Sinn, den geographischen Ursprungsort des Christentums aus dem kollektiven Gedächtnis zu verbannen. Auf diese Weise sollte der Weg für Justinians orthodoxe Geschichtsdeutung frei werden, die mit Hilfe der (erfundenen) biblischen *Apostelgeschichte* das Christentum von Jesus und Paulus herleitet.

IV. „Arius = Mohammed" oder „Arius = Ali"?

Es gilt jetzt noch, Frage (b) zu beantworten: Wenn mit der Verketzerung des „Arius" die islamische oder prä-islamische Leugnung der Gottessohnschaft Jesu getroffen werden sollte, könnte dann nicht doch Uwe Topper Recht haben mit seiner Vermutung, die „Arianer" meinten die Moslems überhaupt?

Diese Sicht hätte im Vergleich zur „Arianer=Aliden-These" den Vorteil, dass die Aliden bzw. Shi'iten nicht zu einer vor-islamischen Bewegung gemacht werden müssen. Die islamische Erzählung über den eigenen Ursprung könnte dann weitgehend unverändert in eine umfassendere geschichtswissenschaftliche Darstellung übernommen werden.

Dem steht entgegen, dass die „Arianer" spätestens unter Kaiser Justinian als Ketzer verurteilt worden sind (die Verurteilung des „Arius" beim Konzil von Nicaea dürfte eine historische Fiktion sein). Wer annimmt, dass die „Arianer" die Moslems im heutigen Sinne meinen, muss also davon ausgehen, dass schon Justinian den Islam und insbesondere Mohammed gekannt hat. In diesem Fall wäre Justinians Katholizismus eine Reaktion auf die Entstehung und das schnelle Erstarken des Islam außerhalb und innerhalb des Reiches. Das scheint nun in der Tat nicht völlig ausgeschlossen zu sein. Zeller, Weissgerber und Topper haben Gründe für ein Hidschra-Datum vor dem 7. Jh. u. Z. angeführt [Zeller 1993a; 1993b; Weissgerber 2000; Topper 2000].

Indes gibt es auch Gründe für das Geschichtsbild, das in Abschnitt I dargestellt wurde und das im Islam eine Reaktion auf Justinians Verbot des „Arianismus" sieht. Sie veranlassen mich, vorerst weiterhin daran zu glauben, dass mit den „Arianern" primär die *Shi'a* und nicht der Islam überhaupt verurteilt wurde:

Denn *erstens* weist alles darauf hin, dass mit den „Arianern" noch eine im weitesten Sinn christliche Bewegung gemeint war. Der Streit zwischen „Arianern" (= Aliden) und Kopten wurde als innerchristlicher Streit aufgefasst. Das wäre nicht mehr der Fall gewesen, wenn es sich bei den „Arianern" um Moslems („Sarazenen") gehandelt hätte. Plausibel ist mir deshalb die Version, nach der die ursprünglich christlichen „Arianer" (= Aliden) sich durch Justinians Verbot veranlasst sahen, nach Verbündeten außerhalb des Reiches umzuschauen. Die Vereinigung von Umayyaden und Aliden unter dem einen Dach des Islam war dann die arabisch-syrisch-persische Antwort auf Justinians neue koptisch-katholische Reichskirche. Erst Justinians unerbittliche Strenge in Religionsfragen hat die Radikalisierung der Aliden und die Konstituierung der islamischen Bewegung nach sich gezogen.

Zweitens ist die angeblich bald nach Mohammeds Tod erfolgte Spaltung des Islam in *Sunna* und *Shi'a* schwer nachvollziehbar und scheint die Tiefe der Kluft zwischen beiden Bewegungen kaum erklären zu können. Illig hat schon 1992 darauf hingewiesen, Weissgerber hat kürzlich daran erinnert [Illig 1992; Weissgerber 2007]. Mit unter anderen Ohlig und Luxenberg hält Weissgerber Mohammed gar für eine Fiktion. Wenn aber der Islam ein Zusammenschluss von Sunniten und Shi'iten ist, dann fragt sich, wie er jenseits erzählter Historie vor sich gegangen sein kann. Bei welcher Gelegenheit haben sich Sunniten und Shi'iten auf den gemeinsamen Mythos geeinigt, der dann bei at-

Tabari als Erzählung über Mohammed und dessen unmittelbare Nachfolger erscheint?

An dieser Stelle kommt die zweifellos reale historische Gestalt des *Muawiya* (603–680 traditioneller Datierung) ins Spiel. Muawiya wird von Shi'iten und Sunniten völlig unterschiedlich beurteilt. Die Sunniten sehen in ihm den rechtmäßigen Nachfolger von Ali, die Shi'iten halten ihn für einen Verbrecher und unrechtmäßigen Usurpator des Kalifats [vgl. z. B. wiki ↪ Muawiyah I]. Wie kam es zu diesen Verwerfungen?

Wer diese Frage zu beantworten sucht, wird bald fündig: Entscheidend war hier die *Schlacht von Siffin* im Jahre 657 u. Z. (traditioneller Datierung) sowie dessen rätselhaftes Nachspiel. Auch über diese Schlacht und insbesondere die nachfolgenden Ereignisse bestehen die widersprüchlichsten Berichte, wobei shi'itische und sunnitische Deutungen wieder weit auseinandergehen [vgl. z. B. wiki ↪ Battle of Siffin]. Historisch scheint zu sein, dass Truppen der Shi'iten und die Armee des Muawiya bei Siffin aufeinander trafen und dass Muawiya am Ende militärisch zu unterliegen drohte. Daraufhin schlug Muawiya vor, dass nicht der Kampf, sondern der *Koran* bzw. das Gesetz zwischen den Parteien entscheiden möge. Die Shi'iten akzeptierten diesen Vorschlag. Die anschließenden Verhandlungen führten dazu, dass die Shi'iten Muawiya als neuen Kalifen anerkannten. Kurz nach dem Abschluss des Friedensvertrages spalteten sich die shi'itischen Gegner des Verhandlungsergebnisses (die *Charidschiten*) von der Hauptströmung der Befürworter ab.

Ich interpretiere diese Ereignisse so, dass der vermutlich vormalige *byzantinische* Schützling Muawiya hier gegen von *persischen* Truppen unterstützte Shi'iten kämpfte. Durch Anerkennung des heiligen Buches der Shi'iten – des noch weitgehend christlichen *Urkoran* – verbündete er sich mit diesen, um Kalif werden zu können (*„Paris vaut bien une messe"*). Im Zuge dieser Einigung muss der islamische Gründungsmythos entstanden sein, nach dem sowohl die shi'itischen Imame als auch Muawiya mit *Mohammed* verwandt waren und deshalb legitime Herrschaftsansprüche über die neu entstandene islamische Gemeinschaft geltend machen konnten.

Den Hass der Shi'iten muss sich Muawiya durch einen späteren Vertragsbruch zugezogen haben – etwa damit, dass er seinen Sohn *Yazid* als Kalifen gegen Alis Sohn *Hussein* durchsetzen wollte, was dann im Jahr 680 u. Z. (traditioneller Datierung) zur berüchtigten *Schlacht von Kerbela* mit dem Tod Husseins führte; oder auch damit, dass der Mohammed-Mythos unter Muawiya in eine Richtung weiter ausgestaltet wurde, die den Shi'iten nicht gefallen konnte.

Diese (und einige weitere) Überlegungen legen die historische Realität einer prä-islamischen und noch im weitesten Sinn christlichen, mit der bis heute existierenden „Partei des Erhabenen" zu identifizierenden Bewegung

nahe. (Eine der genannten weiteren Überlegungen bezieht sich auf Merkwürdigkeiten der Siebenschläfer-Verehrung, die in der Shi'a eine besondere Rolle spielt [vgl. Topper 1994; Kandler].) Im Rahmen eines Friedensvertrages mit den Umayyaden entstanden der islamische Gründungsmythos und die *Umma*, die Gemeinschaft von Shi'iten und Sunniten. (Der Begriff „Sunniten" – „diejenigen, die der Tradition folgen" – ist eine spätere Sammelbezeichnung für Moslems, die nicht der *Shi'at 'Ali* angehören.) Nach dem von Justinian vorgegebenen Verfahren der Historisierung von religiösen Konstrukten mit dem Ziel, den Katholizismus reichsweit durchzusetzen (Jesus, Paulus, Apostelgeschichte, Arius), wurde nunmehr auch zur Konstituierung und Etablierung des Islam Realgeschichte fingiert. Nicht lange danach setzte dann *Konstantin VII. Porphyrogennetos* mit der Erfindung von dreihundert Jahren Phantomzeit dieser Art religiöser Geschichtskonstruktion die Krone auf.

V. Chronologie

Abschließend ist zu fragen, wie denn all diese Ereignisse chronologisch einzuordnen sind. Hier wäre freilich sehr viel miteinander zu harmonisieren, was an dieser Stelle nur ansatz- und andeutungsweise geschehen kann. Folgende Überlegungen mögen als Fragmente zu einer künftigen Rekonstruktion der Geschichte des Islam beitragen:

1.) Extrem unwahrscheinlich ist die traditionelle Erzählung über das Konzil von Nicaea, nach der unter der Aufsicht des *„arianischen"* Kaisers Konstantin dem Großen die *„Ketzerei"* des *„Arius"* verurteilt wurde. Staatskirchlich verordnete Häretisierung von Gegnern erfolgte m. E. erst nach der Etablierung des orthodoxen Katholizismus unter Kaiser Justinian. Die Verurteilung des „Arianismus" im Sinne der *Shi'at 'Ali* wurde durch Justinian rückdatiert, um ihr historische Autorität zu verleihen.

2.) Gleichwohl ist anzunehmen, dass der anti-koptische, prä-islamische „Arianismus" unter Justinian bereits zu einer mächtigen Bewegung angewachsen war. Dieses Anwachsen kann durchaus mehr als ein Jahrhundert in Anspruch genommen haben, so dass die Anfänge des antitrinitarischen „Arianismus" vielleicht noch im vierten nachchristlichen Jahrhundert (traditioneller Datierung) zu suchen sind. Der antitrinitarische „Arianismus" (= Shi'ismus) entwickelte sich als Gegenbewegung gegen den koptischen Trinitarismus.

3.) Wann lebte Muawiya? Nach obiger Darstellung dürfte er nicht lange nach Justinian einzuordnen sein. Sein Zusammenschluss mit der *Shi'at 'Ali* wird die schnelle Eroberung des Nahen Ostens, Nordafrikas und Spaniens durch persische Truppen unmittelbar nach sich gezogen haben. Wenn diese – wie Illig annimmt – im frühen 7. Jh. erfolgte, sollte die Schlacht von Siffin (trad. 657 u. Z.) im späten 6. oder im frühen 7. Jh. stattgefunden haben (ab-

züglich Phantomzeit also um das Jahr 1050 BP, d. h. 1050 „before present" vom Jahr 1950 u. Z. aus gerechnet).

4.) Kurze Zeit später regierte Konstantin VII. Porphyrogennetos. Unter diesem Kaiser wurde die Phantomzeit in die christliche Zeitrechnung eingefügt. Nach der These, die ich im Beitrag *Wer erfindet historische Zeit?* [2007] vorgestellt habe, war das Hauptmotiv dieser Aktion die Beendigung des so genannten Osterstreites und die Durchsetzung einer reichseinheitlichen Osterfestregelung [Beaufort 2007]. Diese Regelung, traditionell mit dem Namen Dionysius Exiguus verknüpft, bindet das christliche Osterfest bis heute an einen kombinierten Sonne-Mond-Kalender. Sie könnte die christliche Antwort auf den islamischen *Ramadan* gewesen sein, der bekanntlich nach einem reinen Mondkalender gefeiert wird und deshalb durch das ganze Jahr wandert.

Für eine Chronologie würde sich aus diesen Überlegungen als Ereignisfolge ergeben: Konstantin der Große verbindet ein „arianisches" (= iranisches) und tendenziell trinitarisches Urchristentum mit der Caesar-(Kaiser-) Verehrung → Entstehung des antitrinitarischen „Arianismus" der *Shi'at 'Ali* → Justinians Verbot desselben → Konstituierung des Islam durch Zusammenschluss von Shi'iten („Arianern") und Sunniten unter Muawiya → persische Eroberungen von Palästina bis Spanien → Konstantin VII. und die Erfindung der Phantomzeit.

Literatur

Abbas, Ihsan u. a. (Hrsg., 1985-): *The History of al-Tabari. An Annotated Translation.* 38 Bände. New York

Bautz s. www.bautz.de ↪ Justinianus (Artikel vom 6. Juni 2008)

Beaufort, Jan (2004): Richtigstellung zu Lukas; in *Zeitensprünge* 16 (2) 432-435

- (2006): *30 Fragen zur Fantomzeittheorie.* www.fantomzeit.de/?page_id=61
- (2007): Wer erfindet historische Zeit? in *Zeitensprünge* 19 (2) 317-332. Auch veröffentlicht unter www.fantomzeit.de/?p=142

Birken, Andreas (2005): Die Entstehung des Korantextes und der frühen islamischen Geschichtsschreibung; in *Zeitensprünge* 17 (1) 98-110

Carotta, Francesco (1999): *War Jesus Caesar? 2000 Jahre Anbetung einer Kopie.* München

Detering, Hermann (1992): *Paulusbriefe ohne Paulus? Die Paulusbriefe in der holländischen Radikalkritik.* Frankfurt am Main u. a.

- (1995): *Der gefälschte Paulus. Das Urchristentum im Zwielicht.* Düsseldorf. Auch veröffentlicht unter www.radikalkritik.de/GefPaul2.htm
- (2008): www.hermann-detering.de

Eliade, Mircea (1990): *Geschichte der religiösen Ideen.* 4 Bände. Freiburg/Breisgau

Freud, Sigmund (1900/1972): *Die Traumdeutung.* Frankfurt am Main

Heinsohn, Gunnar (1997): *Die Erschaffung der Götter. Das Opfer als Ursprung der Religion.* Reinbek bei Hamburg

Hitti, Philip K. (1974): *History of the Arabs.* London
Holy Apostolic Catholic Assyrian Church of the East. Homepage. www.cired.org
Illig, Heribert (1992): Wann lebte Mohammed? in *VFG* 4 (2) 26-41
- (1999): *Wer hat an der Uhr gedreht? Wie 300 Jahre Geschichte erfunden wurden.* München
- (2003): Zum Zeitsprung bei Christen und Moslems; in *Zeitenspr.* 15 (1) 191-203
Jansen, Hans (2008): *Mohammed.* München
Kandler, Hermann (1994): *Die Bedeutung der Siebenschläfer im Islam.* Bochum
Koch, Marianne (2008): Prüfstein Rechtsgeschichte. Justinianische Spurenlese; in *Zeitensprünge* 20 (1) 134-145
Der Koran. Übers. v. Max Henning. Eingel. v. Ernst Werner u. Kurt Rudolph. Textdurchsicht, Anmerkungen, Register v. Kurt Rudolph. Wiesbaden o. J.
Lüling, Günter (1974): *Über den Ur-Qur'an. Ansätze zur Rekonstruktion vorislamischer christlicher Strophenlieder im Qur'an.* Erlangen
- (1977): Der christliche Kult an der vorislamischen Kaaba als Problem der Islamwissenschaft und christlichen Theologie. Erlangen
- (1981): *Die Wiederentdeckung des Propheten Muhammed. Eine Kritik am „christlichen" Abendland.* Erlangen
Luxenberg, Christoph (2001): *Die syro-aramäische Lesart des Koran. Ein Beitrag zur Entstehung der Koransprache.* Berlin
Mead, George Robert Stowe (1924): *Gnostic John the Baptizer: Selections from the Mandæan John-Book.* London. Auszüge auf www.sacred-texts.com/chr/gno/gjb/index.htm
Müller, Zainab A. (2007): Zur Gleichsetzung von Ali und Arius und zur Identität der Arianer; in *Zeitensprünge* 19 (3) 600-609
- (2008a): *Der Krieger Abu Bakr.* www.fantomzeit.de/?p=226
- (2008b): *Über ein Problem bei Tabari.* wwww.fantomzeit.de/?p=225
orthodoxwiki.org ↪ Justinian (Artikel vom 2. Juni um 20:53 Uhr)
Schweitzer, Albert (1906/1984): *Geschichte der Leben-Jesu-Forschung.* Tübingen
Soro, Mar Bawai (1994): *Is the Theology of the Church of the East Nestorian?* www.nestorian.org/is_the_theology_of_the_church_.html#_ftn3
Topper, Uwe (1994): Die Siebenschläfer von Ephesos. Eine Legende und ihre Auswirkungen; in *Zeitensprünge* 6 (1) 40-55
- (2000): *Die große Geschichtsfälschung.* Manuskript. Berlin (Eine unautorisierte Internetkopie findet sich auf der Seite www.jesus1053.com/12-wahl/12-autoren/13-Uwe-Topper/Topper-Inhalt.html#4)
Weissgerber, Klaus (2000): Zur islamischen Phantomzeit (Islamica I); in *Zeitensprünge* 12 (3) 419-448
- (2007): Zur Felsendom-Inschrift (Islamica IV); in *Zeitensprünge* 19 (1) 120-129
Wikipedia, engl. ↪ Battle of Siffin (2008, Artikel vom 31. Mai um 19:45 Uhr)
- ↪ Muawiyah_I. (Artikel vom 23. Mai 2008 um 13:05 Uhr)
Wikipedia ↪ Justinian I. (Artikel vom 6. Juni um 23:38 Uhr)
Zeller, Manfred (1993a): Das Kalifat der Omajjaden; in *Zeitensprünge* 5 (3) 69-86
- (1993b): Der Iran in frühmittelalterlicher Zeit (bis zum 10. Jh.); in *ZS* 5 (3) 87-110

PD Dr. Jan Beaufort, jan.beaufort@mail.uni-wuerzburg.de

„Welterbe Limes – Roms Grenze am Main"

Ein Ausstellungsbesuch von Werner Thiel

Die oben genannte Ausstellung in der *Archäologischen Staatssammlung München* zeigt noch bis zum 14. 9. römerzeitliche Funde entlang des Limes. Sie gibt auch Hinweise auf nachrömische Nutzung; dabei fühlte ich mich an meine kleine „Schliemanns-Fluch"-Erzählung erinnert [2007, 115-118]: Hier interessiert, ob mit archäologischen Funden und Befunden das bekanntlich fundarme Frühmittelalter aufgefüllt wird.

Hauptattraktion der Ausstellung sind die Funde aus einem vollständig aufgedeckten Beneficiarier-Weihebezirk und der eigentlichen Polizeistation in Obernburg am Main. Für meine kleine Analyse der Frühmittelalterdarstellung innerhalb der Ausstellung nutze ich den offiziellen Katalog [A], die *Mitteilungen* vom April 2008 [B] sowie Internet-Seiten zu Grabungen in Obernburg [C].

Es geht um einen „karolingischen" Keller, der in der Ausstellung und im Katalog als konkreter Beleg für die Nutzung der Beneficiarierstation in nachrömischer Zeit dient, und um die frühmittelalterliche Nutzung dieser Station als Steinbruch. Bei meiner Analyse beziehe ich mich, wie schon im Fall Münster [2005] ausschließlich auf die Datierung der Funde, Befunde und historischen Darstellung in den heutigen Begleittexten. Textliche „Belege", womöglich aus späteren Abschriften und Zitaten aus hochmittelalterlichen Werken u.ä. lasse ich beiseite.

Ein frühmittelalterlicher Keller

Im Keller der Polizeistation erkannten die Ausgräber karolingische Nutzung:

> „Lehmgebundenes Mauerwerk kennzeichnet auch einen Kellerraum des 8./9. Jahrhundert, der in Obernburg im Bereich der Beneficiarierstation ausgegraben wurde." [A, 253]
>
> „Noch eine weitere Quelle für die Steingewinnung im frühen Mittelalter ließ sich anhand eines Fundes aus dem genannten Keller nachweisen: Als Eckstein diente ein vollständiger Altar, der in römischer Zeit den Campestres, den Schutzgöttinnen des Truppenübungsplatzes geweiht worden war." [A, 254]

Sofern „lehmgebundenes Mauerwerk" für eine nachrömische Nutzung des Kellers spricht, so belegen eingebaute römische Spolien nicht 'automatisch' eine Datierung ins 8. oder 9. Jh., denn: „Die älteste gezielte Verwendung römischer Steine (Spolien) fällt in das 4. Jahrhundert." [A, 252]

Auch eine als Bild wiedergegebene Fibel dient als Datierungshinweis: „Emailfibel mit Kreuzmotiv 8./9. Jahrhundert aus Obernburg" [A, 227]. Ob sie

als Beleg für eine christliche Darstellung dienen kann, ist für mich genauso fraglich wie die für die Datierung von Münster und Ingolstadt dienenden „Kreuzfibeln", bei denen ein breites und ein schmales „Kreuz" im 45°-Winkel verschoben übereinander liegen. Christliches gab es freilich schon Jahrhunderte zuvor am Main bei Obernburg:

> „Herausragend ist auch der Fund einer aus Italien importierten Glasschale vom Ende des vierten Jahrhunderts, in die biblische Szenen eingeschliffen sind und die auf eine Besiedlung des Kastellbereichs in nachrömischer Zeit eindrucksvoll hinweist." [C]

Aus unserer Sicht könnte es sich auch um annähernde Gleichzeitigkeit der Kreuzfibeln und der Glasschale handeln.

Frühmittelalterliche Transportleistungen

Den direkten Bezug von Obernburg zu „Karl dem Großen" finden die Autoren der *Mitteilungen* (B) über einen Steinfund in Ingelheim. Er dient auch als Beleg für die weit reichenden Geschäftsbeziehungen und Transportleistungen unter der Regentschaft des fränkischen Kaisers.

> „Die beiden Teile eines Altars wurden 1909 in Nieder-***Ingelheim*** bei Mainz als Seitenwand einer Hundehütte bzw. Anfang der 1960er Jahre in Ober-Ingelheim als Türschwelle zu einem Weinkeller gefunden und als zusammengehörig erkannt. Der Stein war von der in ***Obernburg*** stationierten cohors III Aquitanorum unter ihrem Präfekten Gaius Tettius Secundus anlässlich des jährlichen Treuegelöbnisses auf den Kaiser gesetzt worden. Der ursprüngliche Aufstellungsort darf am Truppenübungsplatz der Einheit angenommen werden.
>
> Dort hatte auch der Altar an die Campestres Nr. 28 gestanden, der im karolingischen Mauerwerk des in der Ausstellung gezeigten Kellers aus Obernburg als Eckstein erneut verwendet worden ist.
>
> Während der [letztgenannte; WT] Altarstein nahe dem damaligen Fundort verbaut wurde, hat man den anderen Stein rund 120 Kilometer main- und rheinabwärts bis nach Ingelheim transportiert. Den Anlass hierfür gab der Bau der Kaiserpfalz Karls des Großen in den ersten Jahren des 9. Jahrhunderts.
>
> Der Inschriftenstein gibt ein schönes Beispiel für die Weiträumigkeit der Baumaterialbeschaffung in dieser Zeit. Spätestens als die Pfalz abgerissen wurde, muss der Altar geteilt worden sein. Die beiden Stücke gerieten dabei an unterschiedliche Orte. Ein großer Zufall hat sie wieder zusammengeführt" [B, Nr. 47; Bernd Steidl; Hvhg. WT]

Was hier klar und eindeutig, tatsachenmäßig formuliert ist, wird im Ausstellungskatalog viel vorsichtiger dargestellt:

„Zwei Teile eines Altars aus Obernburg, gefunden in Ingelheim. Der Stein wurde ***vermutlich*** in der Pfalz Karls des Großen verbaut." [A. 228]

„Dieses Stück kann als das älteste Zeugnis für den sehr weiträumigen Transport von römischen Spolien aus der Mainregion gelten. Man wird in diesem Fall von Baumateriallieferungen für die Errichtung der Pfalz Kaiser Karl des Großen in Ingelheim am Ende des 8. Jahrhundert ***ausgehen dürfen***." [A. 254; Hvhg. hier und im weiteren von WT]

Wie es wohl tatsächlich gewesen sein dürfte, geht aus Zitaten hervor, die sich mit Steingewinnung und Transport in Hochmittelalter beschäftigen. Doch damit läuft das frühe Mittelalter Gefahr, aus dem Zeitschema herauszufallen.

„Bekannt ist zudem, dass im weiteren Verlauf des ***11. und 12. Jahrhundert*** im Gebiet um ***Miltenberg*** Monolithsäulen, Mühlsteine und Sarkophage hergestellt wurden, die am besten auf den Wasserweg transportiert werden konnten. Ein interessantes Detail zur Bedeutung des Untermaingebietes als Steinlieferant liegt zudem in der Vermutung über den Obernburger Weihestein der Cohors III Aquitanorum, der vermutlich in der Pfalz zu Ingelheim eingemauert war." [A. 229]

Hier ist also nicht vom frühen, sondern vom hohen Mittelalter die Rede:

„Die beiden aneinanderpassenden Bruchstücke eines Benefiziarier-Weihesteins kamen 1892 beim Abbruch des südwestlichen Teils der mittelalterlichen Stadtmauer von ***Obernburg*** zum Vorschein. Über die ursprüngliche Herkunft des Steins aus der nahe gelegenen Benefiziarierstation kann angesichts des Inschriftentextes kein Zweifel bestehen. Allerdings sind die im Weihebezirk nachgewiesenen Spuren der nachrömischen Steingewinnung alle älter als der Bau der Befestigungsanlage von Obernburg. Es ist deshalb anzunehmen, dass der Altar zuvor bereits anderweitig im Mittelalter verbaut war, bevor er ***in mindestens dritter Verwendung*** in die Stadtmauer des 14. Jahrhundert eingefügt worden ist" [B. Nr. 49].

Die angesprochene Inschrift lautet: „Soldat der legio XXII Primigenia Pia Fidelis, Benefiziarier des Statthalters" [ebd.]. Da man von karolingischer Steinentsorgung in der Station ausgeht, muss freilich ein dritter oder gar vierter Platz für diesen offenbar ungemein nützlichen Stein vermutet werden.

Es lässt sich auf eine weitere Nutzung von Obernburger Steinmaterial im späten Mittelalter verweisen, über eine Distanz von etwa 80 km flussabwärts:

„Im 19. Jahrhundert entdeckte man beim großen Dombrand in ***Frankfurt*** eine lateinische Weihinschrift an einem Gesimsstein. Durch schräge Abarbeitungen ist deutlich zu erkennen, dass der Sandsteinblock als Eckstein wieder verwendet wurde. Abrechnungen belegen, dass Frankfurt ***seit dem 15. Jahrhundert*** mit Steinmaterial aus Miltenberg versorgt wurde. Dabei bot sich natürlich an, auf das bereits behauene und handliche Material aus

Miltenberg zurückzugreifen, statt der schweren Arbeiten im Steinbruch nachzugehen. Obendrein lag das Kastell am Wasser, wodurch sich auch der Transport des Materials erleichterte. Die Herkunft des Weihealtars an den Kaiser Commodus aus Miltenberg ist eindeutig durch die Erwähnung der dort stationierten cohors I Sequanorum et Rauricorum belegbar. Aufgrund der drei Möglichkeiten der Ergänzung des Konsuljahres des Commodus kann der Altar in die Jahre 186, 190 oder 192 n. Chr. datiert werden" [B. Nr. 51; Yvonne Schmuhl]

Münsters Umgang mit dem Frühmittelalter – Vorbild für Obernburg?

Ob es nun meine kleinen Beiträge unter dem Titel *Schliemanns Fluch* im *Semesterspiegel* des ASTA der Uni Münster [2005] waren, oder andere Gründe dafür gesorgt haben: Die Münsteraner Historiker habe sich mit einem Trick der Diskussion um die Datierung ihrer Funde entzogen.

„An vielen Stellen des heutigen Stadtgebietes wurden bei Ausgrabungen Spuren menschlicher Anwesenheit gefunden. [...] Im Bereich des heutigen Domplatzes befanden sich im 1. Jahrhundert v. Chr. sowie im 2. bis 3. Jahrhundert n. Chr. germanische Siedlungen. Nach einer ***Siedlungsleere im 4. bis 7. Jahrhundert n. Chr.*** [!; W.T.] errichtete eine aus dem Norden eingewanderte sächsische Bevölkerung im 8. Jahrhundert n. Chr. kleine Gehöftanlagen an verschiedenen Stellen entlang der Aa." [D]

So bürgen nun „kleine Gehöftanlagen", nachdem das sächsische Fischerdorf an der Aa für die Archäologen „gestorben ist" und die fränkisch-bischöfliche civitas Mimigernaford/Münster nicht gefunden werden konnte [Thiel 2005a, 38].

Literatur

(A) = *Welterbe Limes – Roms Grenze am Main* (2008); Obernburg am Main, mit Beiträgen von Bernd Steidl (Redaktion Katalog), Ludwig Wamser, Horst Zimmerhackl

(B) = *Mitteilungen der Freunde der Bayerischen Vor- und Frühgeschichte* e.V. Nr. 121 vom 3. April 2008 (unpaginiert, Durchnummerierung der Altäre)

(C) = www.hvv-obernburg.de, Vorbericht: Ausgrabung in der römischen Zivilsiedlung, 2004

(D) = *Mimigernaford und Liudger:* Faltblatt, Stadtmuseum (2007); Münster

Thiel, Werner (2005): Schliemanns Fluch; in *Semesterspiegel* des ASTA der Uni Münster

- (2005a): dito in *Zeitensprünge* 17 (1) 36-45 und 17 (2) 405-419
- (2007): Im Banne von „Schliemanns Fluch"; in Andreas Otte (Hg.): *Zeitenspringer. Heribert Illig zum 60. Geburtstag;* Oerlinghausen, 115-118

Werner Thiel, 48268 Greven, Heckenweg 11

Bemerkungen auf Volker Friedrichs „Die Geographie der Dietrichepik"

Alexander Glahn

Den Artikel von Volker Friedrich habe ich mit Interesse gelesen. Doch kann ich ihm in einigen Punkten nicht folgen:

A) Er behauptet, dass Ritter-Schaumburg seine Dietrichs-Geographie zu weiträumig gefasst hätte und bezeichnet sie als „Meridiantheorie":

> „Er [Ritter; AG] favorisierte stattdessen kontinentweite Bewegungen Dietrichs von Bern im nördlichen Mittel- und Osteuropa zwischen Waldgassen bei Saarbrücken [...] über das slawische Wilzengebiet südlich Rügens [...] bis zu den mehr als 2000 km von Bonn entfernten Smolensk [...] und Nowgorod südlich St. Petersburgs" [ZS 1/2008, 110].

Hier muss ich Friedrich, wenn auch eher zögernd, unrecht geben. Denn Ritter nahm Anstoß daran, dass Polen und Russland gemeint wären, aber er konnte seinerzeit keine Alternativen anbieten [s. a. Ritter 1982, 300; 1989, 23, 360; 2002, 243]. Er hat das Problem vertagt und daran gedacht, dass andere Forscher nach ihm das Problem zu lösen haben. Ritter hat immer die kürzesten Wege und die nächstliegenden Landschaften favorisiert, keine „kontinentweiten" Bewegungen seiner Helden.

> „Geographisch und historisch betrachtet, können sich o. a. Namen jedoch keinesfalls auf Russland [...], Polen oder das Land der slawischen Wilzen beziehen, da diese Völkernamen resp. Staaten im 5. Jh. noch nicht existierten. In diesem Sinne betont der Nordist Hube [...], dass Dietrich von Bern nicht mit den zeitlich späteren slawischen Wilzinen gekämpft haben kann [Zweifel auch bei Glahn 2007a, 67]" [Friedrich 2008, 106].

Meine Zweifel bezogen sich allerdings nicht auf die Existenz der Wilzen im 5. Jh., nur auf die Identität der Slawenaufstände 983 mit den Ereignissen in der Thidrekssaga. Auch wenn ich mit Friedrich in Bezug auf Polen und Russland einig bin, kann er mich nicht zum Kronzeugen gegen meine eigene Theorie aufrufen! Im Gegenteil habe ich nachgewiesen, dass die Slawen sehr wohl im 5. Jh. auf norddeutschem Boden (Mecklenburg-Vorpommern) saßen und so Eingang in die Thidrekssaga fanden.

B) Meines Erachtens ist Friedrichs zentraler Fehler in seiner Arbeit die Gleichsetzung von Atila, dem asiatischen Hunnenkönig, und Atila, dem friesischen König über das westfälische Hunenreich. Nur weil die Katalaunischen Felder, auf denen die Entscheidungsschlacht gegen die Hunnen stattfand, in

der Nähe von Trier lagen, unterliegt Friedrich dem Trugschluss, die beiden Atilas als Identitäten zu betrachten.

Das zentrale Thema der Thidrekssaga ist der Untergang der Niflungen in der Hauptstadt des Hunenlandes Susat. Raszmann merkte an:

> „Hier mag man nun hören die Erzählung deutscher Männer, wie diese Begebenheiten ergangen sind, (und zwar) einiger von denen, welche in Susat [Soest; AG] geboren sind, wo diese Ereignisse sich zugetragen [...] Auch die Männer haben uns davon gesagt, welche in Brimum (Bremen) und Maensterburg (Münster) geboren sind, und keiner von ihnen wuste mit Gewisheit um den Andern, und alle sagten auf dieselbe Weise davon; auch ist das meist dem gemäsz, was alte Lieder in deutscher Zunge sagen, welche weise Männer über die groszen Begebenheiten, welche sich in diesem Lande zugetragen, gedichtet haben. [...]
>
> Wir können uns demnach überzeugen, dasz unsere Niflungensage theils aus den Erzählungen jener Männer, theils aus den alten Liedern zusammengesetzt ist, und dasz beide sächsische waren" [Raszmann, 97 f.].

Das deutet auf Sagen, die in Norddeutschland beheimatet waren. Die Stadt Soest war bekannterweise mit der Entstehung der Hanse eng verbunden durch das Soester Stadtrecht, das Kaufleute aus Soest nach Lübeck zu ihrer Gründung mitbrachten und das zum Grundmodell der Hansestädte wurde. Diesen Zusammenhang kennt auch Friedrich. Damit ist es wahrscheinlich, dass Soester Ortssagen als Heldenlieder überliefert wurden und in der Thidrekssaga Eingang fanden. Das bedeutet aber auch, das die Thidrekssaga keine moselländische Tradition wiedergibt, sondern einen Sagenkreis, der Rhein- und Moselgegend mit der nord- und mitteldeutschen Landschaft in Verbindung bringt.

Im Soester Frauengrab (Holzkammergrab Nr. 106) fand sich unter anderen Goldfunden eine goldene Scheibenfibel von 5 cm Durchmesser, vorne mit Almandinen besetzt, hinten mit Runenritzungen, die ein Königsmonogramm enthielt. Diese Kammergräber lagen ursprünglich unter künstlichen Hügeln und waren offensichtlich königliche Grabstätten. Ihre Ausrichtung „ist die gleiche Richtung, welche auch die Petristraße zeigt und damit der vorchristliche Grundriß des alten Soest" [Ritter 2002, 206]. Die jüngste gefundene Münze war von Justinian I. (527–565) und liegt genau in der Zeit des Wirkens vom friesischen König Atila. Ritter untersuchte jene Scheibenfibel gründlich und entzifferte das Monogramm als „Atalo" [ebd., 203-217]. Dazu passt Folgendes:

> „Schutzpatron oder König? Im Burgmuseum in Soest steht diese übergroße, bemalte Holzfigur. Man hält sie für Patroclus, den Schutzpatron von Soest. Aber nichts Christliches ist an ihr. Sah der Schöpfer dieser kraftvollen Gestalt in ihr zugleich Soests Sagenkönig Attala, der diese Burgstadt

zuerst erbaute und kostbar ausschmückte? Die Namen Patroclus wie Attala bedeuten beide »Väterchen«" [Ritter 1982, Abb. 25, 272 f.].

Raszmann hat in seiner Übersetzung der Thidrekssaga die Rolle eines friesischen Königs bei der Gründung von Soest erkannt:

„Ein König hiesz Osid, der herrschte über Friesland, er war ein mächtiger und groszer Häuptling, beides an Ländern und fahrender Habe. Er hatte zwei Söhne, der ältere hiesz Ortnit [Anm. A = Ortun, B = Ortunint, altschwed. Bearb. = Herding; AG], und der jüngere Attila."

Dieser Attila bekämpfte oft das Reich von König Milias, wurde selbst König und besiegte schließlich das Hunenland des Milias. Hatte dieser als Hauptstadt Walterburg/Villeraburg, so wählte Attila die Stadt Susa, „die nun Susack genannt wird" [ebd. 186 f.]. Identisch berichten altschwedische Bearbeitung und später die Membrane von einem Aktilia/Atila, der Milias besiegt und die Hauptstadt von Wilcinaburg nach Susa verlegt [ebd., 190]. Raszmann merkt hier an:

„Die deutschen Denkmäler unsrer Heldensage bieten auch nicht das Geringste dar, woraus sich der deutsche Ursprung dieser Erzählung nachweisen liesze, indem sie insgesamt Etzel als den historischen Attila darstellen; allein da sich eine später anzuführende Nachricht erhalten hat, der zufolge die alte Burg in Soest von den Friesen erbaut sein soll, was in merkwürdiger Weise mit unsrer Saga übereinstimmt, so kann es nicht zweifelhaft sein, dasz der Verfasser der Saga auch diese Erzählung deutschen Ueberlieferungen verdankt, mögen dieselben nun Sagen oder Gedichte gewesen sein" [ebd., 190 f.].

C) Dietrichs 32-jähriges Exil bei Atila in Susat erbringt weitere Details, die der Identifikation mit dem asiatischen Hunnenkönig widersprechen.

Atila kam bekannterweise 435 zu Königswürden (durch Erbe, nicht durch Eroberung). Bis zu seinem Tod 451 vergingen 16 Winter. Zugegeben, wenn sich bei der Zählung die „Winter" auf Sommer *und* Winter beziehen, wie auch Hildebrand es tat, könnte Dietrichs Exil mit 16 Jahre gerechnet werden. Doch kannte Dietrich König Atila schon vom Gastmal seines Oheims Ermenrik aus der Zeit, bevor er König wurde. Friedrich setzt hier zwei Jahre an und lässt Dietrich 437 ins Exil gehen. Nach dem Exil lebte Atila noch mehrere Jahre (und verlor auch nicht seinen Herrschaftsbereich). Die Rechnung kann nicht aufgehen.

Friedrich ortet Susat an der Mosel und nennt Söst. Dieser Ort liegt südlich von Trier. Die Thidrekssaga klärt mit einigen Ortsansagen die Lage von Susat, Bern und Rom (Trier) zueinander:

„Nun fuhren sie ihres Weges mit ihrem Heere nordwärts übers Gebirge [Anm. A+B = über Mundia; A.G.], und lieszen nicht ab von ihrer Fahrt,

bis dasz sie an die Stadt kamen, welche Gronsport [Anm. A = Graensport, B = Grunnzport; AG] hiesz, und dort trafen sie vor sich nördlich vom Strome König Thidrek von Bern mit seinem Heere" [Raszmann, 600 f.].

Ermenriks Heer, das von Trier „nordwärts" zog, trifft an einem großen Fluss auf das Hunenheer unter Führung Dietrichs von Bern. Wenn Söst an der Mosel Dietrichs Ausgangspunkt gewesen wäre, hätte Ermenrik aber südwärts ziehen müssen.

Als Dietrich sein Exil beendete, brach er mit Hildebrand und Herad, seiner Frau, von Susat auf und reiste im Geheimen nach Bern:

„Meister Hildibrand ritt voran mit dem Saumross, und Thidrek und Herad hinterher. Sie wandten sich auf die westliche Strasze gen Mundia, und dort wollte nun König Thidrek vorbei fahren. Sie fuhren neun Nächte und neun Tage und trafen keinen Menschen, auch fuhren sie nicht in Burgen" [Raszmann, 627].

Die Strecke zwischen Soest und Köln (an Dortmund und Solingen vorbei) beträgt 130 km. Nach neun Nächten erreichen die Reisenden den Rhein. Das ergibt eine Tagesstrecke von ca. 15 km. Wenn man bedenkt, dass sie heimlich fuhren und eine Frau dabei hatten, so ist das eine durchaus realistische Annahme. Die Svava sagt: „Sie ritten immer des Nachts, am Tage schliefen sie" [Ritter 1989, 310].

Wenn sie von Söst/Mosel nach Koblenz gereist wären, hätten sie eine Strecke von 150 km zurück legen müssen mit einer Tagesstrecke von 17 km; auch das ist machbar. Aber dann hätten sie an Trier und Bernkastel vorbei reisen müssen, also über das Ziel hinaus.

"König Thidrek und Meister Hildibrand fuhren all ihres Weges südwärts über Mundiagebirge, und als sie von dem Gebirge herab kamen, war dort ein Wald" [Raszmann, 637].

Dass sie von der Kölner Gegend südlich Richtung Bern (Bonn/Bernkastel) reisten, erübrigt sich schon fast. Aber von Söst/Mosel nach Koblenz zu reisen, um danach wieder zurück nach Süden zu fahren, ist nicht ganz logisch.

„‚Gott sei des gelobt!' sagte Konrad, ‚denn Alibrand, dein Sohn, hat Männer nordwärts in Hunenland gesendet nach König Thidrek, dasz er zurück in sein Reich kommen sollte'" [ebd., 638].

Fassen wir zusammen: Dietrich, Hildebrand und Herad brechen in Susat auf, reisen neun Nächte (mit einer Tagesstrecke von je 15 km) bis an den Rhein, treffen auf Konrad, der ihnen bestätigt, dass Boten nach Norden entsendet wurden und dessen Ziel Susat im Hunenland war. Damit ergibt sich, dass Soest tatsächlich mit Susat identisch ist, aber auf keinen Fall Söst/Mosel, weil die Boten dann in Richtung Süden hätten reisen müssen, niemals nach Norden.

Somit stimmt Ritters Setzung der Handlungsräume Rom-Trier und Susat-Soest als Kernorte der Thidrekssaga. Beides entspricht Ritters Entdeckung der Stelle, wo Rhein und Duna zusammenfließen (Leverkusen-Wiesdorf), als Übersetzpunkt, wo die Niflungen Richtung Norden den Rhein überquerten [Ritter 2002, 47-54]. Ob Bern nun in Bonn, in seiner Nähe oder in Bernkastel lag, ist für mich nachrangig. Friedrich leistet hier gute Arbeit, die ich sehr schätze. Der asiatische „Etzel" aber ist nicht identisch mit dem friesisch-westfälischen „Atalo".

Quellen

Friedrich, Volker (2004): *Irgendwo in Gallien;* Gräfelfing

- (2008): Die Geographie der Dietrichepik; in *Zeitensprünge* 20 (1) 104-133

Glahn, Alexander (2005): Die Slawen besiedelten Ende des 4. Jahrhunderts Norddeutschland; in *Zeitensprünge* 17 (1) 46-75

- (2007): Dialektische Bewegungsgesetze in der menschlichen Gesellschaft; in *Andreas Otte (Hg.): Zeitenspringer – Heribert Illig zum 60. Geburtstag;* Oerlinghausen, 66 f.

Raszmann, August (²1863): *Die deutsche Heldensage und ihre Heimat. II;* Hannover

Ritter-Schaumburg, Heinz (1982): *Dietrich von Bern König zu Bonn;* München u.a.

- (1989): *Die Didriks-Chronik oder die Svava;* St. Goar
- (²2002): *Die Nibelungen zogen nordwärts;* St. Goar

Alexander Glahn, 68169 Mannheim, Am Brunnengarten 10
alex-g1765@web.de

Stellungnahme zu Alexander Glahns „Bemerkungen auf Volker Friedrichs ‚Die Geographie der Dietrichepik'"

von Volker Friedrich

Alexander Glahn übt im vorliegenden Heft Kritik unterschiedlicher Art an meiner geographischen und zeitlichen Analyse der Dietrichepik, dargestellt am Beispiel der *Thidrekssaga* (eig. *Thidreks saga*). Glahn pickt einzelne Sachverhalte heraus und versucht durch ihre scheinbare Widerlegung meine Auffassung zu erschüttern, dass das antike Moselgebiet Handlungsraum der Thidrekssaga sei. Diese Methode ist legitim und der Erkenntnis förderlich.

Bevor ich zu den wichtigen angeführten Glahnschen Kritikpunkten und deren Einzelbegründungen Stellung nehme, möchte ich einleitend zum besseren Verständnis seitens des weniger im Stoff stehenden Lesers kurz die kardinalen Positionen der ***Ritterschen Denkschule*** aufzeigen:

Gemäß Heinz Ritter-Schaumburg (1902–1994) ist der in der *Thidrekssaga* genannte „Atila"/„Attila" [durchgehend in den Fassungen Membrane sowie der Handschriften-Fassungen A/B] nicht mit dem historischen Hunnenkönig Attila identisch. Trier als Zweites Rom ist die spätere Hauptstadt Dietrichs von Bern. Dieser residiert in Bonn am Rhein und lebt in der Zeit nach dem Gallien-Feldzug (a. 451) des historischen Königs Attila. Der Zug der Burgunder/ Nibelungen erfolgt über den Niederrhein nördlich von Bonn übers heutige Dortmund nach Soest in Westfalen, wo sie hingemetzelt werden (Stichwort: *Die Nibelungen zogen nordwärts)*. Die Schlacht von Gränsport findet bei Koblenz in der Nähe der inzwischen beseitigten früheren Moselfurt „Gänsefürtchen" statt.

Ad Nicht-Identität des Hunnenkönigs Attila (453) mit dem in der Thidrekssaga genannten „Atila":

Die Einstufung, dass der König „Atila"/„Attila"der *Thidrekssaga* ein friesischen König war und über das westfälische Hunenreich im 6. Jh. zur Zeit des byzantinischen Kaisers Justinian I. (527–565) herrschte, ist ein Theorem: Es fußt gemäß Glahn auf einer Scheibenfibel, auf der Ritter Schaumburg ein Monogramm „Atalo" entzifferte. Ritter führte zusätzlich mittelalterliche Gebeinfunde und den Soester Schlangenturm an. Textbeweise für o.a. zeitliche Einstufung fehlen nach meinem Informationsstand gänzlich. Weiterhin gibt es keine wissenschaftlichen Beweise, dass das in der *Thidrekssaga* "hunalandz" [Membrane, I:56] oder "ihunaland" [Membrane/ Fassung „i" 55] genannte Hunnenreich in Westfalen lag. Im übrigen besteht bei nicht unmaßgeb-

lichen Althistorikern und Germanisten Einigkeit, dass der „Atila"/„Attila"der *Thidrekssaga* mit dem historischen Hunnenkönig Attila identisch ist.

Ad Herkunft der Dietrichepik aus Norddeutschland bzw. aus dem Sächsischen:

Dass stolze Soester Hanseaten im Hochmittelalter ihre Heimatstadt als Handlungs- und Erinnerungsort des Burgunder-Untergangs für sich reklamierten, sollte man in Rechnung stellen (vgl. Entstehungsgeschichte des Nibelungenliedes). Für die Übertragung des Sagenstoffes nach Niederdeutschland gibt es zudem eine sehr einfache Erklärung: An der Schlacht auf den Katalaunischen Feldern von 451 nahmen auf westgotisch-römischer Seite neben anderen auch Franken, Sachsen, ripuarische Franken und Alobriges genannte gallische Bewohner des Moseltales teil [Jordanes XXVI:191]. Sie sorgten für das negative Attila-Bild im Norden. Dagegen schilderte in Italien der Gote Jordanes Mitte des 6. Jh. den Hunnenkönig Attila sehr positiv.

Außer den historisch relevanten Texten überliefert auch eine Vielzahl lokaler Märchen die Gestalt und den Tod des Hunnenkönigs Attila über viele Jahrhunderte hinweg. So nennen einige Märchen die Orte, an denen Attila begraben sein soll. Sie haben ihren Schwerpunkt im linksrheinischen Rheinland, im Norden bis nach Moers reichend, existieren aber auch im heutigen Süddeutschland und Österreich.

Ad Beginn des Exils Dietrichs von Bern:

Glahn schreibt auf S. 338 abschließend: „Die Rechnung kann nicht aufgehen." Glahn interpretiert hier unrichtig, dass ich Dietrich a. 437 ins Exil hätte gehen lassen. Hierzu habe ich mich explizit gar nicht geäußert. Glahn versucht weiterhin, mit einer auf falschen Zeitangaben beruhenden Berechnung des 32-jährigen Exils Dietrichs meine zeitliche Einordnung ad absurdum zu führen: Er lässt nämlich das Exil Dietrichs bereits 435 beginnen und den historischen Hunnenkönig Attila bereits 451 sterben. Tatsächlich verstarb Attila a. 453. Attilas bekanntes Sterbedatum ist in meinem Aufsatz ebenfalls nicht enthalten. Wenn man schon, wie Glahn es tut, eine Berechnung des Dietrich-Exils vornimmt, dann sähe diese folgendermaßen aus:

1. Exiljahr: 437 (Feldzug gegen die Burgunder in Gallien)
32. (i.e. 16.) Exiljahr: 452

Das Jahr 452 wäre dann das Jahr der Rückkehr Dietrichs nach Bern gewesen: Demzufolge hätte Dietrich von Bern 452 den noch lebenden Hunnenkönig Attila verlassen, eroberte Romaborg/Trier und erbte Attilas Machtbereich an der Mosel a. 453, nachdem Attila anlässlich einer mit seiner hunnischen Konkubine verbrachten Nacht durch einen Blutsturz oder Mord verstorben war [Malalas 14. 10]. Die überarbeitete Rechnung Glahns passt plausibel in den historisch verbrieften Zeitrahmen des Hunnenkönigs Attila.

Ad Schlacht bei Gränsport:

Bereits im Jahre 2004 habe ich diesen Schlachtort als das Gelände unmittelbar südlich von Konz, das an der Einmündung der Saar in die Mosel liegt, lokalisiert. Zu Glahns Formulierung

> „Ermenriks Heer, das von Trier »nordwärts« zog, trifft an einem großen Fluss auf das Hunenheer unter Führung Dietrichs von Bern. Wenn Söst an der Mosel Dietrichs Ausgangspunkt gewesen wäre, hätte Ermenrik aber südwärts ziehen müssen",

ist folgendes festzustellen: Nach meiner Auffassung überschreiten die Romaborger mit Teilen ihrer Truppen die Trierer Römerbrücke, um auf Römerstraßen links der Mosel Konz zu erreichen. Beim nördlich gelegenen „fiall" dürfte es sich um den heutigen „Markusberg" nördlich der Trierer Römerbrücke gehandelt haben. In Ergänzung zu Raszmanns Übersetzung bringe ich den altnordischen Originaltext [Membrane „i" 325]:

> „Nu fara Þæir sina læid með sinn hær norðr um fiall oc ægi letta Þæir sinni færð fYr en Þæir koma i pann stað er hæitir gronsport oc Þar hitta Þæir firir norðan ana Ðiðrek konung af bærn með sinn hær."

Der Name der Mosel wird weder hier noch bei den anderen Angaben über die Position der Lager beider Heere genannt. Ich gehe weiterhin davon aus, dass es sich bei dem einen nicht genannten Fluss um die ***Saar*** handelt: Dietrich lagert orographisch links der Saar, d. h. geographisch nördlich des ***Filzener Saar-Mäanders*** in der Nähe des heutigen Ortes Könen; die Romaborger (Humlungen) lagern rechts der Saar d. h. südlich der Mosel.

Diese Deutung wird durch die Darstellung der Thidrekssaga belegt: Dietrich steigt zum Kundschaften zum Fluss (Saar) hinab, überschreitet ihn in einer Furt und reitet dann soweit flussaufwärts (nach Süden), bis er das Lager der Romaborger im Mondschein sichtet. Als Dietrich seinen früheren Gefolgsmann Wittich auf dessen Flucht verfolgt, flüchtet Wittich Richtung Mosel, d. h. nach Norden, und verschwindet dort in einem See (sióinn), einer Flussschlinge der Mosel. Dies ist, es sei wiederholt, die einzige Stelle der Thidrekssaga, in der die Mosel namentlich erwähnt wird.

Ad Rückkehr Dietrichs nach Bern:

Glahn bezweifelt, ohne dies substantiell zu begründen, meine Identifizierung des Moselortes Bernkastel als Dietrichs Hauptstadt Bern. Er sagt auch, dass diese Frage für ihn nachrangig ist (s. S. 340). Das ist kaum nachvollziehbar, weil sich von Bernkastel aus ein sehr großer Teil der Geographie der *Thidrekssaga* erschließt, z. B. die Eroberung Roms durch Dietrich (von mir noch nicht publiziert). Bonn ist aufgrund seiner belegbaren Geschichte auf jeden Fall als Hauptstadt Dietrichs obsolet.

Die von Glahn vorgelegte Berechnung, dass der Reitertrupp nächtens durchschnittlich rd. 15 Kilometer zurücklegte, um die rd. 130 km zwischen Susat/Soest i.W. und Bonn am Rhein zu bewältigen, ist wirklichkeitsfremd: Wie hätten die anspruchsvollen Reitpferde und Saumtiere mit hochwertigem Futter versorgt, wie hätten die Menschen bei Dunkelheit sich ihre Nahrung beschaffen können? Auch sollte man berücksichtigen, dass in der Antike die durchschnittlichen täglich zurücklegbaren Wegstrecken zwischen ca. 25 und 35 Kilometern lagen. Rasttage bringt Glahn ebenfalls nicht in Ansatz.

Ich füge hier bezüglich Bernkastels die entsprechende Passage meines Aufsatzes [115] bei:

> „Während der Rückkehr nach Bern benutzen Dietrich, seine Ehefrau Herrat und Hildebrand die westliche Strasse zur Mundia (‚væstri læiðd til mundio' [Mb 397]). Sie nähern sich also Bern von Westen her und dürften die Römerstraße Trier – Mayen bis zur Lieser benutzt haben (s. u.), bevor sie südwärts über die Mundia weiter Richtung Bern reiten ([Mb 403] ‚ridar sydur wmm Mundiufiall'; Hs. B: ‚sudur umm Mundiu fiall')."

Glahn geht auch nicht auf die von mir besprochene Ortsangabe „***hçr***" in der Thidrekssage ein: ***„Hçr"***, im Lieserwinkel gelegen, ist der Wohnort der Hildebrand-Ehefrau Oda. Dort übernachtet die Gruppe, bevor am Folgetag Bern erobert wird („epter þat taka þeir sina hesta og rida til Bernar" [Membrane, Hs. A 409]). So warte ich auf die Benennung eines Ortes ***Hçr*** in der Nähe Bonns durch Glahn. Ritter Schaumburgs lokalisierte n.b. 1989 den Herhof bei Meinerzhagen/Sauerland als den Ort ***Hçr*** der *Thidrekssaga*. Die Entfernung zwischen diesem Herhof und Bonn beträgt allerdings in der Luftlinie über 50 Kilometer. Er kann damit nicht das Hçr der *Thidrekssaga* sein.

Resümee:

Abschließend möchte ich betonen, dass ich mir durch A. Glahn eine dezidierte Besprechung zumindest der konkreten geographischen Kernaussagen meiner Analyse und die ein oder andere konkrete wissenschaftliche Widerlegung meiner zahlreichen neuen geographischen Identifizierungen im Moselland gewünscht hätte. Glahn argumentiert stattdessen inhaltlich-gehaltlich stereotyp mit den beiden gestürzten Sockeln der Ritterschen Denkschule – mit Soest i. W. als Ort des Nibelungen-Untergangs und mit Koblenz als dem Schlachtort Gränsport. Lediglich bezüglich des dritten Ritterschen Pfeilers, des hinlänglich als Romaborg verifizierbaren Triers, der antiken gallischen Roma Secunda, besteht eine grundsätzlich gemeinsame Position.

Prof. Dr. Volker Friedrich, 82178 Puchheim, Winterstraße 27

Chimäre Brescello

Guareschi, Don Camillo und die Langobarden

Heribert Illig

Brescello mit seinen heute um die 5.000 Einwohner liegt am Südufer des Po in der Provinz Reggio Emilia, seine Wurzeln lassen sich zurückführen auf die keltischen Cenomani. Sie gaben dem Gebiet einen Namen, den die Römer zu Brixellum latinisierten, als sie um -220 die Poebene eroberten. Im -1. Jh. wurde der Ort Verwaltungssitz und Gerichtsort, 389 auch Bischofssitz. Genesio als der erste Bischof avancierte zum Ortsheiligen.

Nur vier Jahre nach ihrem Eindringen in Italien eroberten die Langobarden 572 Brescello, das zu einem der vielen Herzogsitze der 'Langbärte' geworden wäre (der Irrealis bezieht sich darauf, dass bei Wegfall der Phantomzeit diese Invasoren keineswegs mehr als 200, sondern weniger als 50 Jahre in Italien regierten und demnach bei weitem nicht so viele, niemals bestätigte Herzogssitze anlegen und Funde hinterlassen mussten, wie man ihnen abverlangt). Als es Streit mit dem byzantinischen Exarchen von Ravenna gab – Kallinikos ließ die Tochter König Agilulfs entführen –, überfiel der Langobardenkönig 603 den Ort. Mehrere Überschwemmungen erledigten bis 610 die verbliebenen Ruinen von Brescello [mondo; wiki franz. ↪ Brescello].

Erst im 12. Jh. soll Brixellum wieder besiedelt und nun Brescello benannt worden sein. Es erhielt eine Burg und mindestens ein Kloster [mondo]. Diesem späten Wiedererwachen widerspricht allerdings, dass bereits Bonifaz I. als Markgraf von Canossa-Tuszien (ca. 985–1052) canossanische Klöster „an wichtigen oberitalienischen Plätzen, etwa entlang des Po (Poltirene, Brescello)" mit Grundbesitz beschenkte [canossa]. Demnach stammt Brescellos Kloster zumindest aus der ersten Hälfte des 11. Jh., der damals bereits „wichtige" Platz möglicherweise sogar aus dem 10. Jh.

Name und angebliche Neugründung beweisen, dass weder Name noch Ort in Vergessenheit geraten waren, wie das bei einer Leerzeit von allemal 500 Jahren erwartet werden dürfte. Es sieht eher danach aus, dass ohne wesentliche Unterbrechung im 10. Jh. neues Leben aus den Ruinen blühte. Auf jeden Fall gilt: Brescello war nie ein Ort unter fränkischer Herrschaft!

Anzufügen ist, dass Agilulf auch Cremona und Mantua zerstört hat. Cremona wurde ab 615 (!) wieder aufgebaut [wiki ↪ Cremona], ohne dass sich davon Spuren erhalten hätten, Mantua wurde weiterhin bewohnt und dann von Karl d. Gr. neu befestigt [wiki ↪ Mantua]. So finden wir hier drei verschiedene Möglichkeiten der Geschichtsfortsetzung in die Phantomzeit hinein.

Giovannino Guareschi: 100. Geburtstag und 40. Todestag 1. 5. 1908 – 22. 7. 1968

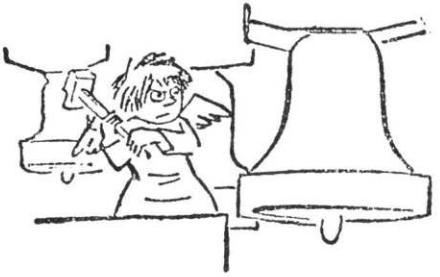
Im 20. Jh. erhielt Brescello ein zusätzliches, fiktionales Leben eingehaucht. 1951/52 wurde dort der erste von fünf Filmen gedreht: *Don Camillo und Peppone*. Julien Duvivier hatte aus Erzählungen von Guareschi ein kongeniales Drehbuch für einen zweiteiligen Film komponiert. Guareschi war an den Vorbereitungen beteiligt und wünschte sich als Kulisse seinen Geburtsort Fontanelle di Roccabianca, rund 25 km von Brescello entfernt. Doch dieses wurde vorgezogen, da hier Kirche und Rathaus so fotogen beieinander lagen.

Guareschi selbst sollte den Peppone spielen, Gino Cervi den Don Camillo. Doch Guareschi fühlte sich der Rolle nicht gewachsen. Nun übernahm Cervi den markanten Schnurrbart Guareschis, während als Priester ein Schauspieler namens Fernand Joseph Désiré Contantin gewählt wurde: Fernandel. Die Erinnerungen an die Besetzungsmühen sind widersprüchlich, doch die beiden Protagonisten bilden seitdem ein unzertrennlich zerstrittenes Paar, das einen verschlafenen Ort am Po zum immerwährenden Kampfschauplatz zwischen actio und reactio, zwischen kommunistischem Bürgermeister und katholischem Priester machte, während die (erst 1946 abgewählte) Monarchie noch grüßen ließ.

Nach weiteren Dreharbeiten bis 1971 wurde der Ort allmählich 'Realfiktion': Don Camillo und Peppone nahmen als Bronzefiguren Aufstellung auf der Piazza, mindestens ein Museum wurde im Ort eröffnet, dazu zwei entsprechend benannte Caffè; der Panzer aus dem dritten Film wurde genauso in Positur gerückt wie ein filmisch für die Ewigkeit dokumentierter Meilenstein. Eine Filmkulisse gewann rückwirkend Realität.

Doch diese Realität enthält weiterhin viel Fiktionales [vgl. doncamillo]. Da wäre etwa die große Glocke zu nennen, die als Totenglocke im zweiten Film misstönig scheppert, obwohl aus Pappmaché gefertigt; sie hängt heute unter einem schützenden Dach. Oder da wäre Don Camillos Über-Ich zu nennen, jener Christus am Kreuz, der seinen Diener immer wieder an die Grundzüge christlichen Glaubens erinnern muss. Diese scheinbar uralte Skulptur wurde extra für den Film geschaffen und überm Hochaltar platziert, heute in einer Seitenkapelle. Es dürfte der einzige Gekreuzigte mit vier Köpfen sein, weshalb der wachsame Cinéast bemerkt, dass diese Figur keineswegs immer den Kopf nach rechts neigt und denselben Gesichtsausdruck zeigt. Und welcher Corpus hinge sonst an einem italienischen Kreuz aus Balsaholz, musste es doch zur Flusssegnung oder ins Gebirgsexil getragen werden können (das Schleppen durch den Kunstschnee fand freilich im Studio statt).

Überhaupt die Kirche: Zwar erhielt der örtliche Kirchenbau extra einen seitdem real vorhandenen, säulengetragenen Baldachin vor dem Hauptportal.



Zeichnungen von G. Guareschi: Selbstporträt, Signatur und zwei Vignetten
[1953; 1. deutsche Auflage, 5, 377; 1948; 41. deutsche Auflage, 46, 78]

Aber für das Kircheninnere gab die Catholica keine Dreherlaubnis, so dass es in der römischen Cinecittà nachgebaut werden musste. Erst bei den beiden letzten Fortsetzungen durfte auch innerhalb der Kirche gedreht werden; die Unterschiede fallen aufmerksamen Augen auf.

Diese kommen ohnehin auf ihre Kosten, gibt es doch von diesen Filmen als französisch-italienische Co-Produktion sogar zwei komplette Drehfassungen, einmal italienisch, einmal französisch synchronisiert. Dementsprechend stammten auch die Akteure proporzgerecht aus beiden Ländern, Gino Cervi (1901–1974) und Fernandel (1903–1971) an der Spitze. Wenn die Dorfbewohner in der italienischen Fassung »Bressello« sagen, dann ist das allerdings keine schlechte Synchronisation für das offizielle »Breschello«, sondern getreulicher Klang des örtlichen Dialekts.

So ist mitten unter der sengenden Sonne der Poebene, die das Blut in den harten Schädeln kochen und alte Streitigkeiten immer wieder auflodern lässt, eine reale Fiktion entstanden, die zunehmend realer wird.

Wenn man Guareschi Glauben schenkt, dann hat ihn gleich nach seiner Geburt der Sozialistenführer Giovanni Faráboli als Freund seines Vaters aus dem Fenster gehalten, um allen zu zeigen, dass aus ihm ein Vorkämpfer des Sozialismus werden würde (die Szene findet sich im ersten Film). Tatsächlich wurde aus ihm ein Lokalreporter in Parma, der ab 1936 als Chefredakteur an der Satirezeitung *Bertoldo* mitarbeitete. Ende 1942 erhielt er von den Faschisten Berufsverbot und sollte an die Front, nur um bald mehrere Kriegsgefangenenlager in Polen und Deutschland von innen kennen zu lernen.

Gleich nach dem Krieg gründete er eine neue satirische Wochenzeitung und führte den gleichwohl konservativen *Candido* bis 1961. Dort erschienen Weihnachten 1946 die ersten Anekdoten von Don Camillo und Peppone, wobei dieser rein optisch als Doppelgänger von Faráboli und Guareschi selbst angelegt war – denn Guareschi illustrierte seine Bücher mit mehrfarbigen Federzeichnungen und kleinen Vignetten »angelus et diabolus«. 1948 war der erste Band dieser Erzählungen rechtzeitig vor den Wahlen fertig, von denen sich *Democrazia Cristiana,* Kommunisten und selbst Monarchisten Wahlgewinne erhofften. Ab da begann der Siegeszug jener zart besaiteten Faustkämpfer, die trotz aller grimmiger ideologischer Lippenbekenntnisse die Humanität selten aus den Augen verloren – so es doch geschah, griff Christus vom Kreuz aus ein. Ein Priester, der sich mehr als einmal wie ein 'Bolschewist' äußert – Peppone muss ihn einmal daran erinnern, dass er kein Genosse ist – und trickreich-zupackend dafür sorgt, dass die Schäfchen seiner Gemeinde nicht zu kurz kommen, dazu ein Bürgermeister, der auch Kolchose-Traktoren zum Laufen bringt, aber das kommunistische Manifest weglegt, wenn es um die Genossen oder Bürger seiner Gemeinde geht: daraus ist eine „menschliche Komödie" geworden, eine „Commedia humana" für die Euro-

G. Guareschi: mehrfarbige Federzeichnung [1948; 41. deutsche Auflage = 1954,145]

päer nach dem Zweiten Weltkrieg, aber natürlich ganz anders als Balzacs „Comédie Humaine" im 19. Jh.

Wer die (unten aufgelisteten) Filme und Bücher miteinander vergleicht, wird feststellen, dass in den Filmen größere Ausgewogenheit herrscht als bei Guareschi selbst. Insbesondere sein *Genosse Don Camillo* war als Buch eine ganz einseitige, fast plumpe Attacke gegen die Kommunisten. Der gleichnamige Film ist hingegen so austariert, dass zwar Don Camillo öfters obsiegt, aber gut 'geerdet' bleibt. Der posthum erschienene Roman über die rothaarige Nichte des Priesters wirkte wie ein erzkonservativer, schriller Aufschrei am Beginn der 68er-Bewegung; doch der Rezensent musste feststellen, dass sich die dort so früh geschilderten sozialen Konflikte heute genauso wie vor vierzig Jahre zutragen.

Guareschi kaufte sich von seinen Tantiemen ein Café in Roncole, neben dem Geburtshaus von Giuseppe Verdi; später fügte er ein Restaurant an. Auch Roncole liegt nur rund 25 km von Brescello entfernt. Weil er dem italienischen Ministerpräsidenten, Alcide de Gaspari, kollaborative Briefe aus dem Zweiten Weltkrieg vorhielt, die der Schriftsteller laut Gerichtsurteil selbst geschrieben hätte – das ermittelte die Justiz allerdings ohne graphologisches Gutachten –, musste er für mehr als ein Jahr ins Gefängnis. In Roncole erlag er schließlich einem zweiten Herzinfarkt und wurde wie die Lehrerin im ersten Film unter der Königsflagge begraben. Trotz Umberto Eco ist er noch heute weltweit der bestverkaufte Schriftsteller Italiens.

„Der konservative Katholik entdeckte, sobald er ins Erzählen kam, in sich ein unbeugsames Kind und einen sentimentalen Anarchisten", so urteilt zum 100. Geburtstag Christian Teissl.

„Wahrscheinlich lassen sich beide Romanhelden auf eine einzige Person zurückführen", mutmaßt Alfons Dalma, Übersetzer der bei „Winkler Weltliteratur" erschienenen Ausgabe des Romans. „Guareschi verkörperte sie beide – den unkonventionellen Verteidiger der Tradition und den traditionsgebundenen Revolutionär." [Krieglsteiner]

Bücher von Giovannino Guareschi

- (1948): *Mondo piccolo: Don Camillo*; dt. (1950): *Don Camillo und Peppone*
- (1953): *Mondo piccolo: Don Camillo e il suo gregge*; dt. (1953): *Don Camillo und seine Herde*
- (1963): *Mondo piccolo: Il compagno Don Camillo*; dt. (1964): *Genosse Don Camillo*
- (1969, posthum): *Don Camillo e i giovani d'oggi*; dt. (1969): *Don Camillo und die Rothaarige*

(Unberücksichtigt blieben zahlreiche nicht von Guareschi selbst zusammengestellte Bände mit weiteren Episoden aus dem *Candido*)

Italienisch-französische Filme mit Fernandel und Gino Cervi

1. Film, 1952: *Don Camillo und Peppone* (frz. *Le petit monde de Don Camillo;* it. *Don Camillo*); Regie: Julien Duvivier; Drehbuch: J. Duvivier, René Barjavel
2. Film, 1953: *Don Camillos Rückkehr* (it.: *Il ritorno di Don Camillo*; fr. *Le retour de Don Camillo*). Regie: Julien Duvivier; Drehbuch: J. Duvivier, René Barjavel
3. Film, 1955: *Die große Schlacht des Don Camillo* (it. Don Camillo e l'onorevole Peppone; fr. *La grande bagarre de Don Camillo*); Regie: Carmine Gallone; Drehbuch: Giovannino Guareschi, Leo Benvenuti, Age E. Scarpelli
4. Film, 1961: *Hochwürden Don Camillo* (it. *Don Camillo Monsignore ... ma non troppo;* fr. *Don Camillo ... Monseigneur!*). Regie: Carmine Gallone; Drehbuch: Leo Benvenuti, Piero de Bernardi
5. Film, 1965: *Genosse Don Camillo* (it. *Il compagno Don Camillo;* fr. *Don Camillo en Russie*). Regie: Luigi Comencini; Drehbuch: Leo Benvenuti, Piero de Bernardi

(6. Film, 1971, mit dem Tod von Fernandel abgebrochen: *Don Camillo und die Rothaarige;* it. *Don Camillo e i giovani d'oggi*. 1972 vom ursprünglichen Regisseur Mario Camerini mit anderen Hauptdarstellern neu gedreht, heute ebenso vergessen wie der dämliche Don-Camillo-Klamauk mit Terence Hill von 1983.)

Literatur

canossa = www.genealogie-mittelalter.de/canossa_haus/bonifaz_1_markgraf_von_canossa_tuszien_1052/bonifaz_1_markgraf_von_canossa_tuszien_1052.html

doncamillo = www.doncamillo-online.eu/html/brescello.html

Krieglsteiner, Alfons (2008): Priester mit Hand und Fuß; in *OÖNachrichten* www.nachrichten.at

Merziger, Christina (2008): Italiens mutiger Freigeist. Vor 100 Jahren wurde der Schriftsteller Giovannino Guareschi geboren; Kalenderblatt im *Deutschlandradio Kultur*, 1. 5. 2008 http://www.dradio.de/dkultur/sendungen/kalenderblatt/777919

mondo = www.mondoguareschi.com (die beste web-site zu Leben, Arbeit und den daraus gewonnenen Filmen des Autors)

Teissl, Christian (2008): Guareschi, Giovanni: Sentimentaler Anarchist; in *Extra Lexikon der Wiener Zeitung* ww.wienerzeitung.at/DesktopDefault.aspx?TabID=3946&Alias=wzo&cob=343636

Werner, Hendrik (2008): Die kleine Welt von Don Camillo und Peppone. Zum 100. Geburtstag des Satirikers Giovannino Guareschi: Auf den Spuren seiner Helden in der Bassa; in *Welt online*, vom 22. 3. 2008 ww.welt.de/welt_print/article1826385/Die_kleine_Welt_von_Don_Camillo_und_Peppone.html

Corvey: Odysseus und Wibald
Die Forschungen von Claussen und Faussner

Gerhard Anwander

Es ist ein Elend, dass in Corvey unverändert die Karolinger spuken. Zu erinnern ist an verschiedene Publikationen und daraus resultierende Schlussfolgerungen. Zunächst ***Publikation abseits des Mainstreams,*** auch wenn sie dem Mainstream angehören:

1986: Hans Constantin FAUSSNER trägt über Fälschungen ab dem Wormser Konkordat (1122) und Wibald von Stablo vor [*Fälschungen.* III:143-200].

1996 bestreitet ILLIG [1996, 264 ff.] einen Unterschied zwischen karolingischem Westwerk und ottonischem Westbau.

1997 erkennt KLABES das Westwerk der Corveyer Klosterkirche als einen Römerbau aus der Augustuszeit. Freilich glaubt auch er daran, dass später die Karolinger hier als Bauherrn tätig geworden seien.

1998: ILLIG bespricht das Buch von KLABES und bettet dessen Römerthese in die Phantomzeitthese ein [Illig 1998; 1999; in den darauf folgenden Auflagen von *Das erfundene Mittelalter.* 265]. Damit sollte es zu Corvey an der Weser keine Karolinger mehr geben.

1999: Dagmar von SCHÖNFELD DE REYES räumt mit dem „Westwerksbegriff" auf, indem sie detailliert aufzeigt, wo überall die Forschung in die Irre gelaufen ist.

2000: Der Verfasser verbindet FAUSSNERS Ideen mit der Phantomzeitidee.

2003: FAUSSNER beginnt die Edition von Fälschungen Wibalds von Stablo.

2007: Der Verfasser überträgt v. SCHÖNFELDS Argumente auf die Phantomzeitthese und bringt weitere Verbindungen zu den Arbeiten von Faussner.

Der Mainstream wird im Falle der Klosterkirche von Corvey durch Hilde CLAUSSEN und Uwe LOBBEDEY vertreten. Sie haben sich um derartige Ansätze in keiner Weise gekümmert. Die blutjunge Archäologin ergrub schon 1949 zusammen mit W. WINKELMANN in St. Georg zu Vreden ein erstes 'karolingisches' Westwerk und war damit lebenslang geprägt.

1954 werden Kalkmalereien auf Wandputz im 'Erdgeschoss' des Westwerks aufgedeckt, aber nicht weiter beachtet (KLABES hält hier dichten Kontakt). Ab 1963 gibt CLAUSSEN Teildarstellungen und Vorabberichte.

1992 liest CLAUSSEN die Druckfahnen ihres zukünftigen Standardwerkes: *Wandmalereien und Stuck der Klosterkirche Corvey, in* dem sie die Fresken einer Deutung unterziehen will. Doch da macht sie eine Entdeckung, die alle Buchpläne über den Haufen wirft: sechs Vorzeichnungen (sog. Sinopien) im

Hauptgeschoss des Westwerkes. Sie kann sie mit Stuckfragmenten kombinieren und erhält so Ansatzpunkte für karolingische Großplastik: Männerfiguren, die grellbunt bemalten waren, aber nicht preisgaben, ob es um Kaiser oder Apostel ging. Dirk SCHÜMER teilt 1992 in der *FAZ* diese Befunde der breiten Öffentlichkeit mit und spricht von „Hunderten von Westwerken", die bis auf ein einziges alle verschwunden seien [s. Illig 1996, 265].

1999 erfährt die 'ganze Welt' aus dem Katalog für die Paderborner Prachtausstellung *(799 - Karl der Große und Leo III.)*, was sich in Corvey an den Wänden abspielte. Während unbedarfte Besucher Eroten auf Delfinen reiten sehen, dazu Odysseus, wie er einen Hundekopf der Skylla mit dem Speer attackiert, sieht CLAUSSEN das absente Meer als Sinnbild für die sündige Welt und den „tugendhaften Odysseus, der unbeirrt von Anfechtungen über die Meere fuhr" und Meerdämonen erledigt, während ein Schiffbrüchiger dem ewigen Verderben entgegensieht [Claussen 1999, 583 ff.; Illig 1999, 426].

2006: Die Idee konkretisiert sich, der UNESCO das Kloster Corvey, vorzugsweise vom 9. bis 12. Jh., als Weltkulturerbe vorzuschlagen. Dafür braucht es neben einem Antrag u. a. zwei starke Bücher. Das von CLAUSSEN erscheint nun 15 Jahre verspätet mit Hilfe von Anna SKRIVER im Jahre 2007: *Die Klosterkirche Corvey. Band 2: Wandmalerei und Stuck aus karolingischer Zeit.* Der Band 1 über die Klosterarchitektur soll von LOBBEDEY 2009 nachgereicht werden. Das Ziel ist nicht unbescheiden:

> „Derzeit wird der Antrag vorbereitet, Corvey als Weltkulturerbe anzuerkennen und damit die Einzigartigkeit zu »zertifizieren«. In einer Reihe mit den Pyramiden von Giseh, der Akropolis in Athen oder Stonehenge könnte Corvey Zeugnis dafür abgeben, dass unsere Region seit über 1.000 Jahren ein Zentrum der menschlichen Kultur ist. Unverzichtbarer Bestandteil zur Anerkennung als Weltkulturerbe ist die Dokumentation, Aufarbeitung, Interpretation und wissenschaftliche Bearbeitung der Geschichte in all ihren Facetten. Dieses Buch ist der erste Schritt zu dieser Pflichtaufgabe. Und diese Pflichtaufgabe ist mehr als gelungen. Wissenschaftlich ist dieses Werk auf höchstem Niveau." [tah]

Es sei der Region selbstverständlich vergönnt, wenn sie dank ihres Kulturgutes anstrebt, auf Augenhöhe mit den Pyramiden von Giseh, der Akropolis usw. gehoben zu sein. Doch die Sache hat einen Haken, und der deutet sich schon im Presseartikel an:

> „Es gibt wenige Quellen über die ersten Jahrzehnte des Klosters Corvey, das zu Beginn des 9. Jahrhunderts bei Höxter gegründet wurde und sich schnell zum bedeutendsten Kloster in Norddeutschland entwickelte. Wir wissen nicht, wie es damals aussah, wie die Ausstattung war, aber wir wissen, dass Corvey vom 9. bis 13. Jahrhundert ein politisches, wirtschaftliches, kulturelles und kirchliches Machtzentrum war" [tah].

Anregung 1: Man beschäftige sich als Wissenschaftler auch mit zunftfremden Arbeiten

So gibt es zwar „wenige Quellen über die ersten Jahrzehnte" (bzw. Jahrhunderte) und man „weiß nicht, wie es damals aussah", aber: Wir wissen, dass es „sich schnell zum bedeutendsten Kloster in Norddeutschland entwickelte". Das Fazit ist leicht gezogen: Wir wissen als echte Spezialisten fast nichts, aber das ganz genau!

Insofern setzen sich CLAUSSEN und SKRIVER [= CS] nirgends mit KLABES' Römerthese oder ILLIGS Phantomzeitthese auseinander. Ein Beispiel: KLABES argumentiert u. a. mit Ziegelkleinmörtel, wie ihn die Römer verwendet haben. Claussen und Skriver [465 f.] kennen ihn auch, teilen aber den Lesern nicht mit, dass dieser besonders dauerhafte Mörtel ein Hauptkennzeichen römischen Bauens ist. Will man die Blamage von Ingelheim [s. Illig/Lelarge; Heinsohn] zu Corvey dadurch vermeiden, dass man einfach die Augen verschließt? Zur Erinnerung: Aus der grandiosen karolingischen Karlspfalz zu Ingelheim brach die – offensichtlich lokalpatriotisch unbeeinflusste – archäologische Forschung den Kern oder das Herz heraus, indem es die Kirche in die Ottonenzeit verbrachte. Da eine Karolingerpfalz ohne Kirche nicht vorstellbar ist, war nun an eine ottonische Pfalz oder an einen Römerbau mit im Mittelalter eingefügter Kirche zu denken. Roter Mörtel an der Aula wies dringend auf einen Römerbau hin – da fand sich 1996 zum Glück für die Karolinger ein goldener Karlsdenar in Ingelheim, den es zwar gemäß Karls Münzreform gar nicht geben dürfte, aber trotzdem als Notnagel begeistert aufgenommen wurde.

Anregung 2: Man nehme wichtige einschlägige Werke zur Kenntnis

Dagmar von SCHÖNFELD DE REYES hat in ihrer kritischen Arbeit über die so genannten karolingischen Westwerke nachgewiesen, dass es zwischen karolingischen Westwerken und ottonischen Westbauten knirscht. Aber CLAUSSEN und SKRIVER ignorierten auch diese gründlichen Befunde. Um so weniger interessierten sie sich für KLABES' Theorie und ihre Bekräftigungen [etwa Illig 1998; 1999; Kloppenburg 2007; Anwander 2007a. Demnächst erscheint das Buch von Klabes in 2. Ausgabe!].

Anregung 3: Man nehme als Wissenschaftler alle einschlägigen Objekte vor Ort zur Kenntnis

Im Museum des Barockschlosses zu Corvey gibt es einen Raum, in dem im Gegensatz zu den anderen Räumen Objektbeschriftungen fehlen (Stand Frühjahr 2008). Diese nicht bezeichneten Objekte [s. Anwander 2007a, 205] bestehen u.a. aus drei zum Teil gut erhaltenen Tonköpfen, die nicht modern, nicht klassizistisch, nicht barock, nicht gotisch, nicht romanisch, sondern römisch

anmuten und es nach unserer und anderer Leute Einschätzung auch sind und – vermutlich – von KLABES aufgefunden wurden! Seriöse Forscher beschäftigen sich normalerweise – wenn sie jahrzehntelang vor Ort tätig sind – auch mit derartigen Objekten und prüfen, ob sie bedeutsam für die Gesamteinschätzung des Objektes sein könnten. Warum darf Corvey nicht römisch sein?

Anregung 4: Man benutze das Ockhamsche Rasiermesser und belasse Odysseus in der Antike

Odysseus ist bei antiken Autoren (Homer, Euripides), wie man heute landläufig sagen würde, eine 'richtig linke Bazille', ein Intrigant, der seine Interessen rücksichtslos – auch über Leichen gehend – bei Freund und Feind durchsetzt [Matt, 3; Seitenzahl aus Internet]:

> „Hat er sich doch noch vor kurzem als Bettler verkleidet in die Stadt geschlichen und aus dem Tempel das höchste Heiligtum gestohlen, das Palladium, ein wunderbar vom Himmel gefallenes Bild der Pallas Athene. Dabei hat er tüchtig gemordet. Man haßt ihn. Und noch Dante wird ihn viele Jahrhunderte später für diesen Diebstahl in die Flammen der untersten Hölle stecken."

Dieser höllenwürdige Dieb und Mörder wird nun erneut bei CLAUSSEN und SKRIVER [156-183] zum christlichen Helden – sogar der Demut – verklärt, obwohl es bei den Freskenresten ganz nach Antike aussieht, wie das Duo freimütig einräumt. Denn wie sollten die Karolinger die Skylla malen, wenn sie nicht einmal Homer kannten und die Darstellungen der Skylla im 5. Jh. endeten [Claussen 1999, 583]? Und die Delfinreiter?

> „Die zahlreichen Delphin- und Drachenreiter in antiken Meereswesenfriesen sind in der Regel Eroten, [!] wenngleich nicht immer rundliche Putten, sondern bisweilen auch schlanke jünglinghafte Figuren. [...] Im Typ ähnliche Delphine lassen sich leichter in Bildwerken der römischen Antike zeigen als unter den spärlichen Exemplaren, die sich in karolingischen Miniaturen erhalten haben. Der Corveyer Delphinreiter nimmt in der karolingischen Bildüberlieferung bisher einen Sonderplatz ein: er ist der einzige [!] seiner Art." [CS, 161, Anm. 16]

Den beiden Autorinnen springt also das Antike der Darstellungen ins Auge; sie wollen aber die Antike nicht als Entstehungszeit – warum auch immer – in Betracht ziehen, obwohl die in Corvey gefundenen Porphyr-, Marmor- und Steinfliesen als „zweitverwendete" römische Produktion gesehen werden [Lobbedey bei S/W, 566]. So versuchen sie denn mehr oder weniger plausibel, diese angebliche christliche Umdeutung durch *karolingische* Künstler nachzuvollziehen und zu belegen. Trotz aller Suche gelingt es den beiden Autorinnen nicht, neben dem Sirenenhelden Odysseus einen christlichen Skyllakämpfer

bei den Kirchenvätern zu ermitteln [CS, 161 f.]. Claussen kann ganz offensichtlich ihre seit fast 15 Jahren vertretene Meinung nicht mehr aufgeben.

Auch fehlt es an jeglicher, sonst üblicher (früh-)christlicher Motivik: kein symbolischer Fisch, kein Kreuz, kein Christus und – kein einziger Märtyrer. Nicht einmal die karolingerzeitlichen Corveyer Patrone Stefanus und Vitus sind zu finden und auch sonst keinerlei Parallelen, weder zu frühchristlicher römischer Mosaikkunst, späterer sakraler Freskomalerei des westfälischen Raums noch zu süddeutschen *karolingischen* Fresken, wie sie für ein Chiemseekloster postuliert werden (s. S. 402 f.). Und das in einer Zeit, wo das Märtyrer- und Reliquienwesen aufgeblüht und der Transfer der Reliquien des Hl. Vitus von Saint-Denis mit großem PR-Aufwand erfolgt sein soll (*Translatio Sancti Viti*). Stilistisch und ikonografisch steht Corvey nach CLAUSSEN und SKRIVER einsam in der historischen Landschaft: Nicht einmal die – fiktive – Karolingerzeit bietet Vergleichbares.

KLABES kann mit seinen Deutungen insgesamt weitaus besser überzeugen, obwohl er nicht Odysseus und Skylla, sondern Herakles und Cerberus gesehen hat [Klabes, 128-155; vgl. Illig 1998; 1999]. Denn keine seiner Deutungen erbringt Christliches. Noch weniger kann man zweifeln, wenn man bei KLABES [144] eine Sphinx gezeigt bekommt und eine Venus/Aphrodite, die von Delphinen an Land gezogen wird [ebd., 134] sowie einen – augustäischen – Capricornus [ebd. 151]. Befremdlicherweise finden sich diese Abbildungen bzw. Freskenteile bei CLAUSSEN/SRIVER nicht mehr vorgestellt oder diskutiert! Sind sie für immer verblasst oder 'unpassend'?

Die Deutung des Odysseus als christlicher Held oder Heiliger oder was auch immer ist ebenso abwegig wie peinlich und steht als *theologischer Ansatz* genauso singulär in Zeit und Landschaft, wie das Gebäude selbst. Man schärfe daher hier das Ockhamsche Rasiermesser, schabe diesen wirren Deutungsschaum ab und entdecke die darunter liegende einfachste und nächstliegende Erklärung: Wenn die Fresken schon dem kunsthistorischen Spezialisten wie dem Laien antik vorkommen, dann stammen sie auch aus der Antike!

Anregung 5: Man misstraue grundsätzlich schriftlichen Zeugnissen des Mittelalters

Mit diesem Teil erreichen wir den zwangsläufig umfangreichen Höhepunkt unserer Anregungen und kommen zu einer Art *chronique scandaleuse* des *altehrwürdigen* Benediktinerklosters Corvey.

Die eben geschilderte Farce der Verklärung unseres Helden zum *Heiligen Sankt Odysseus* beruht natürlich auf der Datierung, die sich auf die schriftlichen Dokumente der kunsthistorischen Hilfswissenschaft namens Diplomatik stützt. Anscheinend tritt eher der Papst zum Islam über, als dass akademisch

arbeitende Kunst- und Architekturhistoriker es allgemein wagen würden, deren Erkenntnisse ernsthaft, umfassend und öffentlich anzuzweifeln. (Von der Kenntnisnahme der Phantomzeittheorie wollen wir gar nicht erst sprechen.) Der Architekturhistoriker Volker HOFFMANN bildet hier die rühmliche Ausnahme, als er eingestand, dass ihm dank ILLIG bewusst wurde, dass es besser sei, sich auf die Fachkenntnisse der eigenen Zunft und das sensibilisierte Auge zu verlassen, denn auf bemalte Rinderhäute und dem, was die Diplomatik ehrfurchtsvoll hinein- oder herausinterpretiert [s. Niemitz/Illig].

Seit der Entdeckung und Würdigung der pseudoisidorischen Fälschungen und spätestens seit den Erkenntnissen des Fälschungskongresses 1986 zu München [s. *Fälschungen*] sollte der naive Umgang mit mittelalterlichen Urkunden ein für allemal beendet sein.

Kreativabt Wibald: der Vater Corveys

Hinzu kommt in unserem Fall: Von 1146 bis 1158 regiert das Kloster der Abt Wibald von Stablo, Malmedy, Monte Cassino und Corvey. Wibald ist sicher kein Phantom, hat doch CLAUSSEN [1996] als Archäologin über sein Abtshaus in Corvey berichtet. Er war nicht irgendein Abt, sondern ein hoher Funktionär des Reiches; er beriet die Könige und Kaiser Lothar III., Konrad III. und Friedrich I. Barbarossa. Es darf angenommen werden, dass Wibald auch schon vor seiner Abts-Amtszeit zu Corvey diesem Kloster hilfreich zur Seite stand, wie FAUSSNER [mündliche Mitteilung] erklärt, insbesondere unter dem Abt Adalbert von Bayern (1138–1144; s. S. 375), um den *Niedergang* des Klosters von seinen fiktiven Karolingergipfeln herunter zu bremsen. So sei vorweg schon verraten: Alle folgenden zitierten Urkunden stammen nach FAUSSNER aus der Wibald-Werkstatt [2003, III:230], wobei ILLIGS Einspruch [2007] hier sicher nicht greift, weil Wibald nun einmal Abt von Corvey selbst war. Es gab aber schon früh – teilweise im 19. Jh. – Zweifel an Corveyer Urkunden, wie schon die erste vom 9. Mai **813** zeigt:

> „Karl der Grosse bestätigt seinem Getreuen Asig, auch Adalrich geheissen, den von dessen Vater Hiddi gerodeten, aber von Königsboten eingezogenen Theil des Waldes Bochonia bei Hauucabrunno zwischen Werra und Fulda. [...] Besitz und Urkunde kamen durch Schenkung des Grafen Esig, eines Nachkommens des Empfängers, an Corvei" [Mühlbacher, Nr. 218; die Urkunden sind von der MONUMENTA ins Internet gestellt, s. ‚Monumenta'].

Die Echtheit dieser Urkunde wurde schon innerhalb der Zunft und von Außenseitern [Süßmann 1986] angezweifelt, aber die Zweifel wurden – selbstverständlich – als unhaltbar zurückgewiesen. Die Gründungsurkunden für das von Karl dem Großen 813 beschenkte *Corvei* datieren 10 Jahre später. (Aber solche Kleinigkeiten stören das Karlsbild eines wirklichen Karolingerfans

nicht: Sicherlich konnte der Große Karl schon antizipatorisch schenken!) Hier also die eigentlichen zwei Gründungsurkunden für Corvey; am 27.7. **823**

„schenkt [Ludwig der Fromme] dem kloster, welches er durch den greisen abt Adalhard von Corbie in der königlichen villa Höxter an der Weser in der provinz Sachsen, für deren christianisierung schon sein vater kaiser Karl gewirkt hatte, erbauen liess und mit den reliquien des h. Stephan aus der pfalzkapelle ausstattete und das, weil von abt Adalhard, dessen bruder Walo und den mönchen von Alt-Corbie gegründet, den namen Korvey erhielt, die villa Höxter und mit einwilligung des abtes und der mönche den besitz Corbies in Sachsen, bestätigt die schenkungen der Sachsen zur stiftung des klosters und verleiht freie abtwahl sowie das recht mit den freien leuten gut und hörige zu tauschen." [Böhmer, Nr. 779]

Zu dieser und den anderen noch folgenden Urkunden gibt es zahlreiche Viten zu berücksichtigen; besonders wichtig davon ist die *Translatio Sancti Viti* (*TSV*), die neben dem eigentlichen Überführungsbericht der Gebeine des sächsischen Heiligen Vitus aus Saint-Denis Geschichtliches zur Corvey-Gründung präsentiert. Dem Verfasser der *TSV* sind laut WIESEMEYER [249 f.] nachweisbar folgende Werke bekannt: „die *Passio Sancti Viti*, die *Vita Adalhardi* des Paschasius Radbertus und die Fundations- und die Immunitätsurkunde Ludwigs des Frommen für Corvey".

Geht man nun mit FAUSSNER davon aus, dass diese und andere Ludwig-der-Fromme-Urkunden von 823 eine Schöpfung Wibalds sind, kommt man kaum umhin, die zitierten Werke wie die *TSV* und die *Passio Sancti Viti* ebenfalls als Werke des 12. Jh. zu betrachten, denn ein Autor des 9. Jh. kann schwerlich ein Werk des 12. antizipieren. FAUSSNER bestätigt in der Tat diese Ansicht: Danach sind die *TSV* und die *Passio Sancti Viti* Wibald-Schöpfungen und – so fügen wir hinzu - sicherlich auch die *Vita Adalhardi*.

„So wurde dann auch das Kloster in Höxter nach seinem fiktiven Mutterkloster *Corbeia Nova* genannt, wie sich aus seiner Gründungs- und Frühgeschichte ergibt, die Wibald in den Bericht über die *Überführung des hl. Vitus* von Saint-Denis nach Corvey einarbeitete. Diesen Translationsbericht läßt Wibald den Corveyer Mönch verfaßt haben, der 836 seinen Abt Warin nach Saint-Denis zur Einholung der Reliquien begleitete" [Faussner 2008, 585].

Folglich wurde der Name *Corvey* für das Kloster zu Höxter erst durch Wibald im 12. Jh. eingeführt (was Karl der Große sicherlich auch schon antizipierte)! In der zweiten Urkunde vom selben Tag

„verleiht [Ludwig der Fromme] auf bitte des abts Adalard dem kloster Korvey, welches er durch diesen in der königlichen villa Höxter am fluss Weser in der provinz Sachsen erbauen ließ, immunität mit königschutz, wie sie alle kirchen in Francien haben" [Böhmer, Nr. 780].

Wiesemeyer bezeichnet 1962 [269] in seinem – der deutsch-französischen Freundschaft gewidmetem – Aufsatz treffend Absichten und Auswirkungen dieser gefälschten Dokumente, ihre Echtheit allerdings voraussetzend:

„Während die erste Urkunde die Corbeia nova ökonomisch auf eine ähnliche Basis wie die Corbeia antiqua stellte und die erstere der letzteren durch die Verleihung des Rechtes der freien Abtswahl auch im kirchlichen Rang gleichstellte, wurde die Corbeia nova durch die zweite Urkunde auch in ihrem rechtlichen Verhältnis zum Staat, d. h. zum Kaiser und König, der Corbeia antiqua gleichgestellt. – Und so wie die Äbte von Corbie (und St. Riquier) auf Grund der Immunität ihre grafschaftlichen Rechte erworben haben und somit seit dem 10. Jahrhundert in die Reihe der Lehensfürsten eingetreten sind, so bildete für die Äbte von Corvey die Immunität die Voraussetzung für ihre spätere Hochgerichtsbarkeit und ihren Aufstieg in den Reichsfürstenstand. So haben Adelhard und Wala Corvey auch in ökonomischer und juristischer Hinsicht auf solide Grundlagen gestellt."

Faussner [2008, 586] kommentiert die Auswirkung für das 12. Jh. nüchterner:

„So kam das *Dynastenkloster der Nordheimer*, das im Norden der Hofmark *(villa)* Höxter auf dem Burgstall des Wehrturmes errichtet worden war und dessen Kirche mit ihrer Westseite an diesen anschloß, durch *Wibald* zu seinem Gründer- und Mutterkloster *Corbie* und seinem Namen *Corvey*."

Der Königschutz, der aus einem Dynastenkloster ein königliches Kloster werden ließ, bremste wiederum den Vogt in seinen Ansprüchen nach 1122 auf die Ressourcen des Klosters.

Wibald ließ den ungewöhnlichen Vorgang einer *Klostergründung* von Corbie aus dem westfränkischen Reich heraus laut *TSV* mit prominenter Besetzung spielen: Die renommierten Corbier Äbte Adelhard und Wala – nahe Verwandte Karls des Großen (!) – haben keine Ruhe gegeben und Ludwig den Frommen so lange genervt, bis dieser entnervt nachgab und die Güter des superreichen fiktiven Grafen Bernhard, die er diesem vorher abkaufte, den Corveyern als Gründungsausstattung vermachte. Adelhard und Wala sind per Einfluss auf Kaiser Ludwig die Garanten dafür, dass Neu-Corvey von Anfang an diesen besonders hohen materiellen und juristischen Status erhält.

Dass die gesamte Frühgeschichte des Klosters Corvey ausschließlich eine Wibaldschöpfung sein muss, ergibt sich auch aus Wiesemeyer [247], wenn dieser die *TSV* wie folgt beurteilt:

„Die für die Gründung Corveys wohl aufschlußreichste der genannten Quellen ist die *Translatio Sancti Viti*, die Geschichte der im Jahre 836 erfolgten Übertragung der Gebeine des hl. Vitus von St. Denis nach Cor-

vey. Sie enthält mehr als ihr Titel erwarten läßt; denn in ihrem ersten Teil, vor dem eigentlichen Translationsbericht, ist eine verhältnismäßig ausführliche Schilderung der Gründung der Abtei Corvey eingefügt. Dabei ist der Verfasser bemüht, die Gründungsgeschichte Corveys in den allgemeinen Zusammenhang der Geschichte des fränkischen Reiches hineinzustellen; er kommt dabei auch auf einige Ereignisse von politischer Tragweite zu sprechen, die in keiner anderen Quelle erwähnt werden."

Es war typisch für den kreativen Wibald, dass er ihm wichtige Dinge *en passant* in Werke anderen Titels einfließen ließ. Selbstverständlich existiert das Original der *TSV* aus dem 9. Jh. nicht mehr, sondern nur in Abschriften; die früheste stammt – wen überrascht es – aus dem 12. Jh! Folgen wir noch kurz den Schilderungen dieser *TSV-Chronik*:

815 wird auf dem Paderborner Reichstag die Gründung beschlossen, aber eine schlechte Ortswahl getroffen: Hethis, wohl bei Neuhaus im Sollinggebirge gelegen, stellt sich als unfruchtbar und ungeeignet heraus, aber WIESEMEYER [262] meint: „Trotz seiner materiellen Not erblüht das Klosterleben."

Und trotz dieses wundersamen Erblühens im finst'ren Wald zu Hethis erbarmt sich Ludwig der Fromme sieben Jahre später und erwirbt die Weseraue in der Nähe des heutigen Höxter: „Am 6. August 822 kommen die Hethis-Mönche erstmals an ihren neuen Klosterplatz und ergreifen Besitz von ihm" [Wiesemeyer, 263]. Sie knien nieder, beten und singen Psalmen, holen die Messschnur und schlagen Pflöcke ein, zuerst für die Kirche, dann für die Wohngebäude der Brüder usw. Typisch für Wibald, denn bei ihm wird immer gerne und viel gesungen, gebetet und gefastet, dazu läuten Glocken, wenn vorhanden, usw.

Die Gebäude werden erstaunlich schnell errichtet, wie KLABES [206] meint, der sich auch auf die *Vita Sancti Ansgari* stützt. Denn danach können die Mönche schon im Herbst desselben Jahres die steinernen Klostergebäude beziehen, also einen Bau, der üblicherweise Jahre zur Errichtung erfordert hätte [s. Kloppenburg, 611 f.].

Vermutlich stammt die *Vita Sancti Ansgari* ebenfalls von Wibald, aber es haben sich Ungenauigkeiten bei der Vitenabstimmung eingeschlichen, so dass hier nur eine Bauzeit von zwei bis drei Monaten übrigbleibt. KLABES schließt daraus, dass die Mönche in vorhandene römische Steingebäude eingezogen sein müssen. Hier vertraut er zu sehr auf erfundene Schriftdokumente. Hingegen wird am Kirchenbau laut *TSV* bis 844 gearbeitet:

„Im Jahre 836, als die Vitus-Reliquien in feierlicher Prozession in Corvey eintreffen, befindet sich die Abtei in einem großen Aufschwung. Schon seit 10 Jahren [also nach 4 Jahren Bauzeit!] ist Anskar, der von Corbie kommende ehemalige erste Leiter der Corveyer Klosterschule, als Apostel des Nordens tätig. Auch seine Nachfolger als Erzbischöfe von Hamburg-

Bremen werden noch viele Jahrzehnte lang Corveyer Mönche sein, so wie wir auch auf den übrigen norddeutschen Bischofssitzen, besonders in Hildesheim, oft Corveyer Mönche finden"[Wiesemeyer, 273].

Die Idee Wibalds, das Höxterkloster zu *corbiesieren*, war – wie sich immer wieder zeigt – einfach genial, denn vermutlich hätte niemand im 12. Jh. und später den Corveyern diese ganzen Histörchen abgekauft, wenn es nicht von eben diesem *karolingischen Superkloster* Corbie gegründet worden wäre (und Corbie ward damit auch gedient!). Widersprüchlichkeiten haben scheinbar nicht gestört, wie z.B. auch die, dass der Corveyer Gründungs-Grundbesitz einerseits Corbie gehört habe (dort sollen sich Mönche über das großzügige Geschenk aufgeregt haben), andererseits von Ludwig dem Frommen diesem Grafen Bernhard abgekauft und dem Kloster dann geschenkt wurde.

Jedenfalls wandelte sich durch diese Erfindungen das heidnisch-sächsische Hungerkloster im finsteren Wald plötzlich (die Sachsen mussten bekanntlich ständig von Karl dem Großen wegen ihres eingefleischten Heidentums schwertmäßig bekehrt werden!) – jetzt nahe Höxter – zu einem hellen Stern der Missionierung Nordeuropas.

Damit alle alles glauben, ist alles – wie sonst auch bei Wibald – mehrfach vernetzt und parallelisiert durch Viten, Translations- und Passionsberichte, Annalen, Chroniken, Ostertafeln, Urkunden usw. Wir können hier nur wichtige Auszüge daraus darstellen.

Gefälschte Dokumente: fragwürdige Baudaten

Nun zu weiteren 'gesicherten' Baudaten aus Corvey, die dafür verantwortlich sind, dass unser Odysseus zeitlich als karolingisch fixiert wurde; sie stammen aus den 1664 (!) gedruckten *Corveyer Annalen* (s.u.), die vermelden:

870 brennt wegen Blitzschlages der Ostteil der Kirche aus;

873 geht man an die Fundamentierung der (West-)Turmanlage;

885 wird sie geweiht; es ist in schrägem Latein von einer *trium turrium* die Rede und die kritische Forscherin Beate Johlen [97] kommentiert hierzu lapidar:

„Mit Ausnahme der Nachricht über die »trium Turrium« 885 sind den Baunachrichten keine [!] konkreten Angaben zur Gestalt der karolingischen Klosterkirche zu entnehmen.

Die Datierung der anderen karolingischen Baukörper anhand der frühen schriftlichen Quellen ist demnach in höchstem [!] Maße unzuverlässig und weitgehend zu relativieren."

Die Zeitangaben sind also unbrauchbar. Diese deutlichen Worte stammen von einer Kollegin von D. v. Schönfeld, aus dem Hause des (verstorbenen) Prof. Borger, der beide promoviert hat.

Hier könnte man den Fall bereits abschließen, denn wer den Datierungstreibsand sieht, auf den das hagiografische Konstrukt vom *Heiligen Sankt Odysseus* errichtet ist, der sieht es auch schon zusammenstürzen.

Es lohnt sich aber den Fall Corvey weiter zu verfolgen, denn Kreativabt Wibald hatte noch weitere Einfälle – und er hatte Nachfolger. Betrachten wir daher die mittelalterliche Urkundenreihe anhand ausgewählter Beispiele weiter. **832**:

> „[Ludwig der Fromme] schenkt dem von ihm in Sachsen zu ehren des h. Stephan und Veit erbauten kloster Neu-Korvey, dem sein verwandter Warinus als erster bestellter abt vorsteht, eine fischerei in der Weser im gau Wimodia beim weiler Lussum in der grafschaft Abbos, welche, weil mit pfählen, von den einwohnern hocas geheissen, erbaut, mit heidnischem namen hocwar genannt wird und die bisher graf Abbo zu lehen hatte, nebst 32 [...] familien zum betrieb derselben" [Böhmer, Nr. 900].

Diese Urkunde gilt in der Zunft als Fälschung; insbesondere wird bestritten, dass Warinus der erste Abt gewesen sei. **833**:

> „verleiht [Ludwig der Fromme] auf fürsprache Hucberts und Ebos [...] dem von ihm mit zustimmung seiner getreuen gegründeten und dotierten kloster Korvey in Sachsen, da diese gegend eines marktplatzes bedurfte, das recht öffentliche münze zu prägen mit den daraus fliessenden einnahmen" [Böhmer, Nr. 922].

Hier könnte man fragen, wo die entsprechenden Münzen geblieben sind; die Zunft spricht hier von einem auffälligen Privileg, dem ersten im rechtsrheinischen Deutschland [Wiesemeyer, 273, FN]. Ebenfalls **833** schenkt der Fromme Ludwig „sein eigentum an der salzquelle an der Weser zu Bodenfeld [...] in Sachsen im Leinegau" [Böhmer, Nr. 923].

834 schenkt er die Villen Sülbeck und Hemeln [ebd., Nr. 927] und „die zelle Meppen im gau Agredingo" [ebd., Nr. 935]. Für **838**

> „bestätigt [Ludwig der Fromme; GA] dem von ihm am fluss Weser im Augagau gestifteten Kloster Neu-Korvey auf bitte des abts Warin, seines verwandten, und der matrone Addila den herrenhof Osthofen und den besitz in den städten Oppenheim und Wachenheim mit dem königsmansus Tyheile, welche Addila für das seelenheil ihres gatten Bunicho und ihrer kinder dahin geschenkt hatte [...] *Fälschung* [!] [...] besitz Korveys an den genannten orten (am linken Rheinufer zwischen Speier und Mainz) vom 9.-12. jahrh. nicht nachweisbar" [Böhmer, Nr. 983].

Ab 840 ist Ludwig der Deutsche für Bestätigungen und Schenkungen zuständig: Am 10. Dezember **840** bestätigt er dem Kloster *Korvei* frühere Schenkungen und schenkt noch zwei Mal zu diesem Termin [Kehr 1934; Nr. 26, 27, 28] und noch einmal am 14. Dezember 840.

843 schenkt dann Lothar I. dem Grafen Esich Besitz [Schieffer, 70], und dieser Graf ist so freundlich, diesen Besitz an Corvey weiterzuschenken, was dann wiederum Kaiser Lothar im Zeitraum **844-850** bestätigt:

„Lothar bestätigt dem Kloster Corvey den Besitz in der villa Kessenich im Ripuariergau, den er dem Grafen Esich geschenkt und dieser dann dem Kloster übertragen hatte." [Schieffer, Nr. 112]

So großzügig können Grafen sein, wenn es um phantomzeitliches Seelenheil geht: kaum bekommen, schon zerronnen – wie es der große Wibald will. Auch wird vermerkt, dass diese Urkunde, wie andere auch, als Vorlage für eine Corveyer – diesmal amtlich bestätigte – Fälschung auf den Namen Kaiser Ludwigs des Frommen diente.

Der Fall: *Insel Rügen*

Der Versuch der Corveyer unter Abt Wibald, sich die rund 1.000 Quadratkilometer der Insel Rügen einzuverleiben, verdient einen eigenen Abschnitt. So heißt es in der als unecht geltenden Urkunde:

„Lothar schenkt dem Kloster Corvey nach seinem unter dem Schutze des hl. Vitus errungenen Siege über die Slawen die ganze Insel Rügen. Aachen 844 März 20." [Schieffer, D 143]

So vermutete im 19. Jh. WILMANS [ebd., 320] tapfer, der hl. Ansgar hätte die dortigen Slawen bereits im 9. Jh. missioniert, woraus sich natürlich Besitzansprüche des Mutterklosters Corvey ableiten ließen. Aktuell wurden diese Begehrlichkeiten im 12. Jh., als im Rahmen des Zweiten Kreuzzuges Nebenkreuzzüge in das Slawenland stattfanden:

„Die Vorstellung, es gebe alte Rechtsansprüche Corveys im Slawenlande, insbesondere auf Rügen, scheint aufgekommen zu sein, als der Herzog Lothar von Sachsen (der spätere Kaiser) im J. 1114 einen Zug bis zu dieser Insel unternahm, denn die für diese Jahre gleichzeitigen, unter dem Abt Erkenbert geführten Annales Corbeiensis berichten zu 1114 über die von Lothar unterworfenen Slawen: s. Viti ..." [Schieffer, 321].

Diese Erwähnung Rügens für 1114 in Corveyer Dokumenten, ist das einzige, das vor der Amtszeit Wibalds auf Rügen verweist, vorausgesetzt, man glaubt an die offizielle Entstehungszeit der Annalen (s.u.). Und immerhin ließ 1973 STEPHAN-KÜHN [135 f.] einen Schatten auf Wibald fallen: Da bis auf

„die Stelle aus den Annalen alle anderen Hinweise auf Corveyer Besitzrechte an Rügen erst nach Wibalds Amtsantritt entstanden, ist es durchaus möglich, daß diese Urkunde von oder unter Wibald gefälscht wurde. [...] Daß als donator in Corvey ausgerechnet Lothar gewählt ist, könnte auf der Namensgleichheit mit Lothar III. beruhen, dessen Slavenzug von 1114, wie gezeigt, der Ausgangspunkt für die Corveyer Initiativen war."

Auf Rügen fand sich ein slawischer Gott namens *Swantevit*, so dass der Herausgeber der Urkunden, Theodor SCHIEFFER [321] meint:

„In Corvey hat man dann diese beiden angeblichen Überlieferungen zu der Nachricht verschmolzen, Lothar I. habe bei seinem Slawenkriege von 844 die Insel Rügen dem Kloster des hl. Vitus geschenkt. Der entscheidende Beleg dafür ist ein Zusatz in der gleichen Corveyer Ostertafel, welche sowohl die Annales Corbeienses wie den Chronographen enthält".

Th. SCHIEFFER [322] befindet, nachdem er einige Überlegungen anstellt, wann die Urkunde denn tatsächlich erfälscht worden sein könnte:

„Eine untere Grenze [der Datierung; GA] wird bezeichnet durch einen Brief des Abtes Wibald von (Stablo und) Corvey an den Bischof Bernhard von Hildesheim: der Wendenkreuzzug von 1147, so schreibt Wibald, gebe ihm Hoffnung [...; auf Beute für Corvey; GA]. Wibald also war es, der 1147 die Corveyer Ansprüche auf Rügen realisieren wollte, und spätestens um diese Zeit und in dieser geschichtlichen Situation muß das fingierte D. 143 entstanden sein; [...] Nehmen wir hinzu, daß diese Ansprüche vor 1147 kaum aktuell gewesen sein können und daß der aktive Abt Wibald erst im Oktober 1146 die Leitung von Corvey übernommen hatte, so ist es, wenn auch nicht strikt erweisbar, so doch hochwahrscheinlich, daß eben in diesem Jahre 1147 D. 143 als Rechtstitel angefertigt wurde. Erfolg hatten diese Bemühungen natürlich nicht, doch wird die Insel Rügen auch in den Bestätigungsprivilegien Hadrians IV. vom 25. Februar 1155 und Lucius' III. vom 29. Oktober 1184 [...] aufgeführt, und noch im 14. Jh. ließ Corvey beglaubigte Abschriften des D. 143 herstellen".

Wurde somit Kreativabt Wibald bereits im 19. Jh. (100 Jahre vor Th. SCHIEFFER, 140 Jahre vor Rudolf SCHIEFFER) als Fälscher entlarvt? Oder wurde er es nicht, denn die Urkunde wird zwar als *unecht* bezeichnet, aber ein expliziter Fälschungsvorwurf gegen Wibald fehlt. Vielmehr wird im Diplomaten-Diplomatikjargon vorsichtig formuliert: „in dieser geschichtlichen Situation muß das fingierte D. 143 entstanden sein", wie es oben heißt.

In der Tat. Aber wer sonst als Abt Wibald persönlich kommt als Urheber in Frage, oder soll man ernsthaft annehmen, dass etwa ein Subalterner die D. 143 in vorauseilendem Gehorsam gefertigt haben könnte, um sie dann dem Abt zu seiner Rückkehr aus eben dem Feldzug vorzulegen, worauf dieser dann hocherfreut ausruft: Na da ist sie ja, unsere lang vermisste Urkunde!

Lange vor FAUSSNER gab es somit Anlässe, an Wibalds Rundumseriosität zu zweifeln. Aber vermutlich ließ die Ehrfurcht vor dem großen Wibald derartige Zweifel nicht zu, wurde er doch im 19. Jh. in einer Buchvorrede z.B. wie folgt charakterisiert:

„Wibald ist bisher in der Geschichte weniger hervorgehoben worden und doch war sein Leben und Wirken als Abt, Staatsmann und Gelehrter so

vielseitig und segensreich [!], daß man ihn den größten Männern des zwölften Jahrhunderts beizählen muß" [Janssen, Vorwort].

Ganz so unumstritten und leuchtend scheint er zu Lebzeiten doch nicht gewesen zu sein, denn immerhin wird ein Mordversuch auf ihn als Abt von Corvey vermeldet [Mann, 48]. Aber sein Ruhm überwog und währt lange: Noch in den 1980er Jahren wurde versucht, einen *wahren Kern der Corveyer Rügentradition* zu verfechten, so dass sich K. H. KRÜGER 1986 veranlasst sah, auf dem Fälschungskongress in München dagegen einzuschreiten. In dieser Arbeit rückt er wiederum Wibald in die engere Auswahl der möglichen Fälscher. Dabei wird deutlich, wie breit Wibald diese Fälschung aufgezogen hat, denn selbst eine *dänische Quelle* belegt den Vorgang [Krüger, 377]:

„Die wunderbare Eroberung der Rügenfestung Arkona mit Hilfe des Corveyer Heiligen Vitus schildert dann aus dänischer Sicht Saxo Grammaticus, der Schreiber des beteiligten Erzbischofs Absalom von Lund, in seinen bis 1185 reichenden Gesta Danorum."

War das eine kleine Gefälligkeit unter den Kollegen Erzbischof bzw. Abt? Oder wollten gar die Dänen Rügen haben? Zumindest passierten im ganzen Hin und Her auch Fehler, wie der, dass man Karl den Großen 789 auch noch Rügen erobern und verfügen ließ, dass die entsprechenden Tribute nach Corvey abzuliefern seien. Corvey war aber zu diesen Zeitpunkt (s.o.) noch gar nicht gegründet/erfunden worden!

Auch scheinen dem Fälscher die Herrschaftsgebiete der Kaiser durcheinandergekommen zu sein: Lothar schenkt 844 den Corveyern die Insel (s.o.), aber der zuständige phantomzeitliche Eroberungskaiser wäre Ludwig der Deutsche gewesen. KRÜGER kommt zu einer bemerkenswerten Würdigung:

„Unter Abt Wibald hatten die Mönche den Versuch, ein vermeintliches historisches Erbe zu bewahren, mit den unzulänglichen Mitteln ihrer Gegenwart konsequent unternommen. Auch wenn eine neue Generation die beiden Erkenntniswege der Vorgänge fahrlässig preisgab und die verbliebenen Wissenslücken mit den reinen Fiktionen im Text des DLo.I. 143 spur. vergeblich zu füllen suchte – die methodische Anstrengung Wibalds und seiner Helfer bleibt beachtenswert" [Krüger, 396].

Slawengott Svantevit bzw. der von Wibald erdachte *Svante-Vitus* sollte den Corveyern ihre Beute sichern. Doch die Wibaldschen etymologischen Anstrengungen waren erfolglos, denn Corvey konnte den Anspruch auf Rügen nie durchsetzen. So viel zum Fall Rügen, einem exemplarischen, wenn es um Fälschungen des 12. Jh. für das frühe Mittelalter geht und aufschlussreich für die Einschätzung des großen Wibald.

Schließen wir nun unsere Corveyer *chronique scandaleuse* mit einigen letzten urkundlichen Nennungen.

„Ludwig [der Deutsche] schenkt dem Kloster Korvei die villa Litzig mit den dazu gehörenden Leuten. [...] Aachen 870 September 25" [Kehr 1934; Nr. 132]. Gilt offiziell zu Abwechslung als echt: Das umfangreiche Hofgut Litzig (*Lizzicha, Liziazi, izyazi*), das Ludwig hier verschenkt, liegt bei Traben-Trarbach; dort wird die Urkunde als früheste Ortserwähnung gefeiert. **873–885**:

„Ludwig [der Deutsche] beurkundet, daß im Sinne der von Ludwig dem Frommen dem Kloster Korvei verliehenen Immunität auch die Zehnten von den Fronhöfen nicht an die Bischöfe, sondern an das Kloster abzuliefern seien. [...] Aachen 873 Juni 16" [Kehr 1934; Nr. 184].

Diese Pergament gilt allgemein als gefälscht – pardon – verunechtet, nicht zuletzt wegen des ungewöhnlichen Inhaltes! Immunitäten mussten von den Fälschern wohl dauernd erneuert werden, denn es heißt für **882** wieder: „Karl [III.] bestätigt dem Kloster Korvei Immunität mit Königsschutz" [Kehr 1937; Nr. 62]. Und – dreifach genäht hält besser – noch einmal für **887**:

„Karl [III.] bestätigt dem Kloster Korvei die von Ludwig dem Frommen verliehene Befreiung von der Heerespflicht mit der Einschränkung, daß während der gegenwärtigen Bedrohung des Reiches 30 Edelleute als Begleiter des Abtes als königlichen Missus von ihr frei, die übrigen aber zum Heeresdienst verpflichtet sein sollen, und schenkt dem Kloster Lehen im Wesigau und in Hessen zu eigen" [Kehr 1937, Nr. 158].

Hier zweifelt die Zunft, vertreten durch P. KEHR [1937, 255 f.] und vermerkt: „verunechtet?", obwohl dann weiter ausgeführt wird, dass letztlich doch keine Zweifel an der *Echtheit und der Originalität* bestehen.

Hier sei die phantomzeitliche *chronique scandaleuse* beendet; sie ließe sich fortsetzen. Wir halten fest: Schon vor FAUSSNER sind etliche dieser Urkunden als gefälscht erachtet worden und hätten misstrauisch machen können und sollen: bezüglich der Corveyer Geschichte, der Einschätzung des Abtes Wibald und bezüglich des benediktinischen *Heiligen Sankt Odysseus*. Wie dargelegt, beruhen die Datierungen des *Westwerks* in die von uns so genannte Phantomzeit auf – obendrein dürftigen – Fälschungen, die in der für Klöster schwierigen Zeit nach dem Wormser Konkordates, erstellt wurden.

Anregung 6: Man misstraue auch schriftlichen Zeugnissen der Neuzeit: die *Corveyer Lügenhistoriker*

Wir verlassen das Mittelalter und dürfen feststellen, dass es in Corvey einen Fälschungsvirus geben haben muss, den vielleicht Wibald eingepflanzt hat. Als im 17. Jh. ein Ruck durch die Abtei ging und die Barockkirche gebaut wurde, sammelte man dort auch *fleyßig* Geschichtsdaten:

„Im Zusammenhang mit der Barockzeit in Corvey ist die Rezeptionsgeschichte der Corveyer Annalen von außerordentlicher Bedeutung. Die

Beda-Handschrift wurde mit ihren wichtigen Notizen zur Institutsgeschichte über die Jahrhunderte in der Corveyer Klosterbibliothek aufbewahrt. [...] Im Dreißigjährigen Krieg ging die Beda-Handschrift während der Plünderung Corveys im Jahre 1634 verloren. Die mit Mühe wieder hergebrachten Reste wurden seitdem als kostbare Cimilie gehütet. Unter der Administration des Münsteraner Fürstbischofs Christoph Bernhard von Galen, dem Bauherrn der Klosterkirche des 17. Jahrhunderts, begann im Rahmen der Neuordnung aller klösterlichen Besitzstände ein groß angelegtes Sammeln und Ordnen des überkommenen Archivmaterials. Aus Interesse an einer schriftlichen Überlieferung der institutionellen Tradition ließ er 1664 zur erneuten Komplettierung der Corveyer Geschichtsschreibung die sogenannten »Copionale secundum« anlegen. In diesem Band steht eine bis heute überlieferte Abschrift [!] der Corveyer Annalen." [Johlen, 97]

Und JOHLEN [97 f.] gießt weiter Wasser in diesen schon arg verdünnten Annalenwein des Klosters zu Höxter:

„Zeigt das beharrliche Aufzeichnen annalischer Texte durch Jahrhunderte hindurch den Willen zur Kontinuität innerhalb der Mönchsgemeinschaft, so liegt die Besonderheit der Historia in der Ungleichzeitigkeit von Geschehen und erneuter Aufzeichnung. [...] um den Nachweis einer ungebrochenen Tradition fortführen zu können."

Diese „Ungleichzeitigkeit von Geschehen und erneuter Aufzeichnung", wie es hier so schön formuliert ist, heißt auf gut deutsch: Wir schreiben uns unsere Geschichte so zusammen wie wir sie brauchen, ohne große Rücksicht auf das tatsächliche Geschehen.

In fragwürdiger Weise hilfreich waren dabei die tatsächlich so genannten Corveyer „Lügenhistoriker", die im Dunstkreis des Klosters arbeiteten, wie z.B. Christianus F. PAULLINI (1643–1711). Dieser steht u.a. in Verdacht, das *Chronicon Hüxariense* verfasst/verfälscht zu haben, und er hatte mit den Annalen zu tun:

„Von den Nachkommen des Hersfelder Rektors Michael Uranius, mit dem er mütterlicherseits verwandt war, erhielt Paullini angeblich die Originalhandschrift der Ann. Corb. Leider gab er sie, mit den übrigen Originalen seiner Editionen, einem Humanistenbrauche folgend, in die Druckerei, wo sie zu Grunde ging." [Backhaus, 8]

(Immer diese Reißwolf-Druckereien. Originalhandschriften aus Klöstern waren doch sicher auch im 17. Jh. noch gut bezahlt?) PAULLINI hatte schon zu Lebzeiten einen so schlechten Ruf als Erfinder und Verfälscher, dass er an die Originale der Klosterbibliothek in Corvey nicht herangelassen wurde [ebd., 25].

Ein weiterer Corvey-Skribent mit nachgewiesenen Fälschungen ist Johann Friedrich FALKE (1699–1753); er hat ein *Chronicon Corbeiense* verfasst, von

der auch die *Vita Sancti Ansgari* abhängen soll. Das Werk wurde nicht einmal in die MONUMENTA aufgenommen. Es ist verwandt mit der Chronik von Widukind, einem Wibald-Werk [s. Anwander 2007b]; BACKHAUS [30] meint hierzu:

> „Die Erzählung der Ungarnkriege ist in der Chronik viel ausführlicher und lebendiger als bei Widukind. Sieht man aber näher zu, so macht man die Entdeckung, daß ganze Partieen der Darstellung wörtlich aus Caesar entlehnt sind, und zwar sind das gerade die Partieen, die bei Widukind fehlen."

Sollte dem Widukind im 10 Jh. der Cäsar noch nicht vorgelegen haben in der so reichlich mit antiken Werken ausgestatteten Bibliothek des 9. Jh. [s. OTTE]? BACKHAUS schließt daraus, dass nur FALKE den alten Widukindtext für sein *Chronicon* mit Cäsartexten angereichert haben kann.

Das Thema ist schier unerschöpflich; so sollen nur noch zwei Namen wichtiger Fälscher genannt sein: HARENBERG und LETZNER, um abschließend mit JOHLEN [139] festzustellen:

> „Man verfolgte – nicht zuletzt auch mit dem Wirken der sogenannten Corveyer „Lügenhistoriker", die durch umfangreiche Geschichtsfälschungen die Tradition der Corveyer Institution betonen sollten – das Ziel, die geschichtliche Bedeutung Corveys zu glorifizieren, um seine eigene Position zu stärken."

So dürfte es gewesen sein mit der Geschichtsschreibung zu Corvey. Leider wird diese schlechte Tradition offensichtlich bis heute gepflegt!

Resümee 1: Armes Corvey

Lesen wir dazu noch einmal kurz aus der Geschichte des Klosters Corvey, wie sie beispielsweise ganz liebevoll – von Studenten der Uni Paderborn – im Internet dargestellt ist [http: groups, S. 5]:

> „Die Geschichte Corveys hängt zusammen mit der kulturellen Entwicklung Europas im frühen Mittelalter. Der Bau der 844 geweihten Klosterkirche – einer schmalen dreischiffigen Basilika mit Querschiff und Umgangsapsis – wurde um 830 begonnen. Die Bedeutung Corveys in dieser Zeit bezeugen die Hauptpatrozinien St. Stephanus und St. Vitus. Die ersten 400 Jahre der Geschichte des Klosters waren geprägt durch eine wirtschaftliche und kulturelle Blüte. Das Kloster besaß unter anderem eine Bibliothek mit herausragenden Objekten der Buch- und Schreibkunst, in der kostbare Schriften aus der Antike aufbewahrt wurden. Ab dem 10. Jahrhundert löste sich Corvey von der westfränkischen Kultur, womit der unaufhaltsame Niedergang begann. Der letzte bedeutende Abt des ausgehenden [?] Mittelalters war Wibald von Stablo (1146–1158)."

Jeder einzelne Satz ist – wie dargelegt – unzutreffend (wie bei den anderen Internetjubelauftritten s.o.). Man darf sich über die Naivität dieser Studenten wundern. Auf ähnlich hohem wissenschaftlichem Niveau wie diese Studenten bewegen sich CLAUSSEN, SKRIVER, LOBBEDEY u. a., wenn sie mithilfe der zitierten schriftlichen Quellen meinen, ihren Odysseus mit Gewalt christianisieren zu müssen, um damit das erste und letzte *karolingische Westwerk* als Weltkulturerbe zu installieren.

Man könnte nun milde den Corveyer Hauptfälscher Wibald als fürsorglichen Mann sehen, der versuchte – *cosi fan tutte* – seine Klöster (und er liebte Klöster [s. Jakobi, 281-288]) heil durch die besonders schwierigen nachkonkordatlichen Zeiten, also ab 1122 zu steuern. Das kann aber heute kein Grund dafür sein, ihm und seinen infizierten Nachfolgern als Wissenschaftler naiv auf den Leim zu gehen.

Daher: armes Corvey! *Selbst Dein Name ist erfälscht, und kein Mönch kam je im 9. Jh. von Corbie zu Dir! Kein Ansgar, kein Radbertus, kein Adelhard oder sonstwer war je in Deinen Mauern zu Gast oder hat von hier aus Norddeutschland, Rügen oder gar Skandinavien missioniert! Kein Karl der noch so Große oder Lothar I. hat im 9. Jh. Rügen für Dich erobert. Im frühen Mittelalter zierte Dich keine Bibliothek mit antiken Werken, brachte keine Klosterschule Schüler hervor, fertigte kein Skriptorium Urkunden und Annalen aus, wurden Dir keine Reliquien von Saint-Denis überbracht – denn diese Zeit existierte nicht, und Deine (längst abgerissene) Basilika dürfte frühestens im 10. Jh. und keinesfalls 844 errichtet worden sein. Und Dein aufregendes sog. karolingisches Westwerk ist ein verschandelter römischer Bau, mit schlecht konservierten und geschützten, verblassenden Fresken.*

Wissenschaftlich-nüchtern betrachtet spricht also nichts für Deine Existenz im Frühmittelalter. Du hättest bessere Wissenschaftler verdient, denn Du bist ein ganz heller Stern am Himmel der abendländischen Baukunst.

Aber das Westwerk soll vermutlich deshalb um jeden Preis frühmittelalterlich glänzen, weil es die einzige und damit auch letzte karolingische Westwerk-Trutzburg ist, zu der sie von EFFMANN & Co *vor rund hundert Jahren verklärt wurde. Die heutigen AutorInnen stehen damit in der wenig ruhmreichen Tradition national berauschter Trutzwestwerkforscher wie* NORDHOFF, EFFMANN, FUCHS *u.a. [s. Anwander 2007a] und bilden hoffentlich den überfälligen Abschluss dieser unguten Serie. Und Corvey ist offiziell neben Aachen das einzig verbliebene nahezu ganz erhaltene Bauwerk der Karolingerepoche überhaupt und das auch noch angesichts der Tatsache, dass Aachen längst wankt* [s. Illig ab 1992; Hoffmann lt. Illig/Niemitz 2004].

Würde die Datierung des Oktogons zu Aachen für 800 auch offiziell fallen, dann wäre Corvey die allerletzte Zufluchtstätte für die von Zweiflern bedrängten Freunde karolingischer Baukunst. Würde dieses Corvey dann

auch noch verschwinden, dann blieben nur noch die Gräber, Grüfte und Krypten, in denen Franken und Karolinger nach der spöttischen Vermutung eines Journalisten angesichts der großen Frankenausstellung von 1996 einst ausschließlich hausten [http://www.mantis-verlag. de/c.html]. *Das alles hat Corvey nicht verdient, denn*

Resümee 2: Reiches Corvey

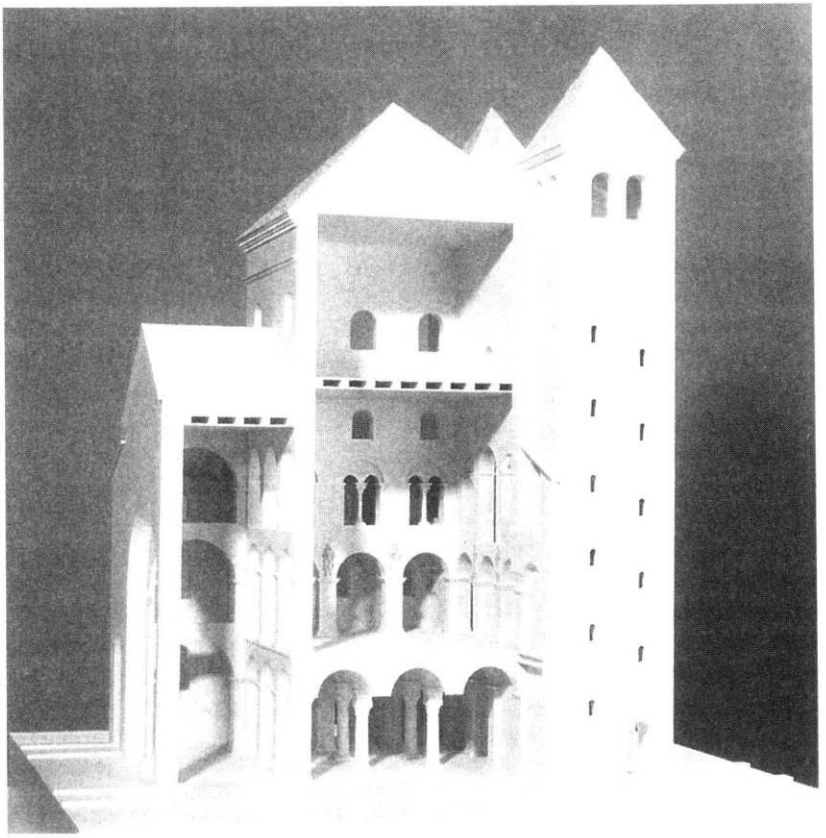
Es gibt Hoffnung für Corvey – und den Machern des Regionalmarketingkonzeptes von Höxter und Corvey kann man nur empfehlen, baldigst das ***römische Corvey*** zu propagieren, das obendrein wesentlich bedeutsamer und zugkräftiger wäre als das zweifelhafte karolingische. Wo sonst nördlich der Alpen und weit jenseits von Limes und Rhein gibt es römische Gebäude- und Freskenreste? Als angenehmer Nebeneffekt muss die spätantik-römisch-germanische Geschichte im norddeutschen Raum neu geschrieben werden; Autoren der *Zeitensprünge* und andere sind schon seit längerer Zeit an der Arbeit.

Als weiterer Aspekt sei kurz angedeutet: Wenn Corveys Westbau römischen Ursprungs ist – wovon wir ausgehen – dann eröffnet dieser Befund neue Perspektiven für die Entwicklungsgeschichte abendländischen Kirchenbaues. Dann besteht ein wesentlich engerer Einfluss römischer Baukunst auf Anfänge und Ausprägungen ottonisch-romanischer Architektur, als bisher angenommen werden konnte. Corvey als repräsentativer Römerbau dürfte dank seiner Qualität und handwerklichen Solidität ein Schlüsselbauwerk, insbesondere für die niederdeutsche Romanik gewesen sein!

Unter diesem neuen Aspekt würden auch die lächerlich wirkenden Begriffe der alten Westwerkdebatte wie *Degenerationsentwicklung* und/oder *reduziertes Vollwestwerk* einen Rest von Sinn erhalten, da das Ursprungs-Westwerk ein Relikt aus einer anderen, hochentwickelten (Bau-)Kultur darstellt und nicht Produkt der fiktiven Super-Karolinger [s. Anwander 2007a].

Daher: Reiches Corvey! *Betrachtet man allein den Aufriss des Obergeschosses Deines Westbaues* (s. Abb.), *dann hat man die Gliederungselemente einer romanischen Basilika vor sich: Arkaden mit einem Biforium darüber, und dann eine Fensterreihe. Sieht man das zusammen mit Deinem interessanterweise seit altersher als „Krypta" bezeichneten Raum* [Dehio, 244], *also Deinem vormaligen Quadrifrons, tatsächlich als eine solche, dann darfst Du als fast perfektes Vorbild einer romanischen Basilika gelten. Und damit bist Du eines der wichtigen Vor-Bilder für den abendländischen Kirchenbau!*

Auch der Umstand, dass Du aus einem Römerbau in ein Kloster umgewandelt wurdest, müsste die Fantasie der Zunft und aller Geschichtsinteressierten beflügeln, besonders angesichts der Phantomzeitthese, die richtigerweise die Epoche der Romanik um rund 300 Jahre näher an die Antike rückt.



Corvey: Westbau [Stiegemann/Wemhoff, II:568]

Zeitensprünge 2/2008 S. 371

Wäre das alles nicht mehr als ein Grund zum Feiern und Grund genug, um zu Recht Weltkulturerbe zu heißen? (Wir begrüßen den Antrag für die UNESCO!) Aber vielleicht handelt man auch in Corvey – nach wie vor in schlechter Wibaldtradition und anderer Corveyer Lügenhistoriker stehend – lieber gemäß des Mottos:

mundus vult decipi, ergo decipiatur!

Die Welt will betrogen sein, darum sei sie betrogen! Vergessen wir daher alles was wir hier über Corvey ermittelt haben – der leichtgläubige Bildungsbürger Europas wird weiter die altvertrauten Corveyer Geschichten abkaufen, das letzte Karolingerbauwerk besuchen, bestaunen und dabei reichlich Euros zurücklassen!

Literatur

Anwander, Gerhard (2000): Von Klöstern, Karolingern und Konkordat: in *Zeitensprünge* 12 (4) 680-709

- (2007a): Wo ein Wille ist, ist auch ein Westwerk! Ein Kernbauwerk der Karolingerzeit erweist sich als Hirngespinst: in *Zeitensprünge* 19 (1) 185-212
- (2007b): Auf den Spuren der *Germania* und anderer Fälschungen: in *Zeitensprünge* 19 (2) 413-442

Backhaus, Johannes (1906): Die Corveyer Geschichtsfälschungen des 17. und 18. Jahrhunderts: in *Philippi*, 1-47

Böhmer, J.F. (1966): *Regesta Imperii. I. Die Regesten des Kaiserreichs unter den Karolingern 751-918;* Hildesheim

Claussen, Hilde (1996): Zum Abtshaus des Wibald von Stablo im Kloster Corvey: in Hans Rudolf Sennhauser (Hg., 1996): *Wohn- und Wirtschaftsbauten frühmittelalterlicher Klöster:* Zürich, 27-31

- (1999): Wandmalerei mit Odysseus und Skylla: in *Stiegemann/Wemhoff*, 583-585

Claussen, Hilde / Staubach, Nikolaus (1994): Odysseus und Herakles in der karolingischen Kunst: in *Festschrift für Karl Hauck zum 75. Geburtstag* (Hg. Keller/Staubach): Berlin, 83-105

CS = Claussen, Hilde / Skriver, Anna (2007): *Die Klosterkirche Corvey. Band 2: Wandmalerei und Stuck aus karolingischer Zeit.* Denkmalpflege und Forschung, Bd. 43,2: Mainz

Dehio, Georg (1969): *Handbücher der Deutschen Kunstdenkmäler Nordrhein-Westfalen. II. Westfalen:* München · Berlin

Effmann, Wilhelm (1929): *Die Kirche der Abtei Corvey.* Hrsg. von Alois Fuchs; Paderborn

Fälschungen = *Fälschungen im Mittelalter. Internationaler Kongreß der Monumenta Germaniae Historica, München, 16. - 19. September 1986* (1988): Hannover

Faußner, Hans Constantin (1988): Zu den Fälschungen Wibalds von Stablo aus rechtshistorischer Sicht: in *Fälschungen* III:143-200

- (2003): *Wibald von Stablo. Band I, 3. Die Urkunden für Empfänger in Frankreich, Burgund und im Deutschen Reich;* Hildesheim
- (2008): *Wibald von Stablo. Band II, 2.* (Im Druck): Hildesheim

Franz, Dietmar (2008): *Rätsel um Potsdams Ersterwähnung: Urkundenfälschungen auf Otto III.*; Gräfelfing
groups = http.groups.uni-paderborn.de/stroeter-bender/medien/ download/CorveyBuchNRW.pdf
Heinsohn, Gunnar (2001): Maurer der Kaiser und Kaiser der Maurer. Eine Glosse zum karolingischen Ingelheim; in *Zeitensprünge* 13 (3) 463-466
Illig, Heribert (1993): Das Ende des Hl. Benedikt? Der andere „Vater des Abendlandes" wird auch fiktiv; in *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 5 (2) 023-028
- (1996): *Das erfundene Mittelalter;* Düsseldorf, spätere Auflagen in München
- (1997): 'Karolingische' Torhallen und das Christentum; in *Zeitensprünge* 9 (2) 239-259
- (1998): Römisches Corvey. Heribert Klabes' These; in *Zeitenspr.* 10 (3) 492-496
- (1999): Paderborns prachtvolle Phantomzeit. Ein Rundgang durch die Karolinger-Ausstellungen; in *Zeitensprünge* 11 (3) 403-438
- (2007): Arbeitsentlastung für Wibald. Eine Wandlung der These von Hans Constantin Faußner; in *Zeitensprünge* 19 (2) 407-412
- (2008): Frauenchiemsee – noch älter !? Vom konsequenten Agilolfingisieren; in *Zeitensprünge* 20 (2) 386-414

Illig, Heribert / Lelarge, Günter (2001): Ingelheim – karolingisch oder römisch? in *Zeitensprünge* 13 (3) 467-492
Jakobi, Franz-Josef (1979): *Wibald von Stablo und Corvey 1098-1158 Benediktin. Abt in d. Frühen Stauferzeit;* Münster
Janssen, Johannes (1854): *Wibald von Stablo und Corvey;* Münster
Johlen, Beate (2000): *Die Auswirkungen der Gegenreformation auf den Sakralbau des 17. Jahrhunderts. Reform und Tradition am Beispiel des Wiederaufbaues der ehemaligen Benediktinerabteikirche Corvey / Westfalen im Jahre 1667;* Bonn
Kehr, Paul Fridolin (1934): *Die Urkunden der Deutschen Karolinger. Erster Band. Die Urkunden Ludwigs des Deutschen, Karlmanns und Ludwigs des Jüngeren;* Berlin
- (1937): *Die Urkunden der Deutschen Karolinger. Zweiter Band. Die Urkunden Karls III.;* Berlin
- (1955): *Die Urkunden der Deutschen Karolinger. Dritter Band. Die Urkunden Arnolfs;* Berlin

Klabes, Heribert (1997): *Corvey. Eine karolingische Klostergründung an der Weser auf den Mauern einer römischen Civitas;* Höxter
Kloppenburg, Franz (2007): Das Westwerk von Corvey - ein Problem ohne Ende? in *Zeitensprünge* 19 (3) 610-616
Klosterregion = http://klosterregion.de/hoexter/corvey_t.htm
Koebler = http://koeblergerhard.de/ZRG121Internetrezensionen/FortschrittdurchFaelschungen.htm
Kölzer, Theo (2001): *Die Urkunden der Merowinger;* Hannover
Krüger, Karl, Heinrich (1988): Corveys Anspruch auf Rügen im 12. Jahrhundert; in: *Fälschungen* III:373-396; Hannover
lwl = http://lwl.org/pressemitteilungen/mitteilung.php?urlID=17622
Mann, Ludwig (1875): *Wibald, Abt von Stablo und Corvei nach seiner politischen Thätigkeit;* Halle

Matt, Peter von (2006): *Die Intrige. Theorie und Praxis der Hinterlist;* München
Monumenta = http://www.dmgh.de/ (Urkunden der MGH)
Mühlbacher, Engelbert (1956): *Die Urkunden der Karolinger. Erster Band. Die Urkunden Pippins, Karlmanns und Karls des Großen;* Berlin
Niemitz, Hans-Ulrich / Illig, Heribert (2004): Aachen: alt, ganz alt oder noch älter? Eine Neueinschätzung durch Volker Hoffmann; in *Zeitensprünge* 16 (2) 272-278
Otte, Andreas (2007): Die Annales 1-6 des Tacitus. Eine Betrachtung; in *Zeitensprünge* 19 (3) 617-621
Philippi, Friedrich (Hg. 1906): *Abhandlung über Corveyer Geschichtsschreibung. Bd. 1. Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Westfalen;* Münster
Schieffer, Theodor (1966): *Die Urkunden der Karolinger. Dritter Band. Die Urkunden Lothars I und Lothars II.;* Berlin · Zürich
Schönfeld de Reyes, Dagmar von (1999): *Westwerkprobleme. Zur Bedeutung der Westwerke in der kunsthistorischen Forschung;* Weimar
Schümer, Dirk (1992): Skylla und Skulptur. Ein karolingischer Fund im Kloster Corvey; in *FAZ*, 24. 12. 1992
Stephan-Kühn, Freya (1973): *Wibald als Abt von Stablo und Corvey und im Dienste Konrads III;* Köln
Stiegemann, Christoph / Wemhoff, Matthias (Hg., 1999): *799 - Kunst und Kultur der Karolingerzeit. Karl der Große und Papst Leo III.* 3 Bände; Mainz.
Süßmann, Gustav (1986): *Die Kaiserurkunden Karls des Großen vom 1. 12. 811 und 9. 5. 813, echt oder falsch?* Staufenberg
S/W s. Stiegemann/Wemhoff
tah = http://tah.de/lokales/lokal_reportagen/319038.html
Wiesemeyer, Helmut (1962): Die Gründung der Abtei Corvey im Lichte der Translatio Sancti Viti; in *Westfälische Zeitschrift* (112) 245-274, Münster

Gerhard Anwander, 87757 Kirchheim i. Schw., Dorfstr. 5
Anwander-PSE@t-online.de

Der Fall Corbie-Corvey oder
Phantomzeitliches Blühen dank Wibald ?

Gerhard Anwander

Das später so genannte Kloster Corvey bei Höxter (s. S. 352) befand sich unter Abt Adalbert von Bayern (1138–1144) in Nöten, dank seines rabiaten Erbvogtes namens Siegfried IV., Graf von Boyneburg [Faußner 2008, 584],

> „da der Klosterherr, *Erbvogt Siegfried*, seinen Todfeind in Abt Adelbert sah, der wohl gegen seinen entschiedenen Willen Abt geworden war, und sich wie ein Berserker gebärdete. So drohte er nach dem Tode Adelberts dem Konvent, sollte dieser nicht seinen Bruder Heinrich zum Nachfolger wählen, daß er den in der Kirche aufgebahrten Leichnam vor ihnen allen aus dieser hinauswerfen lasse. Und diese Drohung mußte der Konvent bitterernst nehmen."

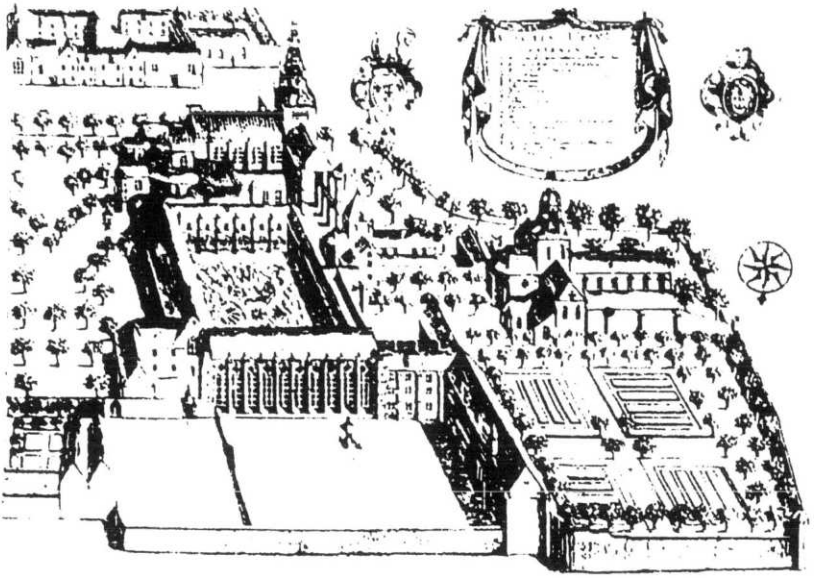
Derartiges ward ausgesprochen, obwohl Adalbert nicht irgendwer war, sondern ein Halbbruder des Welfen Heinrichs des Stolzen, Herzog von Sachsen und Bayern (und Vater Heinrichs des Löwen). Um sich dieses rüden Erbvogtes zu erwehren, konsultierte Adalbert einen – wie man heute sagen würde – bekannten Unternehmensberater namens Wibald von Stablo. Dieser studierte den Fall, FAUSSNER [2008, 584 f.] berichtet von den Ergebnissen:

> „Nachdem es zur Frühgeschichte des Klosters keinerlei [!] Quellen gab, kam Wibald der kühne Gedanke, historisch aufzuzeigen, daß dieser Wüterich sich völlig unberechtigt als Erbvogt des Klosters aufspielt, da das Kloster in Wirklichkeit eine königliche Tochterstiftung des hochangesehenen karolingischen Königsklosters *Corbie an der Somme* ist, gegründet von dessen beiden großen Äbten aus dem Karolingerhaus *Adalhard d. Ä. (780-826)* und seinem Bruder *Wala (826-836).*"

Betrachten wir daher die Frühgeschichte dieses sog. Mutterklosters näher, um zu prüfen, ob sich Wibald wenigstens hier auf historisch gesicherte Substanz stützte; wir zitieren aus *Wikipedia 2008:*

> „Corbie ist ein ehemaliges Kloster in Frankreich im Tal der Somme. Zwischen 657 und 661 wurde es von der merowingischen Königin Balthild gegründet und mit knapp 22.000 ha Land reich ausgestattet."

Interessant sind daran zwei Dinge: zum einen die enorme Ausstattung mit Ländereien von 22.000 Hektar. Selbst heute wären viele Bauern froh, wenn sie über 22 ha verfügen würden, so dass man sagen könnte, dass Corbie – zumindest laut Quellenlage – damals mit Ländereien von etwa 1.000 Landwirten heutiger mittlerer Größe als Gründungsgabe ausgestattet war. Geht



Original- und Idealporträt Wibalds [Bastin]
Plan der Abtei Corbie bei Amiens [Michelin, 149]

man davon aus, dass bei den damaligen Verhältnissen ein 22-ha-Hof nur einen Menschen zusätzlich mit Nahrungsmitteln versorgen konnte, wäre eine stattliche Klosterbesatzung von 1.000 Menschen vorstellbar.

Der zweite auffällige Befund ist der, dass eine Königin, also eine Frau als Stifterin auftritt, wie die Urkunde vermerkt, die eigentlich nicht die eigentliche sein kann, denn für den Zeitraum von 657–661 heißt es nur: „Chlothar III. schenkt dem von seiner Mutter Balthild gegründeten Kloster Corbie genannten Besitz und verleiht ihm die Immunität" [Kölzer, Nr. 86].

Es handelt sich also hier um die Gründungsurkunde von Corbie, denn auch bei *Wikipedia* wird nur dieser Gründungszeitraum 657–661 genannt. Bathild oder Balthild konnte selbst keine Königsurkunde ausstellen, denn sie war nur die Gemahlin Chlothars II. Wann und wie sie das Kloster vorher gegründet hat, ist nicht dokumentiert.

Ihr Lebenslauf erinnert an (Wibald-)Legenden: Sie kam als mittel- und besitzlose Sklavin angelsächsischer Herkunft oder (!) als angelsächsische Fürstentochter an den neustroburgundischen Hof, wo sie Chlothar II. von ihren Tugenden überzeugen konnte, so dass dieser sie heiratete. 651 gebar sie ihm Chlothar III. Dieser wurde nach dem Tod Chlothars II. 656

> „König unter Regentschaft seiner Mutter Balthild und des 657 eingesetzten Hausmeiers Ebroin – ein Mann, der nach Aussage der Quellen nicht aus den höchsten Kreisen stammte" [Völkerw.].

Clothar III. wäre also im besagten Urkundenausstellungszeitraum gerade 6 bis 8 Jahre alt gewesen und deshalb sicher noch nicht rechtsfähig. Bathildis war nur Königinmutter und womöglich niederer Abkunft, und Hausmeier Ebroin stammte nicht aus höchsten Kreisen! Somit hat bzw. hätte ein Trio zweifelhafter Reputation für die Gründung und reichliche Grundbesitzausstattung Corbies gesorgt! Fast zwei Dutzend Mal wurde die schon lange Zeit umstrittene Urkunde kopiert und gedruckt [vgl. Kölzer, 221 f.]; sie gilt heute bei FAUSSNER ebenso gefälscht wie beim Herausgeber der (Merowinger-)Urkunden KÖLZER.

Damit landen wir bei altbekannten Befunden: die Gründung bzw. Schenkung durch eine ebenso fiktive, wie fromme und großzügige Dame sollte das Dotationsgut des Klosters nach 1122 – dem Wormser Konkordat – vor Vogtzugriff schützen; zudem weist die Bestätigung durch Chlothar III. das Kloster als Königskloster aus.

Man darf sich – nebenbei bemerkt – über *Wikipedia* wundern, die von der Echtheit der Urkunde ausgeht. Schließlich ist KÖLZER ein renommierter Mann der Zunft, er ist *der* Merowingerspezialist und hat seinen Befund 2001 veröffentlicht. Vermutlich legten sich die Verantwortlichen die alte Ausrede zurecht, dass doch ein wahrer Kern in der Sache stecke, wie angeblich bei allen Lügen/Legenden; deshalb müsse man nicht gleich die grandiose

Geschichte samt des stattlichen Alters dieses Klosters bezweifeln. Wir erlauben uns aber zu folgern: Bei gefälschter *Gründungsurkunde* ist auch die Gründung zum postulierten Zeitpunkt nicht erfolgt; es sei denn, dass archäologische und sonstige Befunde dem Kloster dieses Alter bestätigen würden.

Bevor wir diese Frage nach materiellen Resten prüfen, gilt es noch einen Blick auf weitere Daten und Urkunden zu werfen, die selbstverständlich in einem trüben Licht erscheinen, denn FAUSSNER [2003, 22 f.] hat sie alle längst unter die Wibald-Fälschungen eingereiht. Wibalds Datenbasis für ein merowingisches Corbie scheint nicht sehr solide; es besteht der Verdacht, dass er sie selbst erst erschaffen musste.

657: Zu dieser Zeit werden in der nicht gegründeten Abtei zwei Kirchen gebaut: St. Pierrre und St. Etienne [Grenier, 21 f.].

661 (?): Der zehnjährige Chlothar III. befreit das fiktive Corbie von Zöllen und Wegegeldern. KÖLZER [Nr. 96] hält wunderlicherweise diese Urkunde für echt (oder noch nicht für gefälscht); KRUSCH hielt sie ursprünglich für gefälscht, lenkte aber ein [ebd., 247]. FAUSSNER ist da konsequent: alles Wibald!

Die Urkundenreihe mit ihren durchsichtigen Inhalten und Absichten setzt sich um **700** fort mit einer *Ganzfälschung* [ebd., 289 f.]:

> „Theuderich III. bestätigt den Mönchen von Corbie nach dem Tod des vom Vorgänger eingesetzten Abts Chrodegarius die Wahl des Erembert" [ebd., Nr. 113].

Bei der nächsten Urkunde ist sich wiederum die Zunft außer FAUSSNER einig: alles echt und über jeden Zweifel erhaben [ebd., 424].

> „Chilperich II. bestätigt [716] dem Kloster Corbie Urkunden Chlothars III. und Childerichs II. bezüglich der Zolleinkünfte in Fos und einer Tractoria für die klösterlichen missi." [ebd., Nr. 171]

Und so weiter und so fort: **769** bestätigt Karl der Große dem Kloster die Immunität [Mühlbacher, Nr. 57]. **815** bestätigt Ludwig der Fromme die Immunitätsbestätigung Karls des Großen [Böhmer, Nr. 571]. Einige Zeit später gewährt er Schutz, Trutz und Gütertausch [ebd., Nr. 820]. Außerdem:

> „881 wurde die Abtei Corbie von den Wikingern zerstört, aber wieder aufgebaut; sie erfreute sich weiter königlicher Privilegierung, erreichte jedoch nicht mehr eine so große politische und kulturelle Bedeutung wie in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts." [wiki ↪ Corbie]

Dieser letztgenannte Befund müsste jeden Archäologen reizen, bräuchte er doch nur den Spaten anzusetzen, um bald auf die angekokelten Reste zweier merowingischer Kirchen und eines ganzen Klosterkomplexes zu stoßen, der seinerzeit *große politische und kulturelle Bedeutung* hatte. Gut 200 Jahre hatte das Kloster Zeit, auf der ökonomischen Grundlage von mindestens 1.000 Bauernhöfen Grandioses aufzubauen. Eine merowingisch-karolingi-

sche Ausgrabungssensation würde die nächste jagen, doch scheint sich noch niemand dieser Entdeckerfreude hingegeben zu haben, denn von derartigen Bemühungen oder gar Relikten ist in der uns erreichbaren Literatur nicht die Rede.

Den uns vorliegenden Werken [Héliot; Grenier] ist keinerlei Hinweis darauf zu entnehmen, auch nicht entsprechenden Kunstführern. Dort ist nur von *schriftlichen Fakten* die Rede. Und die heute dort anzutreffende Kathedrale mutet gotisch an, ist aber im nachgotischen Stil zwischen 1500 und 1800 errichtet und im 19. Jh. auf die Hälfte gekürzt worden. (Auf der geräumten Hälfte ließe sich trefflich graben; siehe z.B. Saint-Germain d'Auxerre!)

Für 1052 werden Renovierungsarbeiten vermeldet [Héliot, 19]; vermutlich ist ein erster Bau im 10. Jh. entstanden. Im Museum von Amiens finden sich als alte (älteste?) Reste aus dem Kloster einige romanische Kapitelle.

Wir dürfen also festhalten: Ein Mutterkloster von Corvey namens Corbie hat es im 7., 8 oder 9. Jh. allem Anschein nach nicht gegeben: Die Urkunden sind gefälscht, materielle Reste nicht vorhanden. Die heutige Städtepartnerschaft Höxter-Corbie kann sich nicht mehr auf die Verbindungen der Merowingerzeit berufen.

FAUSSNER macht für diese Erfindungen Wibald verantwortlich; der hat nicht nur Corvey aus Corbie heraus entstehen lassen, sondern er musste auch noch das merowingische Corbie erschaffen. Zunächst ist nicht zu klären, ob er als Hilfe gegen den rabiaten Boyneburg alles in einem Aufwasch erfand, oder ob er Corbie schon früher bei anderer Gelegenheit in ein merowingisches Königskloster *verwandelte,* das – als Stiftung einer Frau und erlauchten Herrschern samt Großkarl – mit zahlreichen Privilegien ausgestattet wurde. Hier war alles 'wasserdicht': Kein subalterner Adeliger konnte in Corbie oder Corvey dazwischenregieren und Ressourcen aus dem Kloster pressen; Graf Boyneburg hatte offensichtlich das Nachsehen.

Wibald hatte bei seiner 'Beratertätigkeit' offensichtlich auch noch die brillante Idee, das von ihm erfundene Merowingerkloster Corbie dem Kloster zu Huxori/Höxter (wie holprig das klingt!) den heute verwendeten, für uns poetisch-exotisch anmutenden Namen schenken zu lassen; aus *Corbeia nova* wurde *Neu-Corbie, Korvei, Corvei* und Corvey!

Wie es bei Wibald immer so ist, wird die Geschichte nicht nur in einigen Urkunden entfaltet, sondern breit angelegt, mit allerlei 'Gschichterln' vernetzt, rundum plausibilisiert und verlebendigt.

So lässt er beispielsweise in seiner *Vita Sancti Ansgari* einen Jungen namens Ansgar in Corbie aufwachsen, der dann, von Visionen getrieben, über Corvey gehend und dort eine Schule gründend eine segensreiche Missionstätigkeit in Norddeutschland und den skandinavischen Ländern verrichtet, zu Ruhm und Ehre von Corbie und Corvey!

Leider brachte er es nur bis zum *Sumpfbischof* von Hamburg und Bremen und das deshalb, weil seine Wirkungsstätten zu damaliger Zeit noch Sumpf oder Ödland waren. Alle archäologischen Bemühungen haben an diesen und ähnlich gelagerten Fällen und Orten kaum Spuren zutage gebracht, obwohl Ansgar in Bremen sogar eine Steinkirche bauen ließ, während in Hamburg die Wikinger netterweise die hölzerne Basilika abfackelten und auf diese Weise Überreste konservierten. Dennoch haben die Archäologen bislang keinen Erfolg! Das frustriert einerseits geschichtsbewusste Lokalpolitiker, andererseits werden dadurch die wenigen Arbeitsplätze in der Archäologie gesichert, muss man doch an immer neuen Orten versuchen, jene Reste endlich zu finden, die uns die *heiligen* Urkunden verheißen. Man könnte fast Mitleid mit Hamburg haben, das fast verzweifelt die Reste seiner Hammaburg gesucht hat (s. auch S. 421 f.), von Münster und seinem *Sumpfbischof* Liudger gar nicht zu reden! [Thiel 2005; Illig 2007a]

Die Hoffnung stirbt zuletzt. Bis dahin können die Klöster Corbie und Corvey offiziell weiter mit frühem Ruhm glänzen, wovon alle etwas zu haben scheinen: Corbie und Corvey brüsten sich der Merowinger, Karolinger und ihrer großen adeligen Männer und Frauen samt Bibliotheken, Skriptorien und neuer Schrifttypen (karolingische Minuskel). Die Hamburger dürfen weiterhin optimistisch buddeln, und Skandinavien darf sich freuen, schon sehr früh *zivilisiert* bzw. christianisiert worden zu sein, wenn auch mit Widerständen. Somit wäre alles in schönster Ordnung; nur die Wahrheit bleibt auf der Strecke. Wir wollen ihr hiermit wieder aufgeholfen haben, damit sie ein Stück weiter vorwärtstaumeln kann.

So könnte man das Kapitel hier analog zu anderen Fälschungsgeschichten abschließen. Aber es gilt noch über einen interessanten Verdacht zu berichten. Denn Wibald ließ sich neben Ansgar noch andere edle Männer für Corbie einfallen, wie die mit Karl dem Großen verwandten Äbte Adalhard (780–826), Wala (826–836) und – vielleicht auch Paschasius Radbertus? Wir berichten vorsichtig über einen Verdacht, der sich aufdrängt.

Corbie ein Fälschernest der Extraklasse und wieder Wibald ?

Mit Corbie und diesem Abt hat es eine besondere Bewandtnis, wie aus der Zunft verlautet [wiki ADB ↪ Radbertus]:

„Radbertus: (Paschasius) R., Abt von Corbie. R. wurde, wir wissen nicht in welchem Jahre, etwa gegen Ende des 8. Jahrhunderts geboren. Unbekannt ist auch der Ort seiner Geburt, die seiner Mutter das Leben kostete. Von den Benedictinerinnen [!] bei der Kirche der hl. Maria zu Soissons, wo wir also vielleicht seine Heimath zu suchen haben, wurde der verwaiste Knabe aufgezogen und dem Mönchsstande früh geweiht. In das Kloster

> Corbie unter dem Abte Adalhard, dem Vetter Karl's des Großen, trat er ein und erwarb unter diesem, einem Freunde Alkuin's als seinem Lehrer eine sehr ausgedehnte classische Bildung. Mit Cicero, Horaz, Terenz, Vergil und den christlichen Dichtern wurde er wohlvertraut, aber die edle Einfalt der Alten blieb ihm fremd, wenn er auch viel Werth auf die Form legte, er liebte einen dunkeln, weitschweifigen und überladenen Stil."

Es ist hier nicht nur von Benediktinern [vgl. ILLIG 1993], die Rede, sondern gar schon von Benediktinerinnen, die ja von der Schwester des – fiktiven – Benedikt von Nursia mit dem treffenden Namen *Scholastika* gegründet worden sein sollen. Immerhin erwähnt auch schon *Wikipedia:* „einige Forscher gehen aufgrund des Fehlens zeitgenössischer Nachrichten sogar davon aus, dass es Benedikt niemals gegeben habe." (Hat etwa Wibald die Benedikt-von-Nursia-Geschichte während seiner kurzen Amtszeit im Kloster Cassino verfasst, um seine für frühe Zeiten erfundenen Klöster beleben zu können?)

Liebhabern Wibalds von Stablo dürften die Stilcharakteristika des Radbertus vertraut sein: dunkel, weitschweifig, überladen und durchsetzt mit „classischer Bildung"; das war auch Wibalds Stil.

> „Nach neuesten Forschungsergebnissen des Mediävisten Klaus Zechiel-Eckes war Paschasius Radbertus außerdem Verfasser der Pseudoisidorischen Dekretalen, eine Fälschung, die der Historiker Johannes Haller als den »größten Betrug der Weltgeschichte« bezeichnet hat" [wiki ↪ Corbie].

Der Verdacht trifft Radbertus, weil er offensichtlich u.a. Handschriften aus Corbie als einige seiner zahlreichen Vorlagen verwendete; Klaus ZECHIE-ECKES gelang die

> „Entdeckung der nach einhelliger Ansicht früher zur Bibliothek des Klosters Corbie am Nordufer der Somme unweit des Reimser Suffraganbistums Amiens gehörigen Handschriften Sankt Petersburg, Russische Nationalbibliothek lat. F. v. I. 11 (Cassiodor, Historia tripartita, geschrieben zwischen 814 und 821) und Paris, Bibliothèque nationale lat. 11611 (Akten von Chalcedon in der Bearbeitung des Rusticus, erstes Viertel neuntes Jahrhundert) als unmittelbare Arbeitshandschriften, auf die Pseudoisidor zugegriffen hat, um seinem Fälschungskomplex Exzerpte einzuverleiben" [Koebler].

Bei FAUSSNER [2006, 208 f.] sind nur die Bild-Handschriften der russischen Nationalbibliothek *lat. F. v. I. 8* und *lat. Q.v.I.13, 14* und *21* als Fälschungen des Wibald für Corbie aufgeführt (statt *Paris, Bibliothèque nationale lat. 11611* die Handschriften mit den Endnummern *lat. 13170, 12050, 12051, 11627* u.a.). Aber es darf vermutet werden, dass noch weitere Handschriften aus dem Besitz des russischen Gesandtschaftssekretärs Dubrowski aus Corbie und damit von Wibald aus dem 12. Jh. stammen, ebensolche wie die der Nationalbibliothek in Paris.

Wibald gerät also über das von ihm (mit-)konzipierte frühmittelalterliche Corbie in den Dunstkreis der größten Fälschung des Mittelalters bzw. der Weltgeschichte, wenn er nicht gar mittendrin steckt! In Corbie lagerten eben Bild-Handschriften, die ihm FAUSSNER zuschreibt, zusammen mit Vorlagen für Pseudoisidorische Dekretale, die Radbertus verwendete. Und es ist schwer vorstellbar, dass dieser Radbertus keine Wibald-Erfindung sein soll, wenn die illustre Reihe der Vorläufer-Äbte auch von ihm stammt.

Und könnte man einem Atelier, das laut FAUSSNER 6.000 Königsurkunden erzeugen konnte, nicht auch zutrauen, über Fertigungskapazitäten für zumindest einen Teil der 10.000 Pseudoisidorien-Dokumente verfügt zu haben, wobei man sich Wibald auch nur als Berater vorstellen könnte, der sein Fälschungswissen bedrängten Klöstern zur Verfügung stellte? Zukünftige Forschungen werden das hoffentlich klären. Wir halten zumindest die Spur Corvey-Corbie-Pseudoisidor für eine heiße, die in Richtung Wibald zeigt. Welcher Detektiv wird ihr folgen?

Wibald, Corbie-Corvey und überhaupt...

Wibald überrascht also immer wieder, auch wenn man sich an ihm vorbeidrücken will, um das Wibald-Syndrom klein zu halten! So fragen sich die Skeptiker unter den ZEITENSPRINGERN samt Verfasser immer wieder [vgl. u. a. Illig 2007b]: Kann das Wibald wirklich alles geschaffen, bzw. veranlasst haben, auch wenn er über ein großes Atelier, ein brillantes Talent sowie über Macht, Einfluss und Überblick verfügte? Nein sagt man sich und stolpert prompt in die oben geschilderten Zusammenhänge hinein. Wibald-Fälschungen scheinen das 12. Jh. zu durchziehen, wie die Mykhorrizza den Waldboden. Weiter stolpert man über den Autor Helmut WIESEMEYER, der sich ausführlich mit den Verbindungen Corbie-Corvey befasste, und vernimmt neuerlich Staunenswertes über den großen Wibald. Denn WIESEMEYER, der keinerlei Fälschungsverdacht gegen irgendwen hegt, legt die geistigen Befruchtungen dar, die von Corbie nach Corvey und zurück liefen, von Ansgar bis u.a. zu Widukind, und bestätigt – ungewollt – Verdachtsmomente gegen Wibald:

> „Im Werke *Widukinds*, des bedeutendsten Geschichtsschreibers, den die mittelalterliche Corveyer Klosterschule aufzuweisen hat, wird jedoch noch einmal die besondere ***Verwurzelung Corveys in älteren geistigen Schichten***, d.h. im karolingischen und Alt-Corbier Überlieferungsbereich, deutlich" [Wiesemeyer, 278; Hvhg. im Original gesperrt].

So hätten Autoren überraschenderweise festgestellt [ebd., 278 f.],

> „daß Widukind in seiner Reichsvolk-Theorie, in der Rechtfertigung des Dynastie-Wechsels, im Problem der *translatio imperii*, in der fränkischen und sächsischen Abstammmungstheorie, also in vielen Einzelheiten der

Schemata seines Geschichts- und Staatsdenkens, als Geistesverwandter Einhards, des Biographen Karls d. Großen, anzusprechen ist und daß diese Tatsache mehr voraussetzt als eine nur zufällige Einhard-Überlieferung in Corvey, nämliche eine »tiefere Wahlverwandtschaft«."

Das ist eine schöne Bestätigung der These FAUSSNERS, der die *tiefere Wahlverwandtschaft* schlicht dadurch erklärt, dass Widukind und Einhard von demselben Autor stammen, von Wibald. (Nebenbei bemerkt, sind das die Hinweise auf innere Zusammenhänge von Wibald-Fälschungsprodukten, von denen wir uns aus der Feder von FAUSSNER mehr wünschen würden!)

Etwas später im Text kommt dann WIESEMEYER auf Wibald selbst zu sprechen, der Corvey ein *letztes, glänzendes* ***Aufleuchten*** beschert habe. Sein Lieblingsschriftsteller sei Cicero gewesen; er habe in einem Brief an Manegold, wo es um Lesen und um Bildung geht, geschrieben:

„Es gibt auch eine gewisse Habgier in der Wissenschaft, mit welcher auch unsere ersten Eltern versucht wurden. [...] *Man lernt vieles, nicht* [...] *um besser, sondern um stolzer zu werden."* [ebd., 280 f.]

Diese Briefstelle Wibalds kommentiert nun WIESEMEYER wie folgt:

„Diese Worte zeigen genau jene *discretio,* die Paschasius Radbertus und der Translatio-Sancti-Viti-Autor schon an Corveys Gründer Adelhard gerühmt haben."

WIESEMEYER spürt interessanterweise – wieder FAUSSNER bestätigend – auch hier die *Verwandtschaft des Geistes*, die daher rührt, dass alles von Wibald erfunden sein dürfte. Aber nun kommt eine kühne Volte, die eine noch nicht bekannte Seite Wibalds beleuchtet:

„so zeigt uns eine Stelle aus einem auch für die Bibliothek aufschlußreichen Brief Wibalds an den ihm befreundeten Erzbischof *Hartwich* von Bremen Wibald als echten Humanisten" [ebd., 281].

In dem Brief wird geschildert, wie vergnüglich es doch sei, in Frieden, Ruhe und Muße gemeinsam Bücher und handschriftliche Papiere zu lesen, die man aus Schränken und Truhen aufstöbert. WIESEMEYER fühlt sich dabei

„in die Blütezeit des Humanismus im 15. und 16. Jahrhundert versetzt. Ähnliche Belege für derartiges humanistisches Denken und Empfinden sind im Hochmittelalter nicht gerade häufig. Während die erstgenannte Briefstelle Wibald geistig in die Nähe des Adelhard und des Paschasius Radbertus [sic!] rückt, so könnte man auf Grund der zweiten Briefstelle Wibald von Stablo und Corvey als einen der Ahnherren des Renaissance-Humanismus in Anspruch nehmen." [ebd., 281]

Geistesgigant Wibald umspannt demnach sieben Jahrhunderte mit seinem Denken und Fühlen, wobei nicht vergessen werden darf, dass er natürlich auch mit prominenten Zeitgenossen in geistigem Austausch stand wie Anselm

von Laon, Wilhelm von Champeaux (einem Freund des Bernhard von Clairvaux), Hugo von St. Victor oder Alberich von Reims.

Die Geistesverwandtschaft mit der Vergangenheit ist erklärbar, da er diese Vergangenheit zu Teilen selbst mit geschaffen/erfunden hat. Aber der *Ausreißer* in den Humanismus ist doch erstaunlich! Oder ist doch nicht alles Wibald? Hat ein Humanisten-Wibald – sagen wir mit Sitz in Corvey – die schon umfangreichen Werke des Mittelalter-Wibald aus dem 12. Jh. bereichert? Denkt man daran, dass FAUSSNER dem Wibald die Hrotsvith von Gandersheim zuschreibt, TAMERL [1999] hingegen der Caritas Pirkheimer, eingefädelt von Conrad Celtis, hätte man ein weitere Verbindung Wibald-Humanismus? Aber das ist ein weites Feld und Thema für weitere Ermittlungen. Zumindest ist der Autor – wie bereits früher geäußert [s. Anwander] – nicht der Ansicht, dass Wibald eine reine Humanismus-Schöpfung ist; dazu ist das 12. Jh. zu reichhaltig belegt und nicht nur dank der – zum Teil gefälschten – Schriftquellen, ganz abgesehen davon, dass Wibalds Abtswohnung in Corvey nachgewiesen ist [Claussen].

WIESEMEYER betont noch begrüßenswerterweise die deutsch-französischen Kulturverbindungen, die von Corbie-Corvey aus sich durchs Mittelalter bis in die Gegenwart ziehen. Abschließend folgen wir der Einschätzung dieses Autors, wenn er von Wibald sagt: „Einen so universalen Kopf wie Wibald hat Corvey und seine Klosterschule in der Folgezeit, die ein stetes Absinken des Niveaus bringt, nicht mehr aufzuweisen" [ebd., 282].

Kleines Geschenk für den Leser

Sollte der verehrte Leser inzwischen Wibald-Verehrer geworden sein, so sehen wir uns in der glücklichen Lage, ihm endlich ein *Originalporträt* präsentieren zu können, das wir nach langen, umfangreichen und kostspieligen Recherchen aufspüren konnten. Das Bildnis gibt es noch nicht bei Google-Bilder und ist ebenso *authentisch* wie Dürers Porträt Karls des Großen (s. S. 376).

Literatur

Anwander, Gerhard (2007): Auf den Spuren der *Germania* und anderer Fälschungen; in *Zeitensprünge* 19 (2) 413-442

Bastin, Joseph (1931): *Wibald, Abbé de Stavelot et Malmedy, du Mont-Cassin et de Corbie;* Verviers

Böhmer, J.F. (1966): *Regesta Imperii. I. Die Regesten des Kaiserreichs unter den Karolingern 751-918;* Hildesheim

Claussen, Hilde (1996): Zum Abtshaus des Wibald von Stablo im Kloster Corvey. In Sennhauser, Hans Rudolf: *Wohn- und Wirtschaftsbauten frühmittelalterlicher Klöster;* Zürich, 27-31

Faußner, Hans Constantin (2003): *Wibald von Stablo. I, 3. Die Urkunden für Empfänger in Frankreich, Burgund und im Deutschen Reich;* Hildesheim
- (2006): *Wibald von Stablo. II, 1. Seine illuminierten liturgischen Prachthandschriften, ihre Provenienzen und deren Kirchenpatrozinien. Ein Überblick aus rechtshistorischer Sicht;* Hildesheim
- (2008): *Wibald von Stablo.* II, 2. Hildesheim (im Druck)

Grenier, Pierre Nicolas (1910): *Histoire de la ville et du comté de Corbie des origines à 1400;* Amiens

Héliot, Pierre (1957): L'Abbaye de Corbie, ses églises et ses bâtiments; Louvain

Illig, Heribert (1993): Das Ende des Hl. Benedikt? Der andere »Vater des Abendlandes« wird auch fiktiv; in *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 5 (2) 23-28
- (2007a): Die Misere der Mittelalter-Archäologie. Hamburg – Ingolstadt – Münster; in *Zeitensprünge* 19 (1) 213-223
- (2007b): Arbeitsentlastung für Wibald. Eine Wandlung der These von Hans Constantin Faußner; in *Zeitensprünge* 19 (1) 407-412

Illig, Heribert et al. (2008): Funde aus dem Frühmittelalter; in *Zeitensprünge* 20 (2) 419-423

Koebler = http://www.koebler

MHG = http://www.dmgh.de/ (Urkunden der MGH)

Kölzer, Theo (2001): *Die Urkunden der Merowinger;* Hannover

Michelin = *Reiseführer Michelin Nordfrankreich. Umgebung von Paris* (1997); Clermont-Ferrand

Mühlbacher, Engelbert (1956): *Die Urkunden der Karolinger. Erster Band. Die Urkunden Pippins, Karlmanns und Karls des Großen;* Berlin

Tamerl, Alfred (1999): *Hrotsvith von Gandersheim: eine Entmystifizierung;* Gräfelfing

Thiel, Werner (2005): Schliemanns Fluch oder das wundersame Verschwinden des Münsteraner Bistumgründers; in *Zeitensprünge* 17 (1) 36-45 u. 17 (2) 405-419

Völkerw. = www.mittelalter-genealogie.de/_voelkerwanderung/ b/bathilde_koenigin _680/bathilde_frankenkoenigin_um_680.html; darin Bezug auf Martina Hartmann (2003): *Aufbruch ins Mittelalter. Die Zeit der Merowinger;* Darmstadt

Wiesemeyer, Helmut (1963): Corbie und die Entwicklung der Corveyer Klosterschule vom 9. bis 12. Jahrhundert; in *Westfälische Zeitschrift* (113) 245-274

Wikipedia ↪ Corbie, ↪ Radbertus

Gerhard Anwander, 87757 Kirchheim i. Schw., Dorfstr. 5
Anwander-PSE@t-online.de

Frauenchiemsee – noch älter !?
Vom konsequenten Agilolfingisieren
Heribert Illig

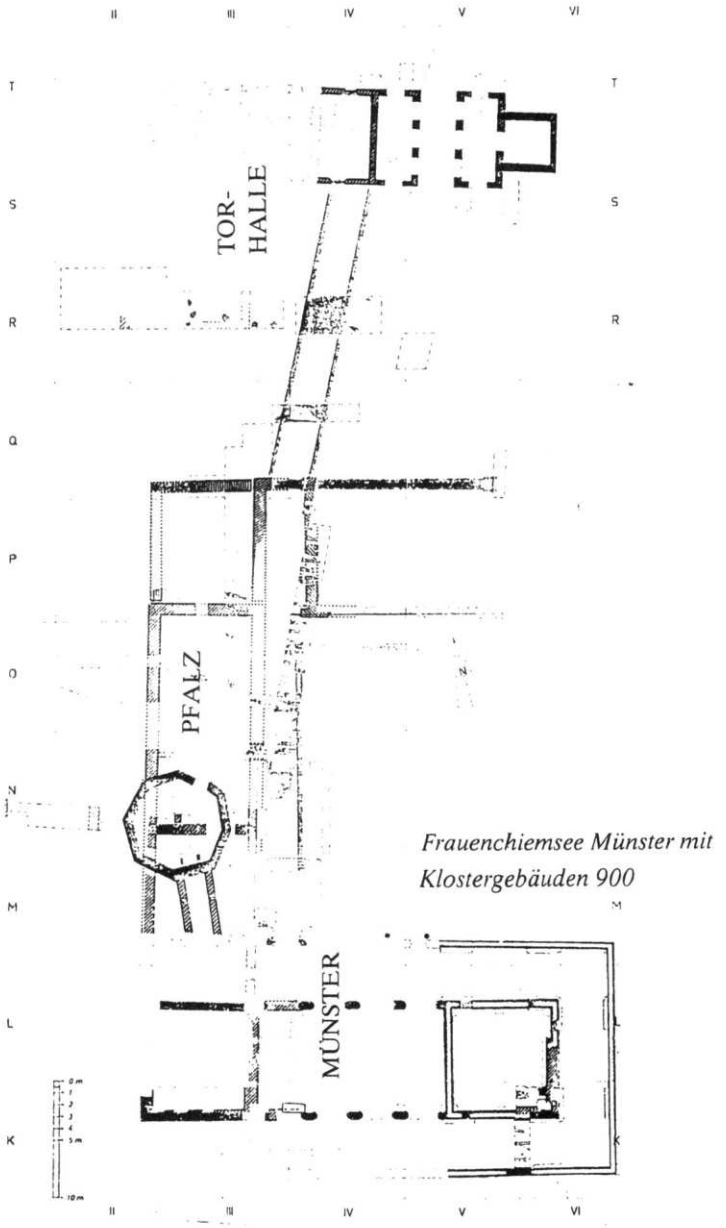
Zugeeignet Ursula und Helmut, Marion und Michael Dreßler, die mir aus ihrer Bibliothek ältere Werke über Frauenchiemsee zukommen ließen und so den Wunsch nach Aktualisierung der Thematik weckten.

Nach zwei Abhandlungen [Illig 1997; Illig/Anwander 2002] *schien das 'Problemkloster' Frauenchiemsee geklärt zu sein. Doch die grundlegende Arbeit von Hermann Dannheimer et al.* [2005 = **D.**] *hat deutlich vermehrte Wurzeln sogar aus dem 8. Jh. postuliert. Insofern ist auf den aktuellen Forschungsstand einzugehen, der einen überraschenden Rücksprung in die Zeit um 600 zulässt.*

Die gediegene zweibändige Arbeit von Hermann Dannheimer und Brigitte Haas-Gebhard, Copyright 2005, Auslieferung Mai 2006, gründet zunächst auf deren Grabungen von 1986 im Kreuzgarten des bestehenden Konvents, also des so genannten Südklosters. Von da aus konnten die Grabungen von Vladimir Milojčić, 1961 bis 1964 nördlich des Münsters, in und unter der Torhalle sowie punktuell im Münster, einer neuen Bewertung in Abstimmung mit den historischen Quellen zugeführt werden. Nachdem Gerhard Anwander und ich 2002 [270-282] unsere verjüngenden Datierungen auch zu diesem altbayerischen Kloster vorgelegt haben, liegen nun wie im Gegenzug sechs neue Veralterungen und sogar Agilolfingisierungen vor. Damit soll die fundarme Phantomzeit besser belegt, aber auch das Vakuum tassilonischer Klostergründungen 'gefüllt' werden: Es geht um

-	den Münsterbau,	datiert zwischen	780 und 1250,
-	Tympanon und Türsturz des Nordportals,		780 und 1150,
-	den bronzenen Türzieher als Löwenkopf,		780 und 1250,
-	das Nordkloster,		780 und 880,
-	die Torhalle,		780 und 1250,
-	die dort entdeckten Engelsfresken,		780 und 1050.

Klarzustellen sind die Begriffe Karolingerzeit und Agilolfingerzeit. Das bayerische Herrschergeschlecht der *Agilolfinger* soll ab dem 6. Jh. – mit weit schwankendem Beginn [vgl. I/A, 24-29] – bis 788 regiert haben. In diesem Jahr hätte Karl d. Gr. seinen Vetter und Ex-Schwippschwager Tassilo III. abgesetzt und zu Klosterhaft verurteilt. Die *Karolingerzeit* wird ab 768 – der spätesten Datierung von Karls Machtantritt – bis 911 gerechnet (selten ab 751,



Gesamtgrundriss der Klosteranlage [Linseis, 37]. Auffällig der Weg vom Kloster zum Zwischenbau, nicht zur Torhalle (s. S. 404).

dem Krönungsjahr von Pippin d. J. als Vater Karls d. Gr.). Es gibt also zwischen 751 bzw. 768 und 788 eine Überschneidung von „Agilolfingisch" und „Karolingisch". Jede Bemühung bayerischer Forscher, ein Bau- oder Entstehungsdatum älter als 788 zu machen, ist selbstredend ein später Sieg über die Invasoren, über die fränkischen respektive karolingischen 'Saupreißn'. Dannheimer war übrigens von 1984 bis 1995 Leiter der *Prähistorischen Staatssammlung München* (seit 2000 *Archäologische Staatssammlung München* benannt).

1) Münster

1a) Münster, Bau:

1912: romanisch; Doll [106].
1918: um 1300; Graf [Milojčić 1966: 29],
1919: Kern spätes 8. Jh.; Schwäbl [Milojčić 1966. 30],
1928: um 1200; Karlinger [32].
1955: karolingisch; v. Pückler-Limpurg wg. St. Gallener Klosterplan [D. 7].
1957: 10. Jh.; Reitzenstein/Brunner [206],
1961: bis dato galt generell 13. Jh. [Milojčić 1971. 28],
1963: vor 866; Schindler [50],
1966: bis dato galt generell 10./11. Jh. [D. 7],
1971: um 1000; Milojčić [1971. 28],
1975: karolingisch oder ab 1000; Häussermann [14].
1979: frühromanisch, karolingische u. agilofingische Ursprünge; Linseis [34].
1994: 1000–1050: Strobel/Weis [368].
2005: „wohl ab 11. Jahrhundert errichtet"; Dannheimer [D. 37].

1b) Münster, Vorgängerbau:

1967: zumindesten Teile aus spätkaroling. Zeit; Schade [Dannheimer 2005. 11].
2005: ältester Vorläuferbau bestand vor 800; Dannheimer [D. 39].

1c) Münster, Ausmalung (überm Gewölbe erhaltene Köpfe):

1961: karolingisch; Sedlmayr [Dannheimer 1995. 7],
1966: um 1130; Sedlmayr [Dannheimer 1995. 7. 57],
1994: 1130; Strobel/Weis [368].

Die Bausubstanz des Frauenwörther Münsters sollte einfach zu bestimmen sein: ab 1000 auf eigenem Fundament eine frühromanische Kirche, die später gotisiert wurde und einige Kapellen angefügt bekam. 'Dummerweise' entdeckte Milojčić im Fundament der Südarkade den Sarkophag der hl. Irmin-

gard, die 866 als Äbtissin verstorben sein soll. Er ruht teilweise unter der Standplatte eines Pfeilers; sein Ausgräber [Milojčić 1966, 81 f.] befand, dass er nachträglich in das bereits bestehende Fundament eingebracht worden ist. Zwingende Konsequenz: Das Fundament ist älter als 866 und damit karolingisch, wenn nicht sogar agilolfingisch [D. 7]. Doch die oberirdische Bausubstanz wird durchaus als frühromanisch eingestuft:

> „Denn das Fundament zumindest der südlichen Arkatur [mit dem Irmingard-Sarkophag; HI] muß spätestens aus spätkarolingischer Zeit stammen, während die darauf errichteten im Kern rechteckigen Pfeiler mit in die Arkadenbögen eingestellten Halbsäulenvorlagen nach oberitalienischen Parallelen in das 11.–12. Jahrhundert datiert werden" [D. 11, unter Bezug auf Oswald 1966, vgl. D. 374].

Demnach müsste das Fundament einem älteren Bau angehören. Doch das würde bedeuten, dass die karolingische Kirche genau so groß wie die frühromanische Kirche gewesen wäre – in Zeiten eines sich rasch ausbreitenden Christentums während einer regelrechten Bevölkerungsexplosion ein schwer begründbarer Umstand. Deshalb werden von Dannheimer auch alternative Fundamente vorgeschlagen: Nordwand aus der Zeit vor 800 erhalten, doch Südwand um gut eine Mauerstärke näher an der Nordwand [D. 39 f.].

Obendrein sah Milojčić [vgl. 1971, 29] unter der Kirche zwei verschiedene Fundamenttypen, die für verschiedene Bauphasen stehen sollten, was allerdings dazu geführt hätte, dass z.B. die Mitte der südlichen Arkadenreihe älter als ihre westliche bzw. östliche Fortsetzung wäre. Sage wie Dannheimer konnten diese Zweiperiodigkeit nicht bestätigen [D. 11]. Obendrein hat sich seit 1961 keine zeitliche Unterbrechung beim Bau von Fundamenten und Mauern erkennen lassen:

> „Entgegen neueren Annahmen konnte bisher bei den Ausgrabungen nicht beobachtet werden, daß diese Pfeiler erst später auf die Fundamente aufgesetzt wurden" [Milojčić 1971, 29].
>
> „Anzeichen einer Baunaht waren nicht festzustellen" [Sage 1967 lt. D. 11].

All diese Schwierigkeiten würden sich in Wohlgefallen auflösen, wenn das Fundament mitsamt den Mauern – deren Steinsicht noch nicht aufgedeckt worden ist – im 11. Jh. errichtet und der Sarkophag erst danach eingefügt worden wäre. Das kann oder darf aber nicht sein, weil die urkundliche Nennung des Todesjahres der sel. Irmingard und damit der Sarkophageinbau 866 als zwingend erachtet wird. Doch trägt dieses schriftliche Fundament?

Die Graböffnung im 11. Jahrhundert

1631 sind die Gebeine der – erst 1929 selig gesprochenen – Irmingard in ein Hochgrab im Mittelschiff der Kirche überführt worden. Dabei entdeckte man

ein beschriftetes Bleitäfelchen, das im 11. Jh. in ihren Sarkophag gelegt worden ist. Im 17. Jh. ist auch der danach in Vergessenheit geratene Sarkophag beschrieben worden; als 1962 bei der archäologischen Erkundung ein solcher entdeckt wurde, 'passte' die bei der Umbettung verfasste Beschreibung auf ihn [vgl. D. 11]; er war also der ursprüngliche Sarg der „Heiligen des Chiemgaus" [Pörnbacher].

Was steht auf diesem Bleitäfelchen? Als Graböffner vermerkt sind Abt Gerhard von Seeon und Äbtissin Tuta von Frauenchiemsee. Für beide ist keine genaue Amtszeit überliefert, so dass die Graböffnung nicht genau datiert, sondern nur in die Zeit zwischen 1001 und 1020 gelegt werden kann [Dopsch in D. 194].

Das Motiv für die Grabfindung oder auch für die Graberfindung ist klar gegeben; Heinz Dopsch [D. 194] nennt es:

> „Durchaus wahrscheinlich ist auch ein Zusammenhang [von der Graböffnung; HI] mit dem damals geplanten und auch verwirklichten Neubau von Kirche und Stift. Der Kult der im Kloster verehrten Irmingard sollte angeregt werden und Pilger an ihr Grab bringen. Die daraus resultierenden Spenden konnten sehr gut für den Neubau der Kirche verwendet werden."

Dopsch [D. 201] bekräftigt dies sogar noch dahingehend, dass die zusätzlich verfasste, an der Hochwand angebrachte Inschrift „möglichst viel an Spenden für den Neubau von Kirche und Kloster" erbringen sollte. Und:

> „Eine ganz ähnliche Situation ist bei der Auffindung des Virgilgrabes unter dem Salzburger Dom 1181 bezeugt, die Erzbischof Konrad von Wittelsbach ganz gezielt zum Aufbau eines Kults um diesen Heiligen und zur Anregung einer einträglichen Wallfahrt nützte. Die Öffnung des Irmingardgrabes in Frauenchiemsee durch Abt Gerhard scheint den beabsichtigten Erfolg gezeitigt zu haben. Jedenfalls wurde in den folgenden Jahrzehnten eine neue dreischiffige Basilika errichtet und an Stelle des frühmittelalterlichen Klosters im Norden ein neues Klostergeviert an der Südseite der Kirche angefügt" [D. 201].

Wäre der ein Schuft, der hier Böses denkt? Schon 2002 habe ich [I/A, 526] darauf hingewiesen, dass Salzburgs Virgil-Kult für einen Heiligen kreiert worden ist, der schon 397 Jahre verstorben gewesen sein soll, aber nun nicht nur ein Grab, sondern auch eine Chronik samt einem hochscholastischen Denkrätsel über die Antipoden erhielt. Demnach ging es bei der Graböffnung um eine 'public relations-Veranstaltung' zur Einwerbung großer Geldbeträge. Ansonsten könnte es auch um höhere Ehre gegangen sein. Bekanntlich soll Otto III. im Jahre 1000 die danach wieder unauffindbare Gruft Karls d. Gr. entdeckt und geöffnet haben, woraus ihm die Macht seines Vorgängers zuwuchs. Ein Schuft, ein Schelm oder eher ein Realist, der da weiterdenkt?

Insofern wäre es realistisch, den Sarkophageinbau im Fundament des Frauenwörther Münsters wenige Jahre vor Beginn der Werbekampagne anzunehmen. Kann das Bleiplättchen diesen Verdacht bekräftigen oder entkräften? Dannheimer [1995, 108; Hvhg. HI] hat eine vollständige Wiedergabe der eingeritzten Texte vorgelegt:

„Das leicht trapezförmige Bleitäfelchen ist möglicherweise als Imitation eines Sarkophagdeckels zu deuten. Die Vorderseite trägt ein Kreuz mit drei Querbalken eingeritzt, dazu oben die **griechischen Buchstaben** A und ω, in den Feldern in der Mitte in **Kapitalschrift** die Wörter CRVX, LVX, REX und LEX (Kreuz, Licht, König, Gesetz) und darunter AM(E)N. Auf dem Längsbalken ist eingeritzt GERHARDVS ABBAS FECIT - Abt Gerhard hat die Anfertigung veranlaßt.
Auf der Rückseite stehen im Mittelfeld in **spätkarolingischen Minuskeln** die Distichen:
Hoc loculo irmingart hludovvici filia pau(sat)
Magnifici regis, virgo beata (ni)mis.
Visa abbatissae sub tempore tutae[
A(nte)a sed multos prefuit anniculos.
Hier ruht Irmingard, die Tochter des erhabenen Königs Ludwig, die über alle Maßen selige Jungfrau. (Ihre Gebeine wurden) in Augenschein genommen zur Zeit der Äbtissin Tuta. Sie ruht an dem Ort, dem sie vormals viele Jahre vorgestanden hat.
Die übrigen Schriftzeichen sind wieder in **Kapitalis** geschrieben und zwar unter den Versen das Sterbedatum:
XVII KL AVGVSTI HOMINEM EXV(IT) - Am 16. Juli legte sie den irdischen Leib ab
und an der rechten Schmalseite die Bitte ORA PRO NOBIS.
Auf der linken Schmalseite und am oberen Rand ist beidseits auf dem Täfelchen ein Vers aus dem Brief des Apostels Paulus an die Philipper (Kap. 4, 4,5) angefügt:
CREDITE ET / GAVDETE IN D̄NO SEMPERITERVM DICO GAV(DETE) · (MODES)TIA VESTR(A) NOTA SIT OMNIBVS HOMINIBVS / D̄NS PROPE.
Glaubet und freuet euch in dem Herrn allewege! Und abermals sage ich: Freuet euch!
Eure Lindigkeit lasst kund sein allen Menschen! Der Herr ist nahe!"

Die Distichen werden Abt Gerhard zugeschrieben; das Sterbejahr Irmingards (auf der Insel Irmengard genannt) fehlt; dafür griff das Kloster auf die Jahreszahl „866" aus den Weingartner Annalen zurück, die allerdings Jahrhunderte später geschrieben worden sind [vgl. I/A. 281; Dopsch in D. 193].

Und das nur 14,3 cm lange Täfelchen selbst? Seine Beschriftung folgt dem Prinzip 'Kraut und Rüben' und wirkt mit seinen mehrfachen Schriftwechseln zwischen griechischen Buchstaben sowie lateinischer Kapitalis (Majuskel) und spätkarolingischer Minuskel wie eine hochscholastische Schreibübung für Fortgeschrittene. Nehmen wir auf der Kreuzseite die Mittelzeile mit GERHARDUS ABBAS FECIT als 'Normale'. Dann umläuft der Paulustext die Fläche, jeweils zur Mitte orientiert, während die vier Worte CRVX, LVX, REX und LEX 'von oben nach unten' geschrieben sind, wobei das „X" mal als solches, mal als „+" geschrieben ist. Diese Beschriftung war immer möglich, so lange die Zeitgleichheit von Bischof und Äbtissin bekannt war. Sie bürgt – noch dazu ohne Sterbejahr! – keineswegs 'automatisch' für eine Graböffnung zwischen 1001 und 1020, zumal auch eine nahe Verbindung König Ludwigs des Deutschen zu Frauenchiemsee nur durch dieses Täfelchen 'bezeugt' wird – zu Leb- und Sterbezeit Irmingards ist davon nichts bekannt [D. 196]. Es darf daran erinnert werden, dass 1060 die Gebeine des hl. Dunstan in Canterbury erhoben und dabei eine Bleitafel zur sicheren Identifizierung gefunden worden ist – wie 1191 bei den Gebeinen von König Artus in Glastonbury [vgl. Illig 2006, 706 f.]. Mindestens eine ist mit Sicherheit gefälscht.

Es wird sich zeigen, dass 11. Jh. für den Munsterbau gleichwohl plausibel ist; da aber auch die Platzierung des Sarkophags in dieser Zeit plausibel ist, entfällt das Fundament *vor* 866! Damit löst sich das Problem – 'karolingisches' Fundament ohne Baunaht unter romanischen Mauern – rückstandslos auf, und die Kirche kann von Grund auf dem 11. Jh. angehören.

Ein Vorgänger

Das ändert jedoch nichts daran, dass es unter dem heutigen Münster noch ältere Mauern gibt. Sage hat 1967 bei zwei Schnitten im Kircheninneren einmal eine schräg ins Kircheninnere ziehende Mauer, einmal ein Mauerstück in der Nordwestecke des Presbyteriums aufgedeckt [D. 13]. Es kann also tatsächlich einen Vorgängerbau des 10. Jh. gegeben haben, der vielleicht dem Nordkloster (s.u.) gedient hat.

Eine Ergänzung für die Freunde jenes karolingischen Westwerks, das ja in ständiger Reduktion dermaßen Evolution zeigt, dass sogar ein „Amputationskrüppelvollwestwerk" zu gewärtigen ist [Anwander, 200]. Im Münster von Frauenchiemsee erscheint es erstmals als 'Chorostwerk':

> „Nach Haas hat man sich die Ostteile [des erhaltenen, romanischen Baus; HI] als eine Art Querriegel vorzustellen, der über Mittel- und Seitenschiff jeweils Emporen aufnahm. Während die mittlere Empore, die sich ehedem wohl zum Chorraum mit Bogenstellungen geöffnet hat, zusammen mit der spätgotischen Johanneskapelle in der heutigen »Institutskapelle« aufgegangen ist, existieren die ursprünglich vorhandenen Eckemporen über den

Bleitäfelchen aus dem Steinsarkophag im Fundament
[Dannheimer 1995, 52]

gewölbten Ostjochen der Seitenschiffe nicht mehr. Die Ostanlage von Frauenchiemsee ist in der baulichen Struktur und der Anordnung der Räume im Innern dem Typus karolingischer Westwerke vergleichbar" [Strobel/ Weis, 374].

2) Das Nordportal

2a) Münster, Außenbemalung (Fragment hinterm Portalgewände):

2005: 1150; Burandt [D. 381].

2b) Münster, Portalgewände:

1935: karolingisch [Abtei Frauenchiemsee, 10],
1975: 12. Jh.; Häussermann [17],
2005: 12. Jh.; Burandt [D. 378].

2c) Münster, Portal, Tympanon und Türsturz:

1935: karolingisch [Abtei Frauenchiemsee, 10],
1964: „eine ziemlich rohe rom[anische] Arbeit"; Dehio/Gall [429],
1971: vor 1000 [Milojčić, 37],
1975: 9. Jh.; Häussermann [17],
1979: karolingisch; Linseis [34, indirekt],
1995: bis dahin meistens 11. Jh. [D. 39],
1995: Tympanon 9. Jh.; Dannheimer [1995, 11],
2005: vor 782; Dannheimer [D. 39],
2005: „karolingisch"; Burandt [D. 375],
2005: um 780; Burandt [D. 376].

Wer durch das Laienportal auf der Nordseite geht, wer zwischen uralten Säulen und dräuenden Bestien auf die aberwitzig ausgewetzte Schwelle tritt, wird nicht auf den Gedanken kommen, dass er durch ein Portalensemble geht, das keineswegs uralt gefügt ist. Und trotzdem soll es so sein: Für die Bauarchäologen wurde erst 1472, erst in spätgotischer Zeit eine neue, kürzere Vorhalle gebaut und ein tiefes und breites Gewände errichtet, das zwar aus hochromanischen Säulen, Kapitellen, Bestienköpfen, Gewändeteilen und Bögen besteht, aber eben erst seit 1472. Also wohl Neoromanik der Spätgotik.

'Bewiesen' wird das durch die Jahreszahl überm Portal. Ein besseres Indiz trat zu Tage, als die vorgesetzten Gewändeteile unter Spannung zu bersten drohten. Beim Entfernen des auf einer Säule thronenden, östlichen Kapitells zeigte sich an der einstigen Kirchennordwand Bemalung. Der Tuba blasende Engel kann mit guten Gründen der hochromanischen Zeit um 1150 zugerech-

net werden. Deshalb müssen die ihn verdeckenden Gewändeteile derselben Zeit erst viel später dem älteren Portal vorgebaut worden sein [D. 18]. Doch dieser Umbau in Zeiten der Spätgotik ist eher unwahrscheinlich; denkbar ist er auch schon ab dem späteren 12. Jh., wenn die Geistlichkeit lieber das (alte?) Gewände, keine Einstimmung aufs Jüngste Gericht sehen wollte. Der Bau einer neuen, gotischen Vorhalle ist auch getrennt von diesem Gewändeaufbau vorstellbar. Doch das kann hier offen bleiben.

Ungeachtet dessen besteht heute Einigkeit: Das Portal im engeren Sinne – Tympanon, Türsturz, Schwelle und die beiden innersten Gewändepfeiler – ist älter als die äußeren Teile. Diese werden unbestritten der Zeit um 1150 zugerechnet. Doch wie alt ist das eigentliche Portal?

Die Darstellungen auf und über dem Türsturz zeigen kein christliches Symbol im engeren Sinn. Das Blattrankenmotiv überm Türsturz ist ebenso wenig figürlich gehalten wie die Flechtwerkplatten, die ebenfalls in dieser Kirche gefunden worden sind [behandelt bei I/A, 229-240]. Auf dem Türsturz wird ein Motiv fünf Mal gereiht, von West nach Ost immer verwitterter. So vom Zahn der Zeit zerfressen, ergeben sich viele Deutungsmöglichkeiten. Es

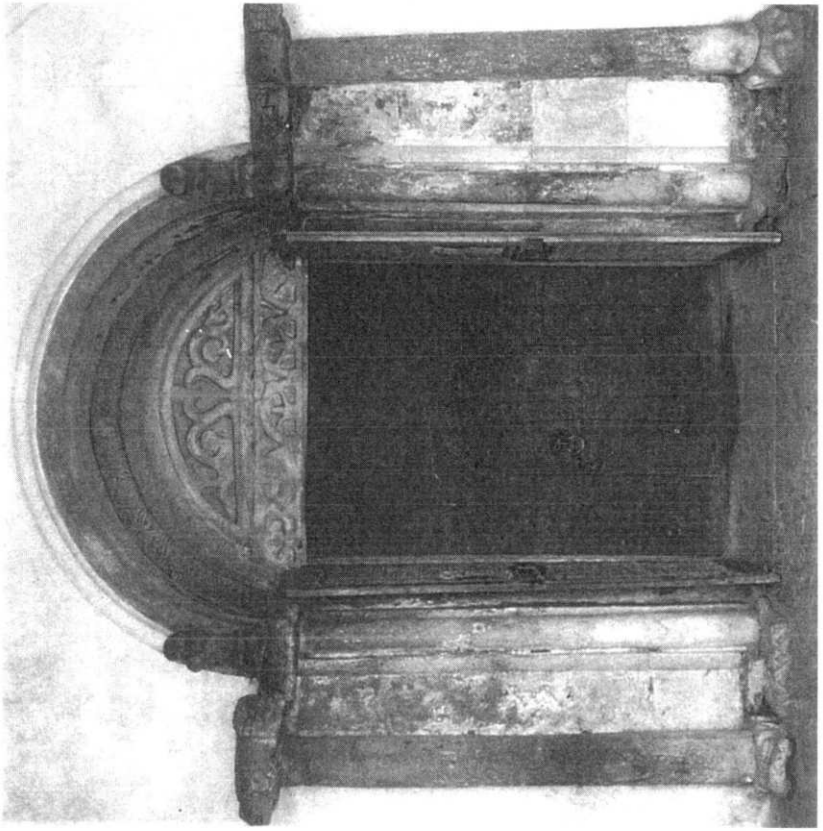
> „ist eine kühne Erfindung, ein Herz als einen Keim aufzuspalten und Blätter und Blütenknospen aus ihm zu entwickeln. Und es ist eine kühne Erfindung, Räder zur Hälfte zu zeigen und den Speichen Knospengestalt zu geben" [Häussermann, 17].

Für Dannheimer [D. 19] scheinen sich an Stelle halber Räder maskenhafte Bestienköpfe zu entpuppen, die Unheil abwehren sollten. Es ist genauso gut möglich, dass es sich um obszöne Darstellungen handelt, wie sie uns bei anderer Gelegenheit [Siepe 1998; 2006; Illig 2005] begegnet sind. Wir können auch das offen lassen, weil es hier allein um die Datierung geht.

Dannheimer findet im byzantinischen Herrschaftsbereich für das Geranke mit herzförmigen Blättern folgende Vergleichsobjekte [D. 21-26]:

- Nikaia, frühes 8. Jh., (- ein weiteres Nikaia, ohne Datierung),
- Amboplatte aus Marmor, östlich, 500–550,
- 12-Apostel-Sarkophag aus San Apollinare in Classe, Ravenna, 5. Jh.,
- Theodorus-Sarkophag aus San Apollinare in Classe, Ravenna, 5. Jh.,
- Schrankenplatte aus Ravenna, datiert von 525 bis nach 700,
- „Lämmersarkophag", S. Apollinare in Classe, Ravenna, Anfang 6. Jh.

Es liegt auf der Hand, dass diese sehr alten Vergleichsstücke, ungleich kunstfertiger als die derben Stücke von Frauenchiemsee, keineswegs auf die Karolingerzeit verweisen, wie das Dannheimer will und wie das Burandt im selben Buch [D. 375] bekräftigt. Gleichwohl zeigt sich die Forschung bestrebt, sie nicht nur der frühen Karolingerzeit in Bayern zuzuordnen, sondern sogar noch den letzten Jahren tassilonischer Herrschaft im 8. Jh. (s. obige Tabelle).



Gesamtes Nordportal mit angeblich späterem Gewände [Häussermann, 52]

Zeitensprünge 2/2008 S. 396

Türsturz und Tympanon [Häussermann, 53]

Nachdem kein wirklich vergleichbares Stück existiert, gibt es für mich nur zwei mögliche Schlüsse: Entweder stammen Tympanon und Türsturz wie der Kirchenbau aus dem 11./12. Jh. und entsprechen somit den Anfängen romanischer Plastik, wie sie gegen 1020 ganz primitiv einsetzt [Illig 1996, 195-205]. Oder sie bilden provinzielle Verfallsstufen bald nach den Vergleichsstücken, also noch im 6. Jh. Alles andere ist möglich, doch unwahrscheinlich. Der auf den letzten Agilolfinger und das Weihedatum 782 fixierte Dannheimer muss das freilich anders sehen:

„Nach den oben aufgezeigten Affinitäten der beiden Reliefsteine des ältesten erhaltenen Münsterportals zu byzantinischen Steinmetzarbeiten des 5.–8. Jahrhunderts, das man bisher am ehesten der im 11. Jahrhundert errichteten Basilika zusprechen wollte, ist sicher damit zu rechnen, daß Türsturz und Tympanon vom ersten Kirchenbau des jüngeren 8. Jahrhunderts stammen, der 782 geweiht worden ist. Dabei ist sogar möglich, daß sie – zusammen mit den Gewändepfeilern – heute noch den Platz einnehmen, an den sie bereits damals versetzt worden sind" [D. 39 f.].

2d) Münster, Portal, bronzener Löwenkopf

1981: bis dahin als 13. Jh. erachtet; Dannheimer [2005, 40],
1981: 860–866, Mende [1981, 19, 205; Dannheimer 2005, 32],
1990: romanisch; Dehio/Gall [298],
1994: 1200–1250; Strobel/Weis [374],
2004: vor 788; Dannheimer [2004, 107],
2005: karolingisch/agilolfingisch; Dannheimer [2005, 40].

Beim Türzieher am Portal besteht eine ähnliche Situation wie beim Portal selbst. Der kleine bronzene Löwenkopf, vor 30 Jahren noch als Werk des 13. Jh. eingestuft, wurde jäh durch Ursula Mende bis in spätkarolingische Zeit veraltet, also um vielleicht 350 Jahre. Allerdings fehlte der Autorin der Mut, den klaren Zeitbezug zu ihren direkten Vergleichsobjekten, den acht löwenköpfigen Türziehern vom Aachener Dom, herzustellen. Deshalb motivierte sie die fehlenden 70 bis 80 Jahre zwischen 790 und 860/70 als bewussten „Rückgriff" auf hochkarolingische Kunst [D. 34] – in „historisierender Form", also eine Art Neokarolingik innerhalb der Spätkarolingik.

Bereits 2002 habe ich gezeigt, dass der Bezug zu den Aachener Türzieher heikel ist, weil die Reihung der bronzenen Türzieher vom 8. bis zum 13. Jh. eine sehr perforierte ist: zunächst die ohnehin isolierten Löwenköpfe Aachens (allenfalls mitsamt dem von Frauenchiemsee); im 9. und im 10. Jh. kein einziges Exemplar; im 11. Jh. eine breitere Auswahl derartiger Beschläge, im 12. Jh. eine noch breitere [I/A, 276].

Nun beurteilt Dannheimer Mendes Rückgriff innerhalb karolingischer Kunst als einen „Kunstgriff" [D. 35], der nicht trage, weshalb er ein Detail hervorhebt: Das runde Bronzeblech wird nicht nur von Perlen gesäumt, sondern auch von einer Wellenranke mit gefiederten Blättern. Nun wäre sofort der Hinweis fällig, dass die Aachener Referenzstücke weder Perlsaum noch Wellenranke zeigen, also keineswegs so eng verwandt sind. Statt dessen zeigen Mende wie Dannheimer lieber Parallelen aus Buchmalerei und Steinplastik. Hatte sich Mende auf spätkarolingische Pendants geworfen, bringt Dannheimer auch solche vom frühen 7. Jh. bis um 800 [D. 31-37]. Er setzt deshalb den Türzieher in spättassilonische Zeit („um 780") und macht damit „Tassilos Löwen" zum ältesten der gesamten Reihe, führt Mende doch die acht Aachener Löwenköpfe nach 787, 794 bzw. um 800 [Dannheimer 2004, 111].

Aus meiner Sicht bleibt das Löwenhaupt von Frauenchiemsee der Zeit nach 1000 erhalten; es rangiert wohl weiter im 13. Jh. [vgl. I/A, 276].

3) Der Campanile

Vor den Grabungen von 1961 war nur klar, dass es nördlich der Kirche einmal Bauten gegeben haben muss; aber ihre Relation zum Campanile blieb dunkel. Nun gilt dieser allein stehende Turm – ein Solitär in doppelter Hinsicht – seit alters her und bis heute als Werk des beginnenden 11. Jh., zeitgleich mit dem erhaltenen Münsterbau (erst Dannheimer [2005] bringt eine andere, unten wiedergegebene Meinung).

Allerdings mutet die Begründung seltsam an: Die Datierung sei von den fraglos ähnlichen Türmen des Kloster Seeons übernommen, 20 Kilometer nördlich von Frauenchiemsee. So berichten z.B. Strobel/Weis [1994, 376] und vor ihnen Milojčić [1971, 33]. Das muss verwundern, nachdem uns W. Sage im selben Buch [1971] mitteilt, dass die Baugeschichte Seeons gar nicht geschrieben ist. Bekannt sind nur zwei urkundliche Mitteilungen: 994 erweitert Pfalzgraf Aribo I. eine Einsiedlerzelle zu einem Kloster, das 999 von Otto III. und Silvester II. das Recht der freien Abtwahl zugestanden bekam [Sage, 55 f.]:

> „Die *Geschichte* des Klosters bleibt allerdings bis in die Gotik ziemlich dunkel; vor allem Baunachrichten fehlen. Über Aussehen und Größe der ersten Anlage weiß man kaum etwas. Im späten 12. Jh. errichtete man eine neue Klosterkirche [...]. Im Westen scheinen die beiden achteckigen Türme schon aus einer älteren Bauphase übernommen. Sie stehen weder im Verband mit dem Langhaus noch in dessen Achse" [ebd., 56].

Es ließe sich darauf hinweisen, dass gerade erst die von Otto III. unterzeichnete Erstnennungsurkunde Potsdams als Fälschung erkannt worden ist [Franz 2008]. Sollen wir nun den Campanile von Frauenchiemsee trotz dürftiger Begründung am Beginn des 11. Jh. belassen? Dies fordert nicht einmal Dann-

heimer mehr, der sich seit 2003 langsam der Agilolfingisierung des Frauenklosters nähert, sondern er konstatiert vielmehr:

„Soviel scheint indessen sicher zu sein: Der freistehende Kirchturm dürfte bereits während des 11., spätestens des 12. Jahrhunderts mehr oder weniger gleichzeitig mit der Basilika errichtet worden sein" [D. 38].

Insofern muss die Zerstörung des Vorgängerbaus nicht kurz vor 1000 liegen, sondern kann ohne weiteres auch im 11. Jh. stattgefunden haben.

4) Das Nordkloster

1966: 860; Milojčić [D. 8],
bald darauf spätes 8./frühes 9. Jh.; Milojčić [D. 8],
1975: 850–880 (Pfalz mit Palas); Häussermann [14],
1979: karolingische Pfalz; Linseis [34, indirekt],
2005: erste Bauten nach 750 (nur noch Kloster); Dannheimer [D. 55, 60],
2005: karolingisch, 8. und 9. Jh.; Burandt [D. 381].

Vladimir Milojčić grub ab 1961 zwischen Münster und Torhalle und entdeckte anfangs einen älteren Westbau, dann eine jüngere Westbauerweiterung und einen Nordflügel.

„Milojčić deutete den ältesten Teil zunächst als Konventsbau aus der Zeit der Äbtissin Irmingard. »1. Bauabschnitt um 860 (?)«, hielt später aber auch ein höheres Alter, »wohl spätes 8. oder frühes 9. Jahrhundert« für möglich" [D. 8].

Nun sprechen Häussermann und Linseis (s.o.), zeitlich zwischen Milojčić und Dannheimer, von einer Pfalz, die im Westen ihren Palas, also ihr anspruchsvollstes Gebäude hatte, weil dieser Westbau zwei Ausgänge ins Freie, nicht in den Klausurbereich hatte und weil ihn ein aufwendiger Ziegelterrazzo-Boden schmückte [D. 43]. Doch für Dannheimer gab es keine Pfalz, ist er doch überzeugt, die Ecke eines Kreuzgangs nachgewiesen zu haben. Es ist an dieser Stelle daran zu erinnern, dass der älteste nennenswerte Kreuzgangsrest in Deutschland aus St. Pantaleon zu Köln stammt und zwar von dem Bau gegen 960 [vgl. Illig 2007, 342]. Insofern bleibt ein karolingischer oder gar agilolfingischer Kreuzgang für den Archäologen ein dringendes Desiderat. Dem stehen eigentlich die fehlenden Funde im Nordkloster entgegen:

„Genaugenommen gibt es nur eine einzige frühmittelalterliche Keramikscherbe, die mit der ***Errichtung*** der Konventsbauten nördlich vom Münster in unmittelbare Beziehung zu bringen ist"

und ins „8.–10. Jahrhundert" datiert wird [D. 51; Hvhg. HI]. Allerdings gibt es 53 Inventarnummern, die der ***Nutzungszeit*** eines Raumes entstammen und großenteils dem 8./9. Jh. zugeschrieben werden [D. 52].

Tassilo-getreu hält sich Dannheimer an den überlieferten Weihetag, den 1. 9. 782, den erst Dopsch [D. 175-179] eindeutig auf Frauenchiemsee bezogen hat. Den als Palas interpretierten Westbau sieht er als hochwertig ausgestatteten Gästetrakt des Klosters, während die Klausurräume in einem Ostbau vermutet werden, der auf nicht ausgegrabenem Gelände postuliert wird. Die später in der Nordwestecke angelegte Küche wird folgerichtig als Gästeküche interpretiert [D. 61]. Der ganze Trakt ist durch ein Großfeuer zerstört worden, das die örtliche Tradition mit der Ungarnschlacht bei Pressburg, 907, in Verbindung bringt. Dannheimer verzichtet auf diese strenge Verschränkung und weitet die mögliche Zeitspanne bis 955 aus, sieht also weiterhin einen Zusammenhang mit der erst jetzt gebannten Ungarngefahr [D. 61], obwohl er (s.o.) die mögliche Zeit für die Zerstörung bis ins 12. Jh. angehoben hat.

Nachdem die Keramikfunde keinen Bau vor dem 8. Jh. erwarten lassen [D. 55], müsste das Nordkloster bei Berücksichtigung der Phantomzeit erst im frühen 10. Jh. errichtet worden sein. Ein Ersatzbau an Stelle des südlichen Westbaus ist „frühestens im 10. Jh. errichtet und während des 11., allerspätestens früheren 12. Jahrhunderts wieder abgebrochen worden" [D. 56]. Insofern kann das Nordkloster, so es ein Kloster war, ein Bau des 10. Jh. gewesen sein. Die oben angesprochenen Mauerreste unter dem Münster des 11. Jh. könnten auf eine zugehörige Kapelle oder Kirche hinweisen, gleich ob es sich um eine Pfalz oder ein Kloster gehandelt hat.

Südkloster

Dannheimers Arbeit von 2005 ist vorrangig dem so genannten Südkloster gewidmet, also jenem Geviert, das 1986 südlich des Münsters im Kreuzgarten der heutigen Klosteranlage archäologisch untersucht werden konnte. Doch da Dannheimer selbst [D. 139, 149, 161] diesen Bau frühestens ab dem 10., sehr wahrscheinlich ab dem 11. Jh. entstehen sieht und seine Redakteurin, Güde Bemmann [2006, 65], eindeutig vom 11. Jh. spricht, können wir dieses Bauwerk hier ausklammern.

5) Die Torhalle

5a) Torhalle, Bau

1954: 12./13. Jh.; Dehio/Gall [430], dito Reitzenstein/Brunner [1957, 207],
1961: bis dahin galt 13. Jh. [Milojčić 1971, 38; D. 7],
1963: 780–850; Schindler [52],
1970: 880±50 bzw. 920, Gerüstholz [D. 163],
1979: karolingisch, ca. 820 mit agilolfingischem Baubeginn; Linseis [56 f.],
1994: 1000–1050; Strobel/Weis [373],
2005: 695, Holzspan im Boden der Michaelskapelle [D. 89].

2005: 780/90; Dannheimer [2005, 101],
2005: karolingisch; Burandt [D. 381].

5b) Torhalle, Engelsfresken

1961: um 860; Sedlmayr [Milojčić 1971, 37],
1963: 780–820; Schindler [52, 76],
1966: 760/65; Sedlmayr [261],
1966: ottonisch (919–1024); Demus/Lobbedey [D. 15],
1975: 850–880; Häussermann [16],
1979: weiterhin 860/65 nach Sedlmayr [Linseis, 55],
1994: 1000–1050; Strobel/Weis [373],
1995: weiterhin 860/65 gemäß Sedlmayr [Dannheimer 1995, 22],
2003: frühes 11. Jh.; Exner [D. 182],
2005: 780–820 (Schindler) oder 860/65 (Sedlmayr) oder nicht vor 990 (Exner) oder 1000–1050 (Demus) [D. 101],
2005: 780–790; Dannheimer [D. 101].

Die von der Kunstgeschichte bis ca. 1960 ignorierte Torhalle erlebte einen Schub nicht mehr nachlassenden Interesses, als fünf Engelsfiguren in der Michaelskapelle, also in ihrem Obergeschoss, entdeckt wurden. Wenn Dannheimer [D. 101] ihre aktuell gültige Datierung nennen will, muss er die seit 1961 wesentlichen Positionen neuerlich vortragen: agilolfingisch, karolingisch, spätkarolingisch, ottonisch oder frühromanisch. Er selbst favorisiert die agilolfingische, besser gesagt die tassilonische Position, also die letzten Jahre Tassilos III. Dies geschieht allerdings nicht wegen einer Neuinterpretation der Fresken, sondern wegen der archäologischen Befunde der Torhalle.

Dort sind sowohl die Böden im Erdgeschoss (Nikolauskapelle und Durchfahrt) wie im ersten Stock (Michaelskapelle mit Chorbereich) unter die Lupe genommen worden. Im Zuge der Untersuchungen wurde auch die Torhalle in ihren Ursprungszustand zurückversetzt. Heute finden wir im Erdgeschoss eine Durchfahrt, der wieder zwei parallele, gewölbte Arkaden zugeordnet sind, die im Norden und Süden jeweils von einem rekonstruierten Biforenfenster (zwei schmale, einzeln überwölbte Fenster) erhellt werden. Die Nikolauskapelle beschränkt sich auf den eingezogenen Rechteckchor. In früheren Zeiten war die östliche Arkade von der Durchfahrt durch eine Mauer abgetrennt und der Kapelle zugeordnet, später davon auch noch ein Raum als Leichenschauhaus abgetrennt (fälschlich Beinhaus [D. 91]). Im Obergeschoss wurden auf beiden Langseiten drei oben gerundete Fenster geöffnet, dafür zwei Rechteckfenster und ein ovales Oberlicht beseitigt.

Faltenschilder der Torhallenengel [Dannheimer 1995, Tafel 10-12]
Faltenschild Hl. Elisabeth, Michaelskapelle, Bamberg [Schütz/Müller, Abb. 195]

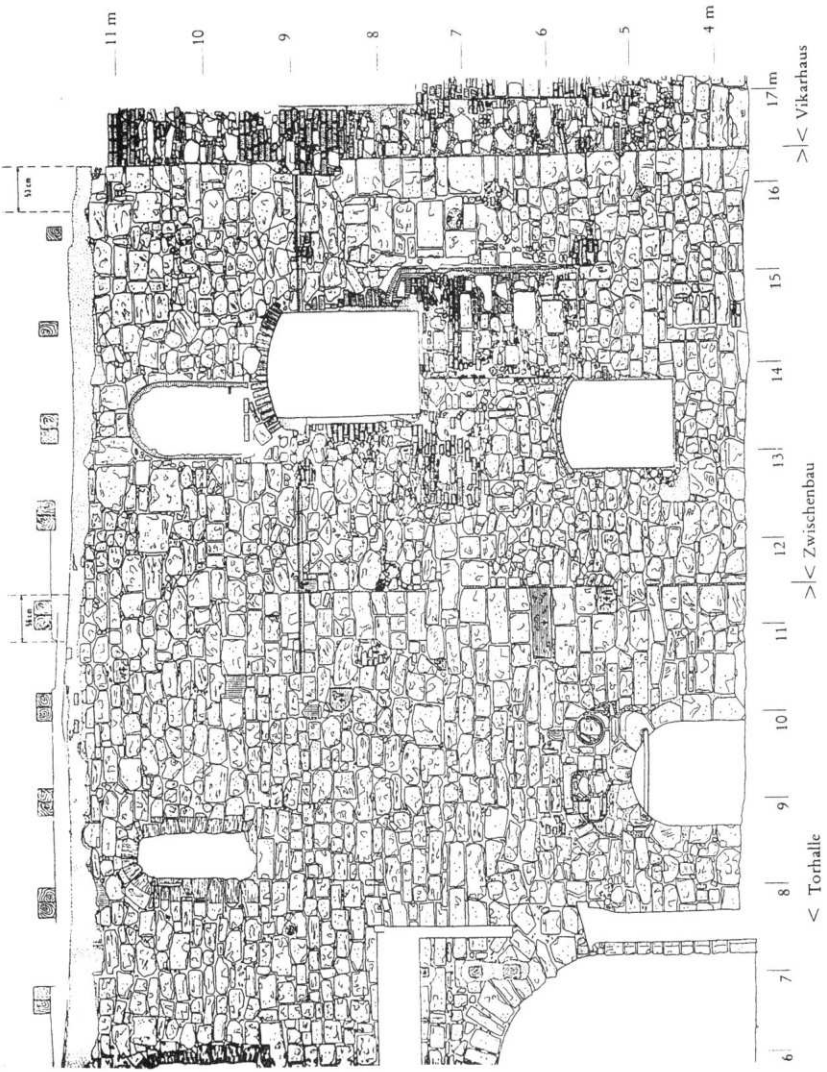
Der Zwischenbau

Interessanterweise ist die Torhalle stillschweigend 'verlängert' worden. An sie schließt das Vikarhaus in gleicher Höhe und Tiefe an, das aber so wenig interessiert, dass niemand seine Erbauungszeit kennt und nennt. Erst 1491 wurde es anlässlich eines Brandes erwähnt [Dannheimer 1995, 25].

Beim Rückgewinnen der Steinsichtigkeit ließ sich keine klare Abgrenzung zwischen Torhalle und Vikarhaus finden. Vielmehr zeigt die Aufnahme des Mauergefüges [Dannheimer 1995, 10, 18 f.], dass sich die Trennfuge zum wohl 1966 erstmals erwähnten „Zwischenbau" [Milojčić 1966; 173] – ohnehin an zwei Stellen durch Verbindungssteine überbrückt – ab dem Bereich der oberen Fenster verliert [Abb. bei Dannheimer 1995, 19]. Ungeachtet meiner Beobachtung wird nun der Zwischenbau mit seiner weiteren Fensterachse der Torhalle zugerechnet, was auch deshalb zwingend ist, weil ein Weg vom Nordkloster zum Zwischenbau, keineswegs zum Durchgang des Torbaus gelaufen ist [Abb. Linseis 37; D. 64 f.]. Zum anschließenden Vikarhaus bleibt eine klare Trennfuge; bei ihm zeigen sich im Obergeschoss kräftige Ziegelausbesserungen, die beim Zwischenbau nur in kleinerem Umfang vorkamen. Weil das im Inneren barockisierte Vikarhaus „wesentlich jünger" eingeschätzt wird [Dannheimer 1995, 15], bleibt zu erklären, wieso die Fenster- und Türöffnungen in Zwischenbau und Vikarhaus gleich gestaltet sind, genauso wie mindestens drei Fenster der Torhalle [vgl. ebd., 21; D. 64, 77]. Das Wort „Zwischenbau", auch „Verbindungsbau" würde im Übrigen verlangen, dass dieser Bauteil jünger sein müsste als das Vikarhaus. So bleiben Fragen.

Biforenfenster

Dannheimer untersucht in seinen beiden Publikationen [1995; 2005] überraschenderweise die vier Biforen nicht. Linseis [40] berichtet nur über ihre Rekonstruktion, die sich offenbar am nordöstlichen Fenster ausgerichtet hat. Doch ist ihre Form – zwei sehr schmale Fensterchen beidseits eines schlanken Mittelpfeilers samt kleinem Kapitell und einzeln, ohne übergreifenden Bogen, gewölbt – zu speziell, als dass sie nicht zur Datierung herangezogen werden sollte. Freilich findet sich kein Gegenstück aus dem 8. oder 9. Jh., ja nicht einmal aus dem 10. Jh. In Standardbildbänden findet sich an frühesten Arbeiten: Untergeschoss im elsässischen Ottmarsheim (1020), die benachbarten Türme von Seeon (1050–1100), Westbau der Pfarrkirche von Freckenhorst (1090), Westbau von Corvey (1146) [Toman 38, 43, 37] oder Westtürme von Jumièges (1040–1067) [Barral I Altet, 15]. Wir sind also zunächst aufs 11. Jh. verwiesen, werden aber sogleich durch archäologische und physikalische Datierungsmethoden eines anderen belehrt.



Steinaufriss von Torhalle, Zwischenbau und Vikarhaus [Dannheimer 1995, 19]

Weitere archäologische Befunde

Im Bereich der ebenerdigen Nikolauskapelle ließen sich vier übereinander liegende Fußböden nachweisen. In der darüber liegenden Michaelskapelle sind fünf Fußböden noch teils in situ erhalten. Am klarsten ist ein Holzdielenboden zu datieren, dessen Bretter Endjahrringe zwischen 965 und 997 zeigen [D. 89]. Es darf hier betont werden, dass dendrochronologische Datierungen *nach* der Phantomzeit dank ihrer Justierung durch anderweitig bekannte Datierungen vertrauenswürdiger sind als solche, die an karolingische oder merowingische Chroniken angelehnt worden sind.

Dieser Dielenboden wäre also frühestens um das Jahr 1000 eingebaut worden [D. 90]. Auf ihm wurden ein Plattenboden, ein Tonplattenpflaster und im Altarbereich ein weiterer Dielenboden verlegt. Obendrein wird aus Balkenlöcher ein früherer Dielenboden erschlossen und ein rot gefärbter Estrich nachgewiesen, der einen Steinfußboden vortäuschen sollte [D. 85].

Zwei Holzreste lieferten naturwissenschaftliche Aussagen. Ein Gerüstholzrest aus der Mauer wurde von dem beauftragten Labor im südafrikanischen Pretoria so eingestuft:

> „Das Ergebnis der Probe vom Chiemsee lautet wie folgt: Pta-227 Chiemsee, Torbalken 1070 ± 50 B.P. A.D. 880 ± 50
> Der Torbau scheint also in die karolingische Zeit zu gehören und nicht in das 12. Jahrhundert..." [D. 163]

Ein halbes Jahr später, im November 1970 wurde vom Labor auf A. D. 920, nicht jedoch auf frühottonisch nachgebessert [ebd.].

2003 führte das Labor in Erlangen eine erneute Messung durch und ermittelte nach erneuter Kalibrierung „950–1020 n.Chr." [D. 90, 164]. Also eine Verschiebung um höchst brisante 100 Jahre. So viel zur naturwissenschaftlichen Methodik, die gleichwohl Datierungshoheit fordert.

Außerdem wurde in einem Estrichbruchstück ein Holzspan gefunden und datiert. Die C14-Messung ergab 1295 ± 57 Radiokarbonjahre.

> „Dies entspricht mit 41 % Wahrscheinlichkeit einem Kalenderalter von 665–729 (bzw. mit 77,3% Wahrscheinlichkeit dem Zeitraum zwischen 651 und 782)" [D. 89; vgl. 162].

Daraus zieht Dannheimer folgenden Schluss:

> „Und im Obergeschoß konnte als ältester Bodenbelag der Michaelskapelle ein Schmuckfußboden erschlossen werden. Er läßt sich über einen in die Estrichmasse geratenen Tannenholzspan in die frühe Karolingerzeit datieren. Die daraus resultierende Frühdatierung des Bauwerkes bleibt nicht ohne Konsequenzen für die zeitliche Einordnung der figürlichen Ausstattung der Wände im Chorraum" [D. 160].

Würde sich Dannheimer korrekterweise an dem engeren Intervall orientieren, läge das Holzstück weit außerhalb der Karolingerzeit. Er denkt aber lieber an das Gründungsdatum 782 und deshalb an das größere Intervall, das justament bis 782 reicht. So viel zur Dehnungsfähigkeit archäologischer Interpretationen. Immerhin gibt der Autor auch noch die Datierung eines Holzspans wieder, der ebenfalls in ein Mörtelfragment der Michaelskapelle eingeschlossen war, aber weitab 'vom Schuss' lag: zu zwei Dritteln Wahrscheinlichkeit zwischen 1400 und 1489 [D. 87].

Auf jeden Fall war so die Voraussetzung dazu gegeben, auch die Engelsfresken im Obergeschoss aufs Jahr genau an das geglaubte Stiftungsdatum heranzuführen:

> „Aus historischen Gründen gibt es keinerlei Anlaß, die Errichtung der Torhalle von der für das Jahr 782 bezeugten Weihe des von Tassilo III. gestifteten Klosters zeitlich weit abzurücken. Denn es gibt keinen unmittelbaren Hinweis auf eine besondere Förderung des Klosters durch den Vater der Äbtissin Irmingard [= Ludwig der Deutsche; HI]. Und so gibt es auch keinen Grund dafür, zwischen dem Bau der Torhalle und der Ausführung ihrer offensichtlich in den Anfängen steckengebliebenen künstlerischen Ausstattung einen nennenswerten zeitlichen Abstand anzunehmen. Beides dürfte im 9. Jahrzehnt des 8. Jahrhunderts geschehen sein" [D. 103].

Daraus ergibt sich dem Mainstream eine interessante Schlussfolgerung:

> „Die Torhalle ist das einzige in diesem Umfang obertägig auf uns gekommene Bauwerk der Agilolfingerzeit in Bayern. Sie ist, wenngleich hinsichtlich der künstlerischen Ausstattung unvollendet, von umso größerer Bedeutung, als es bisher in Regensburg nicht gelungen ist, entsprechende Spuren des agilolfingischen Herzogshofes nachzuweisen" [D. 104].

Damit bestätigt sich zum einen unser Befund von 2002, wonach keiner der zehn potentiellen Regensburger Pfalzstandorte irgendeinen archäologischen Befund gebracht hat [I/A, 462 f.]. Zum anderen bestätigt sich, dass die Altöttinger Gnadenkapelle von der Forschung wirklich nicht mehr als agilolfingischer Bau des 8. Jh. angesehen wird [vgl. noch Häussermann 1975, 14], obwohl sie am Ort selbst weiterhin für Tassilo III. steht. Auch dieses steht im Einklang mit unseren damaligen Ausführungen [I/A, 36 ff.].

Die Sicht der Erzdiözese

Ein Kuriosum am Rande. Zwar ist 1216 auf Herrenchiemsee ein zeitweiliges Suffraganbistum Salzburgs ausgerufen worden, doch lebte der jeweilige Weihbischof bereits seit 1305 in Salzburg; seit 1817 gehört dieser Bereich Oberbayerns wieder zum Erzbistum Freising [Schroll], das erst seit 1821 als Erzbistum München und Freising 'firmiert'.

Nun steht auf dem Petersberg bei Dachau eine kleine romanische Basilika, deren Alter unbestritten ist: Bauzeit von 1104 bis 1107. Im einschlägigen Kunstführer [Unger-Richter, 30] ist über diese Basilika zu lesen: „In der Erzdiözese München-Freising wird sie als ältestes sakrales Bauwerk geschätzt." Nachdem das Münster auf Frauenchiemsee seit mindestens 45 Jahren dem 11. Jh., seine Fundamente dem 9. (oder gar 8.) Jh. zugeschrieben werden, wirkt es beruhigend, wenn das Ordinariat nicht sofort jeder Veralterung folgt.

Ebenso zögerlich ist man auf der Insel. Die Torhalle wird mit dem Schild angepriesen: „Karolingische TORHALLE erbaut von König Ludwig dem Deutschen um 860."

6) DREI DATIERUNGSVARIANTEN MIT HILFE DER ENGELSFRESKEN

6a) Gemeinsamkeiten

Lässt sich aus anderen Komponenten des Ensembles mehr Klarheit für die Datierung gewinnen? Wie etwa steht es mit der ***Mauerung***? Sie verrät zumindest an der Torhalle keinen römischen oder byzantinischen Anklang, bei dem auch Lagen von Ziegelsteinen und ordentlicher Steinschnitt zu erwarten wären.

Wie ist die sonstige ***Fundlage*** auf der Fraueninsel? Brigitte Haas-Gebhard hat einen ausführlichen Katalog der Fundstücke von Nord- und Südkloster vorgelegt und kommentiert. Es gilt:

> „Der gesamte Fundkomplex ist charakterisiert durch das fast völlige Fehlen an römischen, spätantiken und merowingerzeitlichen Fundstücken" [Haas-Gebhard in D. 281].

Vladimir Milojčićs Grabung der 60er Jahre hat weiter ausgegriffen; er schrieb [1971, 25; Hvhg. HI]:

> „Auf allen drei Inseln kamen vereinzelt *römische Kleinfunde* zutage, auf der Fraueninsel auch Bruchstücke von Ziegeln, Dachziegeln und Tubuli von Hypokaustanlagen. ***Eindeutige römische Fundamentreste fehlen bisher.*** Ein römischer Münzfund stammt von der Herreninsel, einzelne Münzen auch von der Fraueninsel, darunter angeblich ein Solidus des Justinian (527–564)."

Die Keramik des frühen Mittelalters beginnt mit Gefäßen, die lediglich durch ein Aufwulsten des Tones entstanden sind. Sie gehen jener Ware voraus, die auf der Drehscheibe nachgedreht wurde – herkömmlich datiert zwischen 8. und 11. Jh. [ebd., 230]. Auf der Insel fehlen die frühesten Formen:

> „Keramikgefäße, die lediglich durch ein Aufwulsten des Tones entstanden sind und jegliche Zeichen einer Überarbeitung auf der Drehscheibe vermissen lassen, sind auf der Fraueninsel sehr selten. Dies ist als chronologi-

sches Indiz zu werten, da diese Technik in der Merowingerzeit in Altbayern allgemein gebräuchlich war. Eine intensive Begehung und Nutzung der Fraueninsel in dieser Zeit ist damit auszuschließen" [ebd., 229].

Nun muss bei Etablierung der Phantomzeit geklärt werden, wo merowingerzeitliche Keramik endigt, wohin die der Karolingerzeit zugeschriebene Keramik datiert wird. Das ist stellvertretend für Grabungen in Frankfurt untersucht worden und zeigt die bisherigen Gruppierungsschwächen [Niemitz]. Von da lässt sich auf jeden Fall hinnehmen, dass bei einer ersten insularen Klostersiedlung um 600 die frühe gewulstete Ware zu Recht fehlte.

Insofern erbringt auch das Mauerwerk oder das Fehlen spezifisch merowingischer Keramik keinen Aufschluss darüber, ob das Inselkloster im 6./frühen 7. Jh., im 8./9. Jh. oder im 10./11. Jh. angelegt worden ist.

6b) Das 8. oder 9. Jahrhundert

Wir haben mehrmals Sedlmayrs Freskendatierung auf 860/65 genannt. Dannheimer möchte nicht nur das Gesamtensemble aus Münster, Nordkloster und Torhalle, sondern auch diese Fresken in die Agilolfingerzeit bringen, indem er etwa der speziellen Fältelung an den Engelsgewändern – dem von Sedlmayr [261] so genannten „Faltenschild" – Pendants aus der Buchmalerei der Zeit um 800 an die Seite stellt und so bis „vor 788" zurückkommt [D. 101 ff.]. Genauso gut hätte er allerdings Beispiele aus dem frühen 6. Jh. (Sant'Apollinare Nuovo in Ravenna) oder aus dem 11. bis 12. Jh. bringen können: Compostela, um 1105; Urgel, frühes 12. Jh. [Zarnecki, Abb. 123, Abb. 174], Trier, um 1000; Compostela, um 1170, Parma, 1178 [Toman, 424, 298, 305] – bis hin zu Bambergs steinerner Elisabeth, um 1230 [Schütz/Müller, Abb. 195].

Diese Datierungen sind also nicht primär kunsthistorisch gewonnen, sondern unter stetem Rückblick auf die beiden 'ehernen' Daten von Frauenchiemsee: Klostergründung 782 und Irmingards Tod, 866.

6c) 6. Jahrhundert und die Jahre bis 614

Die Engel sind nachgewiesenermaßen keine Vorzeichnungen, sondern monochrome, rötliche Umrisslinienmalerei. Sedlmayr hat sie 1966 eingehend untersucht und sogar eine Gehilfenhand am Werk herausgefunden. Er vermutete nun,

„daß alle Eigentümlichkeiten der Malereien »ihre reife Ausprägung im ***frühen 6. Jahrhundert*** in der Hofkunst von Konstantinopel erhalten haben und daß dem Hauptmeister von Frauenchiemsee Exemplare dieser Zeit unmittelbar zugänglich gewesen sind.« Vor allem auf Grund historischer Erwägungen – die hier wohl den Ausschlag geben müssen – datiert er die Malereien in die Zeit ***um 860/65***" [Dannheimer 1995, 22; Hvhg. HI].

Sedlmayr [258] fasst seine Untersuchung wie folgt zusammen:

„1. Der Hauptmeister der Engelskapelle zu Frauenchiemsee hat frühjustinianische Exempla gekannt und beherrscht.

2. Der Geist seiner eigenen Kunst ist dem jener spätantiken klassischen Stufe verwandt.

3. Sein Stil verbindet Elemente des »klassischen« frühjustinianischen Stils mit einem linearen »Ornamentalismus«.

4. Die Stillage ist – was nicht vieler Beweise bedarf – die einer hohen Kunst, einer Hofkunst, wie bei seinen spätantiken Vorbildern."

Demnach sah Sedlmayr klar die Bezüge zum frühen 6. Jh.: Theoderich als König der Ostgoten stirbt 526, Justinian I. wird 527 byzantinischer Kaiser – der Künstler wäre also zumindest in Ravenna gewesen. Doch Sedlmayr muss unterstellen, der Maler hätte die Mosaiken und Fresken erst 250 Jahre später gesehen und dann in einem singulären Werk die Anregungen als tassilonisch gestaltet. ***Was aber, wenn die Torhalle tatsächlich ein Bau des 6. Jh. wäre?*** Dann müsste auch die Christianisierung von Süddeutschland neu überdacht werden.

Möglichkeit I: Die von Columban betriebene irische Mission hätte weitere, noch ein wenig ältere Spuren hinterlassen als gedacht. Bislang sah man Fundamente ältester Kirchen ab 600 [Dannheimer 1995, 80], auf der Nachbarinsel Herrenchiemsee zur selben Zeit [Dopsch, D. 173].

Oder – *Möglichkeit II* – wir hätten noch Ausläufer der arianischen Kirche unter Theoderich vor uns. Das Blattflechtwerk im Tympanon, der Verzicht auf personale Darstellung verlangen ja Verständnis. Wir haben anderenorts die Ansicht vertreten, dass die monophysitische Seite des Arianismus keine Personendarstellung zuließ, sondern lieber die in sich kreisende Unendlichkeit der verschlungenen Lemniskate (∞) als Flechtwerk favorisierte [I/A, 250-259]. Nun hat Dannheimer gerade für dieses Blattgeflecht überm Portal ravennatische Pendants des 6. Jh. ausfindig gemacht, die nicht für irischen Einfluss sprechen. Für die schon angesprochenen Heiligenfiguren aus Sant'Apollinare Nuovo gilt dasselbe.

Der doppelte Hinweis auf das 6. Jh. von Ravenna – in seinen byzantinischen wie ostgotisch-arianischen Formen – spricht für Frauenchiemsee viel eher für 6. Jh. als für ein 'revival' nach einem Vierteljahrtausend. Dann allerdings wären die Wurzeln von Kloster Frauenchiemsee nicht 1.220 Jahre alt, wie es Dannheimer sieht, sondern 1.150 Jahre, aber nun über die Phantomzeit von 297 Jahren hinweg bis ins nur beispielhaft gewählte Jahr 561 gerechnet!

Schließlich wäre zu prüfen, inwieweit sich die Gründungstraditionen des Klosters [Dopsch in D. 178] nicht auf Tassilo III., sondern auf Tassilo I. (ca. 591–610) beziehen, zumal Tassilo II. erst spät durch die Forschung 'geschaffen' und heute wieder bezweifelt wird [I/A, 26-29; Dopsch in D. 172]. Bei Akzep-

tanz der Phantomzeit läge es nahe, die Klostergründung noch unter dem nunmehr einzigen Tassilo kurz vor dem Zeitsprung 614||911 zu sehen.

So würde sich auch klären, warum im Kloster Herzog Tassilo „fast durchwegs" als König und ganz geschichtswidrig sogar als „König der Lombardei" bezeichnet wird [D. 178, 180]. Denn der erste Tassilo ist zumindest in langobardischen Quellen tatsächlich als König bezeichnet worden [I/A, 26 f.]. Der einzige Tassilo starb auch nur wenige Jahre vor Einsetzen der irischen Mission in Bayern – durch Eustasius als Schüler des Columban –, so dass es nicht zu verwundern braucht, wenn Aventin († 1534) davon berichtet, dass der hl. Eustasius Tassilo dazu bewogen habe, zwei Klöster im Chiemsee zu gründen.

Die ersten Holzbauten auf Herrenchiemsee sind durch Dannheimer 1979–1989 ausgegraben und der Eustasius-Zeit zugeschrieben worden [alles Dopsch in D. 172 f.]. Wenn die alten Chroniken Tassilo III. als Gründer eines Klosters im Chiemsee benennen und das zugehörige Weihedatum 1. 9. 782 durch Dopsch auf Frauenchiemsee bezogen wird [Dopsch in D. 175-179], dann könnte das eine schlichte Verdopplung und Projektion in die Phantomzeit sein. Doch das muss nicht heißen, dass Teile der bislang dort nachgewiesenen Gebäude der Zeit von Tassilo dem Einzigen zuzuschreiben sind. Beim heutigen Forschungsstand können sie ebenso gut dem 10. und 11. Jh. zugehören. In jedem Fall bleiben die beiden Inselklöster im Chiemsee Dreh- und Angelpunkte für das frühe Mittelalter und die Christianisierung Bayerns.

6d) Das 11. oder 12. Jahrhundert

Es gibt nun auch jene Vorschläge von Demus, Lobbedey, Strobel und Weis, die Engelsfresken als ottonische Malerei zwischen 1000 und 1050 zu sehen. Auch dies lässt sich begründen. Dann bewegen wir uns nicht mehr in einer Zeit, in der allein Byzanz Vorgaben für die Malereien liefern konnte. Der „Faltenschild" ist kein scharf definierendes Kriterium, weil er in Malerei und Bildhauerei immer wieder auftritt – nach 1000 bis allemal 1230. Monochrome Malerei in roter Umrisszeichnung findet sich in Aquileia auch noch um 1200 [Zarnecki, Abb. 169]. Sedlmayr hat 1966 verwandte Engelsdarstellungen abgebildet und betont, dass diese „antike", diese „griechische" Haltung nicht in der ottonischen Kunst denkbar sei [Sedlmayr, 258]; dieser Stil sei aber in der makedonischen Dynastie (867–1056) wieder aufgegriffen worden, also sehr wohl ottonenzeitlich. Am ähnlichsten unter seinen Vergleichsdarstellungen wirkt jedoch ein Engel aus dem Kloster Daphni bei Athen [ebd., 156; Tafeln LXX f.], das erst ab 1080 errichtet worden ist. Es gibt also eine Legitimation für eine Entstehungszeit der Frauenwörther Engel im 11. Jh. Tympanon samt Türsturz müsste in diesem Fall keine provinzielle Verfallsform byzantinischer Sakralkunst des 6. Jh. sein – das ist auszuschließen –, sondern bliebe am Beginn bajuwarischer Plastik.

Das bringt uns zu folgendem, derzeit plausibelstem Szenario für Frauenchiemsee: Als ältester Bau wird im 10. Jh. der Westtrakt des Nordklosters errichtet, wobei es überraschen könnte, wenn nicht die Klausurbereiche, sondern das Gästehaus als erstes errichtet wurden (das spräche eher für den Palas einer Pfalz). Auch der durch zwei Stichgrabungen unterm Münster nachgewiesene Bau wird damals erstellt, ebenso die Torhalle. Nach 1000 werden Münster und Südkloster begonnen, der Campanile folgte nach dem Brand des Nordklosters. Das Tympanon gehört in diesem Fall zu den ersten neuerlichen Regungen von Reliefkunst im Abendland, die um 1020 allemal noch so primitiv wirkt wie das Tympanon [Illig 1996, 195-205]. Es hätte demnach immer seinen jetzigen Platz eingenommen. Später kommen weitere Kunstwerke wie die Engelsfresken oder der bronzene Türzieher hinzu.

Die Graböffnung der Irmingard im 11. Jh. konnte mit einem kurz zuvor eingebauten Sarkophag zum vorbereiteten Schauspiel werden, mit dem Geld für den Klosterbau eingeworben werden sollte. Das erzwingt für das Kirchenfundament keinen Ansatz vor 866, sondern macht die Zeit nach 1000 genauso möglich.

Für Milojčić [1969, 6] war das Münster „der einzige bedeutende Bau aus der Zeit um 1000 in Oberbayern". Um wie viel singulärer wäre ein Bau um 780! Wie verlockend sein Fund, zumal er mit einem tradierten Datum verbunden werden kann. Aber vielleicht wäre es noch attraktiver, die Errichtung von Torhalle, Nordkloster und erstem Kirchenbau – bei Akzeptanz der Phantomzeit – einige Jahrzehnte früher anzusetzen, die Gründungslegende auf Tassilo den Einzigen zu beziehen und so wie bei Herrenchiemsee den Bereich um 600 zu erreichen, der sich wiederum als agilolfingisch, doch nun als merowingisch und sogar als spätantik ansprechen ließe.

Literatur

Abtei Frauenchiemsee = (o.J.; ca. 1935): *Die Fraueninsel im Chiemsee. Ein Führer in Wort und Bild;* Abtei Frauenchiemsee im Chiemsee

Anwander, Gerhard (2002) s. Illig/Anwander

- (2007): Wo ein Wille ist, ist auch ein Westwerk! Ein Kernbauwerk der Karolingerzeit erweist sich als Hirngespinst; in *Zeitensprünge* 19 (1) 185-212

Barral I Altet, Xavier (1998): *Romanik. Städte, Klöster und Kathedralen;* Köln

Bemmann, Güde (2006): *Frauenwörth. Mit dem soeben erschienenen Buch über die archäologischen und historischen Untersuchungen zur Geschichte des Klosters Frauenwörth wird die Frühmittelalterforschung in Bayern nachdrücklich bereichert;* in *AkademiePublikationen* (3) 63-65
www.badw.de/aktuell/akademie_aktuell/2006/heft3/12-Bemann.pdf

Dannheimer, Hermann (†1995): *Torhalle auf Frauenchiemsee. Geschichte, Kunst, Führer zu den Ausstellungen;* Regensburg

- (2003): Klosterarchäologie auf der Fraueninsel; in W. Brugger / M. Weitlauff:

Kloster Frauenchiemsee 782–2003; Weißenhorn
- (2004): Tassilos Löwe. Der Türzieher am Portal des Frauenwörther Münsters; in *Bayer. Vorgeschichtsblatt* Bd. 69, 107-112

D. = Dannheimer, Hermann et al. (2005): *Frauenwörth. Archäologische Bausteine zur Geschichte des Klosters auf der Fraueninsel im Chiemsee* (Text- und Tafelband; Redakteurin Güde Bemmann; Bayerische Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-historische Klasse. Abhandlungen · Neue Folge, Heft 126); München

Dehio, Georg / Gall, Ernst ([4]1964): *Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler. Oberbayern;* München · Berlin (unveränderter Nachdruck von [1]1908)
- / - (1990): *Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler. Band IV: München und Oberbayern;* Darmstadt

Doll, Johann (1912): *Frauenwörth im Chiemsee;* München

Franz, Dietmar (2008): *Rätsel um Potsdams Ersterwähnung. Urkundenfälschungen auf Otto III.;* Gräfelfing

Häussermann, Ulrich ([2]1975): *Die Fraueninsel im Chiemsee;* Frauenwörth im Chiemsee

I/A. s. Illig/Anwander

Illig, Heribert (1996): *Das erfundene Mittelalter;* Düsseldorf
- (1997): 'Karolingische' Torhallen und das Christentum. Rings um Lorsch und Frauenchiemsee; in *Zeitensprünge* 9 (2) 239-259
- (2005): Jenseits mancher Grenzen. Jahrestreffen Mai 2005 in Zürich; in *Zeitensprünge* 17 (2) 260-268
- (2006): Konzertierte Fälschungen. Glastonbury, Wells und Saint-Denis; in *Zeitensprünge* 18 (3) 692-712
- (2007): St. Pantaleon – vier Rekorde fürs Guinness. Sven Schütte als karolingischer Lückenbüßer; in *Zeitensprünge* 19 (2) 341-368

Illig, Heribert / Anwander, Gerhard (2002): *Bayern und die Phantomzeit. Archäologie widerlegt Urkunden des frühen Mittelalters. Eine systematische Studie in zwei Bänden;* Gräfelfing (daraus Frauenchiemsee, S. 270-282) = I./A.

Karlinger, Hans (1928): *Bayerische Kunstgeschichte. Erster Teil: Altbayern und Bayerisch-Schwaben;* München

Linseis, Lorenz (1979): *Torhalle Fraueninsel im Chiemsee. Romanische Torhalle auf Frauenchiemsee und ihre altbayerische Zeitgeschichte;* Prien

Mende, Ursula (1981): *Die Türzieher des Mittelalters;* Berlin

Milojčić, Vladimir et al. (1966): *Bericht über die Ausgrabungen und Bauuntersuchungen in der Abtei Frauenwörth auf der Fraueninsel im Chiemsee 1961 – 1964* (Text- und Tafelband; Abhandlungen d. Bayerischen Akademie d. Wissenschaften. Phil.-Hist. Klasse N.F. 65 A-C); München
- (o.J.; d.i. 1969): Ergebnisse der Ausgrabungen auf der Fraueninsel im Chiemsee (1961–1964); in *Heimatbuch des Landkreises Traunstein. II Kultur- und Kunstgeschichte.* S. 3-16; Traunstein
- (1971): Herren-, Kraut- und Fraueninsel im Chiemsee; in *Führer zu vor- und frühgeschichtlichen Denkmälern. Band 19. Rosenheim · Chiemsee · Traunstein · Bad Reichenhall · Berchtesgaden;* Mainz, 22-39

Niemitz, Hans-Ulrich (1994): Die Dauerkrise frühmittelalterlicher Keramikforschung;

in *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 6 (2) 40-59, siehe http://www.fantomzeit.de/
Oswald, Friedrich (1966): Beziehungen der Klosterkirche Frauenchiemsee zur Baukunst Oberitaliens im 11. Jahrhundert; in *Zeitschrift für Kunstgeschichte*, 311 ff.
Pörnbacher, Hans ([3]1992): *Sankt Irmengard. Die Heilige des Chiemgaus;* Weißenhorn
Reitzenstein, Alexander v. / Brunner, Herbert (1957): *Reclams Kunstführer. Baudenkmäler Band I Bayern;* Stuttgart
Sage, W. (1971): Kloster Seeon; in *Führer zu vor- und frühgeschichtlichen Denkmälern. Band 19. Rosenheim · Chiemsee · Traunstein · Bad Reichenhall · Berchtesgaden;* Mainz, 54-59
Schindler, Herbert (1963): *Große Bayerische Kunstgeschichte. Band I: Frühzeit und Mittelalter;* München
Schroll, Meinrad (o.J.): *Von den Römern zum Königreich Bayern. Heimatgeschichte der Region Chiemgau-Inn-Salzach;* siehe http://www.region-aktiv-chiemgau-inn-salzach.de/upload/pdf/region/Regionaktiv-HistorischeEntwicklung.pdf
Schütz, Bernhard / Müller, Wolfgang (1989): *Romanik. Die Kirchen der Kaiser, Bischöfe und Klöster;* Freiburg et al.
Sedlmayr, Hans (1966): [Fresken in der Torhalle]; in *Vladimir Milojčić et al.* (1966)
Siepe, Franz (1998): Heidentum und Christentum. Chronologische Friktionen in mittelalterlicher Sakralkunst; in *Zeitensprünge* 10 (1) 66-82
- (2006): Wasserspeier und andere Monster. Eine Sammelrezension; in *Zeitensprünge* 18 (2) 505-513
Strobel, Richard / Weis, Richard (1994): *Romanik in Altbayern;* Würzburg
Toman, Rolf (1996): *Die Kunst der Romanik. Architektur · Skulptur · Malerei;* Köln
Unger-Richter, Birgitta (2007): *Basilika auf dem Petersberg bei Dachau;* Lindenberg
Wikipedia ↪ *Frauenchiemsee*, ↪ *Fröttmaning* ↪ *Herrenchiemsee*
Zarnecki, George (1991): *Kunst der Romanik. Malerei · Plastik · Architektur;* Stuttgart · Zürich

*

Diesem Artikel folgt in Bälde eine wesentlich erweiterte Buchfassung, die eine neue Interpretation des Türsturzes bringt und Herrenchiemsee ebenso einschließt wie die insularen Flechtwerkfunde. Vorläufiger Titel: *Die Chiemseeklöster – alt oder noch älter?*, ca. 120 Seiten, im Mantis Verlag

Münchens 850. Geburtstag

Heribert Illig

München hat am 14. Juni seinen 850. Geburtstag begangen. Den Anlass bildet eine Namensnennung im so genannten Augsburger Schied von 1158. Aber sollte München, immerhin in der römischen Provinz Raetien gelegen, nicht viel älter sein?

Es ist nun üblich, keineswegs die ältesten archäologischen Funde für das Alter einer Siedlung heranzuziehen, sonst wären wir bereits beim 4000. Geburtstag (bronzezeitliche Funde, zum Beispiel im Stadtteil Sendling). Ebenso üblich ist es, die älteste Urkundennennung eines Ortes heranzuziehen. München hat im Lauf der Zeit viele Ortschaften, ob an der Isar oder an der Würm oder zwischen diesen auf der Schotterebene, eingemeindet. Eigentlich würde die Nennung einer solchen Ortschaft für die Stadt als 'Geburtsurkunde' ausreichen. Zur Auswahl stehen laut Reinhard Bauer, damals noch nicht Leiter des *Stadtarchivs München*, sondern Lehrender an der Universität Augsburg, eine ganze Reihe von Stadtteilen [Bauer/Piper 1996, 26 f.]:

1.	750 ad Feringas	Föhring (Ober-, Unter-F.)
2.	763 Pasingas	Pasing
3.	772 Truhtheringa	Trudering
4.	774 Ahaloh	Allach
5.	776 Pubenhusen	Bogenhausen (779?)
6.	779 Sentilingas	Sendling (oder 806)
7.	782/ Menzinga	Menzing (Ober-, Unter-M., nach 782)
8.	782/ Mosaha	Moosach (nach 782)
9.	782/ Suuapinga	Schwabing (um 782)
10.	790 Feldmohinga	Feldmoching (oder 803)
11.	790 Kyesinga	Giesing (oder 809)
12.	790 Peralohc	Perlach (oder 809)
13.	808 Heidhusir	Haidhausen
14.	812 ad Perke	Berg am Laim
15.	815 Freddimaringa	Fröttmaning
16.	815 ecclesia s. Johannis	Johanneskirchen
17.	839 Tagolfingas	Daglfing
18.	870 Pouminunchirichen	Baumkirchen
	948 Lohhusa	Lochhausen (oder 955)
	948 Frienmannun	Freimann (oder 957)
	957 Riêma	Riem (oder 972).

Selbstverständlich ist das eine frei flottierende Liste, nachdem immer wieder mal ein Ort von München eingemeindet, eine Urkunde entdeckt oder – ungleich häufiger – als gefälscht aus dem Verkehr gezogen wird.

So hat Rudolf Reiser [1980, 40] immerhin fünf andere Urkunden und einen seitdem ausgemusterten Ort gekannt:

750	Frienmannum	Freimann (um 750 statt um 948)
763	Mosaha	Moosach (statt nach 782)
780	Peralohc	Perlach (statt 790/809)
19. 806	Hachinga	Haching (Ober-, Unter-H., ausgemustert)
817	Mezinga	Menzing (statt nach 782)
12. Jh.	Janschirchen	Johanneskirchen (statt 815)

Anwander und Illig [794 ff.], die auch einschlägige Bücher aus dem 19. Jh. durchsucht haben, kennen noch weitere zwei ausgemusterte Orte und sieben veränderte Urkundenbezüge:

670		Sendling (statt 779)
20. 748	Muniperhteshofun	Milbertshofen (ausgemustert)
21. 750	Newenhusen	Neuhausen (ausgemustert, da 12. Jh.)
774	Truhtheringa	Trudering (statt 772)
786		Feldmoching (statt 790/803)
788	Mosaha	Moosach (statt nach 782)
813	Baumkirchen	Pouminunchirihum (statt 870)
817	Mezinga	Menzing (Ober-, U.-M., statt nach 782)
837	Tagolfingas	Daglfing (statt 839)

So hätten wir 18 'amtliche' Ortsnennungen und drei 'überholte' Orte innerhalb der Münchner Stadtgrenzen, die in die Phantomzeit vor 911 zurückgehen. Von den Orten zwischen 911 und 1158 haben Bauer/Pieper nur drei aufgelistet, doch gäbe es von ihnen noch einige mehr.

Insofern hätte München sicher schon 30-mal seinen 850. Geburtstag feiern können. Mindestens einmal hätte es seinen 1250. Geburtstag bejubeln können, vielleicht sogar einmal seinen 1300. Geburtstag. Warum es so bescheiden ist und sich auf 850 Jahre beschränkt, bleibt dunkel. Denn die Stadt bezieht sich keineswegs auf eine Stadtgründungsurkunde, sondern schlicht und einfach auf die erste schriftliche Erwähnung von München: den eingangs genannten Schiedsspruch. Der Freisinger Bischof hatte an der Brücke bei Oberföhring seine Zolleinnahmestelle, um die Salzstraße zwischen Bad Reichenhall und Augsburg abzuschöpfen (vulgo: schröpfen). Heinrich der Löwe als Herzog von Baiern und Sachsen wollte dieses Privileg für sich, baute eine neue Brücke „apud Munichen" und leitete den Salzhandel um.

Hatten wir noch im Heimatkundeunterricht gelernt, dass der böse Heinrich die Föhringer Brücke abgefackelt habe ('er war halt a Preiß, der schwäbische Welf aus Italien'), so wird von R. Bauer solches nicht mehr berichtet. (Eher soll die neuerliche Klage des Freisingers Bischof nach Verbannung Heinrichs des Löwen die Mär von einer Brandstiftung in Umlauf gebracht haben [vgl. Bauer/Piper, 35].) Auf jeden Fall sollte Kaiser Friedrich I. Barbarossa auf dem Reichstag in Augsburg die Angelegenheit zwischen seinem Onkel Otto von Freising, dem geschichtsschreibenden Bischof, und seinem Vetter Heinrich dem Löwen schlichten, was auch geschah, indem der Onkel seitdem ein Drittel aller Zolleinnahmen ohne weiteren Aufwand frei Haus auf den Domberg zu Freising geliefert bekam. (Die „Rekognition für die Verlegung der Brücke" kassierte das Hochstift Freising über den Tod Bischofs Otto von Freising hinaus – über 600 Jahre lang, bis 1803; der bayerische Staat als säkularer Rechtsnachfolger sogar noch bis Mitte des 19. Jh. [Reiser 1980, 77 f.].

Dass aber München als Ort älter ist als diese Urkundennennung, beweist die Urkunde selbst, steht doch in ihr geschrieben:

> „Der Markt, der bei Föhring [Veringen] abgehalten zu werden pflegte, die Zollbrücke und die Münzstätte werden dort künftig nicht mehr bestehen. Zum Ersatz dafür hat unser Vetter Herzog Heinrich der Kirche von Freising ein Drittes des Gesamteinkommens aus seinem Marktzoll zu München [apud Munichen] übertragen, sei es aus Abgaben für Salz, sei es für andere dort ein- oder ausgehende Groß- oder Kleinwaren" [Bauer/Pieper, 33].

Schon Reiser [1980, 30] hat darauf verwiesen, dass es damals bereits einen Ort Munichen (Mönche) gegeben haben muss, „bei dem" (apud) die neue Brücke gebaut worden ist. Hätte man von einer Stelle „bei den Mönchen" gesprochen, wäre in der lateinisch abgefassten Urkunde gestanden: „ad monacos".

Aber München ist unbeirrbar. Die Stadt hatte sich bereits für den 700. Geburtstag ein Gutachten von Prof. Heinrich von Sybel, seines Zeichens Diplomatiker, anfertigen lassen. Und so wurde 1858 groß gefeiert, genauso wie 1958, als obendrein die Geburt des einmillionsten Einwohners bejubelt werden konnte. So hat sich offenbar die spröde, amtliche Sicht durchgesetzt, nach der etwas nur dann existiert, wenn das auch schriftlich belegt werden kann. (Als ich einst beim Standesamt meines Geburtsortes wegen Belegen nachzufragen hatte, wurde mir bescheinigt: Die Person ist gemeldet „und lebt", was der Betroffene gerne liest.)

> „Und sogar ein so bekannter Wissenschaftler wie Hermann Dannheimer behauptet noch 1966, »daß der Ursprung der heutigen Stadt nicht über jenen Gründungsakt von 1158 zurückreicht« (Historische Stätten Bayern)" [Reiser 1980, 17].

Wir begegnen diesem Archäologen noch einmal in diesem Heft; inzwischen ist er immerhin bereit, ehrwürdige Klöster wesentlich älter zu machen.

Ansonsten ist die Forschung unbeirrbar. So ist sie seit jeher davon überzeugt, dass alle bayerischen -ing-Orte von Personennamen abgeleitet seien [vgl. Reiser, 2001, 13, 138 f.; I/A 2002, 48 f.]. So bedeute z.B. Gräfelfing 'bei den Leuten des Grawolf'. Nun lassen sich die angeblichen Personennamen wie Fredumar, Kiso, Manzo, Mocho, Paso (Paoso), Sentilo, Swapo, Tagolf und Truther ganz leicht den oben genannten Münchner ing-Orten zuordnen. Es muss allerdings in der *lex baiuvariorum* einen Paragraphen gegeben haben, wonach ein Personenname, aus dem ein Ortsname abgeleitet worden ist, niemals mehr von einer Person geführt werden dürfe – anders sind die so rar gebliebenen Wortbildungen nicht zu erklären. Warum allerdings auch der Isar-Fährmann gleich als erster in die Liste geraten ist, wird nur der Urkundenschreiber wissen. Auf jeden Fall lässt sich behaupten: Hieße München zum Beispiel Münching, dann wären seine Chancen ungleich größer, heuer bereits den 1.250. Geburtstag begehen zu können.

All diesen Kritikastereien zum Trotz gibt es heuer viele, viele Veranstaltungen, mit denen München seinen runden Geburtstag feiert, von dem immerhin eines feststeht: Es ist mit Sicherheit *keiner!*

Literatur

Bauer, Reinhard / Piper, Ernst (1996): *München. Geschichte einer Stadt;* München

Dannheimer, Hermann (²1965): München; in *Handbuch der historischen Stätten Deutschlands, Band 7. Bayern;* Stuttgart

Illig, Heribert /Anwander, Gerhard (2002): *Bayern und die Phantomzeit. Archäologie widerlegt Urkunden des frühen Mittelalters. Eine systematische Studie in zwei Teilen;* Gräfelfing

Reiser, Rudolf (1980): *München. Spuren in die Römerzeit;* München

- (2001): *Bayern und Salzburg um Christ Geburt. Die keltische und römische Vergangenheit;* München

Funde aus dem Frühmittelalter

von mehreren AutorInnen

Zu **Karl d. Gr.** gibt es eine kurze Textstelle in einem Buch mit langem Titel: *Neue Ostfriesische Chronica der besondersten und wahrhafftigsten Geschichten welche von Christi Geburt bis zu dem Jahre 1745 in Ostfriesland und einigen angräntzenden Ländern sich zugetragen haben nebst einigen Haupt-Merckwürdigkeiten von anderen Ländern. Zuvor vom Jahre 1106 bis zu dem Jahre 1661 herausgegeben durch Johann Friderich Ravinga, J.U.L. Jetzt aber vermehret auch mit denen Merckwürdigsten Geschichten von Christi Geburt bis zu dem Jahre 1106, ergäntzet, und bis auf gegenwärtige Zeit fortgesetzet. Aurich, gedruckt und verlegt von Hermann Tapper, 1745.*

Auf S. 9 wird Folgendes vermerkt:

„1138 soll Johannes Stampo, welcher 391 Jahre alt geworden, gestorben sein. Er ist ein Edelmann bei Carl d. Gr. gewesen und soll nach dessen Tode noch 315 Jahre gelebet haben, wie solches D. Fabricius meldet."

Nach Ritter Richard [Tüllmann, 1/2007, 130] ist dies der zweite Chronikhinweis, dass Personen im Umkreis des großen Karls besonders langlebig waren.

Ein Fund von Christa Gottwald, Süstedt

*

„Völlig neu muss die Geschichte zur **Wüstung Didinghausen** bei Minden-Päpinghausen geschrieben werden. ‚Durch neue Funde der frühen römischen Kaiserzeit haben wir festgestellt, dass die Siedlung rund 1.000 Jahre älter ist als bisher angenommen', sagt Bérenger". [Hvhg. DH]

So berichtet Schellenberg vom Jahresbericht 2007 der Abteilung Archäologie des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe (LWL). Da muss also die Geschichte einer ganzen Wüstung umgeschrieben werden – wie aufregend! Immerhin liegt Minden noch nördlich der Porta Westfalica, wo die Römer eher selten gesiedelt haben sollen.

Das wichtigste Ereignis im Jahresbericht war freilich Kyrill, der Orkan. Er hat viele Denkmäler, gerade im Sauerland, zerstört oder wird sie wegen der nun fälligen Aufräumarbeiten beeinträchtigen.

„So sei eine Stadtwüstung in Blankenrode bei Lichtenau von umstürzenden Bäumen in Mitleidenschaft gezogen worden, berichtet Daniel Bérenger, Leiter der Außenstelle Bielefeld, der LWL-Archäologe.

Schellenberg, David (2008): Denkmalkiller ersten Ranges. LWL-Archäologen mit beeindruckenden Funden; in *Lippische Landeszeitung*, 29. 4. 08

Ein Fund von Dieter Helbig, Detmold

Aachen ist aufgewühlt

Seit Aachen sich einen Stadtarchäologen leistet, weht hier eine archäologische Aufbruchstimmung wie in Köln vor 50 Jahren.

Derzeit wird an der ROUTE CHARLEMAGNE gearbeitet, Hauptprojekt der EuRegionale 2008. Mit ihr wird innerhalb Aachens einem Missstand abgeholfen: „Wir reden immer viel über Karl den Großen. Wirklich erleben kann man ihn bislang aber nicht", beklagt Baudezernentin Gisela Nacken [Classen].

Es werden dafür auch „ARCHÄOLOGISCHE FENSTER" geöffnet. Gleich das erste zeigt keinen Blaumilchkanal aus dem 20. Jh., sondern einen Blausteinkanal aus dem 15. Jh. und Fundamente aus dem 9. Jh. [Eimer]. Diesem Blick in die Tiefen der Klappergasse soll ein anderer im Templergraben folgen. Gezeigt werden auch erste Funde aus dem 6. Jh.: fingernagelgroße Keramikstücke und ein Silberohrring, „‚aus den dunklen Zeiten', so Schaub, als Karl der Große noch kein Thema war" [Stoffels] – ein den Zeiten ebenbürtig dunkler Halbsatz.

Und der AACHENER DOM wird runderneuert: Kuppelmosaiken reinigen und sichern, die Marmorplatten nach dem Putz mit Wachs versiegeln, die Bronzegitter schützend konservieren, im Fundamentbereich 160 Tonnen Schutt unter jedem Gewölbejoch – Hinterlassenschaft der Domgrabung von 1910/11 – ausräumen, sieben und der Feuchtigkeit im Untergrund begegnen.

> „In drei Metern Tiefe stehen die Relikte der römischen Thermen an. Radarmessungen sollen nun weitere drei Meter erfassen. Ein 1913 erwähntes Stück Holz wurde wiedergefunden, ist aber inzwischen stark zersetzt, was eine brauchbare Datierung erschwert" [Kreft].

Zunächst zu der THERME, die als spätrömisch gilt [red]: Es bleibt unklar, ob sie drei Meter unter der Erdoberfläche oder unter den Kirchenfundamenten liegt, die ihrerseits 5 Meter tief sein sollen. In ihnen eingebaut wurden bislang „viele große gewaltige Steinquader aus römischen Monumentalbauten" gefunden [Wentzler]. So geht man nun davon aus, dass im römischen Aquisgrana einige opulente Großbauten standen, deren Überreste später ins Domfundament eingebaut wurden [ebd.]. Beides erschwert eine eventuelle Einschätzung der Pfalzkapelle als spätrömisch.

Nun zu dem HOLZSTÜCK. Man muss sich das vorstellen: Ein vor 95 Jahren weggeworfenes Holztrumm ist unter den Bergen von Schutt wiedergefunden worden. Über die Ängste, die seine mögliche Datierung vorab unter den Karlspaladinen auslöste, und über seine Undatierbarkeit ist bereits berichtet worden [Illig 2007, 684]. Aber dieser Holzprügel ist jetzt ersetzt worden durch einen SILBERDENAR, dessen Prägung auf das Jahr 793/94 gesetzt und gleich aufs Fundament übertragen wird [Creutz]. Erstaunlich ist der Fundort dieser ersten, so passend in Aachen gefundenen Karolingermünze:

„Das kostbare kleine Silberstück fand sich im Schutt oberhalb jener Stelle, an der sich einst der bleierne Sarkophag der heiligen Corona befand" [Rother].

Man muss sich das vorstellen: Mitten zwischen Tonnen von Schutt behauptet ein Silberling von 1,7 gr Gewicht seine Position über einem Bleisarg, der dort längst nicht mehr steht. Diese geheimnisvolle Ordnung, die auch für das Holzstück gilt, ist eigentlich ein Wunder. Holz und Silber sind übrigens nicht die einzigen Fundsachen. Tausende von Kleinfunden füllen über 50 Kisten [Kreft] und ermöglichen „eine lückenlose Dokumentation der Besiedlung an diesem Ort seit dem ersten Jahrhundert nach Christus" [Wentzler].

Beim Jahrestreffen in Weimar wird dieser Fund zur Sprache kommen – wie so manch andere glückliche Fundfügung.

Classen, Christoph (2008): Auf Karls Spuren durch Vergangenheit und Zukunft; in *Bad Aachen* (4) 20 f.

Creutz, Hans (2008): Kleine Silbermünze von großer historischer Bedeutung. Silberling aus der Zeit Karls des Großen bei Grabung im Dom gefunden; in *Aachener Anzeiger*, 6.4.08

Eimer, Gerald (2008): Freie Sicht auf den Blausteinkanal. Aachens erstes „Archäologisches Fenster" ist seit gestern auch beleuchtet; in *Aachener Nachrichten*, 4. 4. 08

Illig, Heribert (2007): Dekadenz und Aachens Aufschwung. Das Frühmittelalter in der Forschung; in *Zeitensprünge* 19 (3) 682-686

Kreft, Thomas (2008): Radar soll dem Dom tiefer unters historische Fundament blicken; in *Aachener Zeitung*, 29.1.08

red (2007): Auf den Spuren Karls; in *Aachener Zeitung*, 5. 12. 07

Rother, Sabine (2008): Fernwärme zwischen antiken Schätzen. Karolingischer Dinar aus der Zeit um 793 bei Grabungen im Dom-Fundament gefunden. Bleisärge von Corona und Leopardus; in *Aachener Nachrichten*, 3. 4. 08

Stoffels, Alfred (2008): Jetzt sogar Funde aus den „dunklen Zeiten"; in *Aachener Anzeiger*, 8. 4. 08

Wentzler, Roland (2007): Karls Fundamente. Archäologen gehen dem Dom mit einer Entschuttung auf den Grund; in *Alumni Keep in touch* RWTH Aachen (44) S. 27 http://www.alumni.rwth-aachen.de/cms/upload/pdf/kit/kit44.pdf

*

Hamburger Frust: Vor weit über einem Jahr war festzustellen, dass es nach Grabungsende auf dem Domplatz offen blieb, ob nun die karolingische Hammaburg als Keimzelle Hamburgs gefunden war. Grabungsleiter Karsten KABLITZ hatte am 6. 12. 2006 erklärt: „Entgegen älterer Annahmen befindet sich die Burganlage definitiv nicht auf dem Domplatz." Doch am 13. 12. ging um die Welt, dass in allerletzter Stunde unter einem Toilettenhäuschen ein komplett erhaltener Siedlungshorizont gefunden worden sei. Das musste zwar auch KABLITZ verkünden, aber es war primär die Meinung seines Vorge-

setzten, Hamburgs Landes-Archäologen Prof. Dr. Rainer-Maria WEISS. „Seine Hoffnung stützt sich auf noch ausstehende C14-Datierungen", die ab Ostern 2007 erwartet wurden [so weit vgl. Illig 2007].

Genau ein Jahr später, am 12. 12. 2007, trat (nur) eine Beate TREDE als Sprecherin des Helms-Museums in Hamburg-Harburg vor die Presse: „Das Alter von Holzresten kann man erkennen. Und die Tests haben ergeben, dass die Holzproben nicht aus der Zeit der Hammaburg stammen" [Abendblatt].

Ausführlicher hat sich das Museum im Internet geäußert. Demnach erbrachten 32 Proben für die C14-Datierung keine passenden Daten. Die Doppelkreisgrabenanlage gehört demnach in die Zeit zwischen 650 und 750, während die den ganzen Platz umschließende Wallanlage Datierungen für die Jahre 891 und 983 erhielt. Insofern gilt sie nun als Schutz des erzbischöflichen Mariendoms [Helms]. Und das Fazit? „Die Forscher gehen aber immer noch davon aus, dass die Hammaburg zumindest in der unmittelbaren Nähe des Domplatzes stand." [Abendblatt]

Abendblatt (2007): Beweis. Ursprung Hamburgs war nicht auf dem Domplatz. Hammaburg – der große Irrtum; in *Hamburger Abendblatt*, 12.12.2007

Helms = Helms-Museum/Home: *Neue Ergebnisse vom Hamburger Domplatz. C-14-Altersbestimmungen der archäologischen Ausgrabungen liegen vor:* unter http://www.helmsmuseum.de/index.php/18032

Illig, Heribert (2007): Die Misere der Mittelalter-Archäologie. Hamburg – Ingolstadt – Münster; in *Zeitensprünge* 19 (1) 213-223

*

WÜRZBURGER LUST: Paderborn übergibt am 12. 8. an das *Mainfränkische Museum Würzburg die* Ausstellung: *Eine Welt in Bewegung. Unterwegs zu Zentren des frühen Mittelalters,* die dort bis zum 16. 11. besucht werden kann. Die *Süddeutsche Zeitung* [SZ] preist sie mit den Worten an: „Die Epoche des frühen Mittelalters vom 6. bis zum 10. Jahrhundert war so dynamisch wie kaum eine andere. Anhand von gut 1000 Ausstellungsstücken soll diese Zeit nun wieder lebendig werden." Es geht zwar im Wesentlichen nur um Exponate aus dem unterfränkischen Karlstadt und dem westfälischen Balhorn, aber mit ihnen soll die Existenz dieser so ungeheuer dynamischen Zeit gründlich untermauert werden. Der zugehörige Katalog umfasst 350 großformatige Hochglanzseiten.

Ein Hinweis von Andreas Otte, Oerlinghausen

Eggenstein, Georg / Börste, Norbert / Zöller, Helge / Zahn-Biemüller, Eva (2008): *Eine Welt in Bewegung. Unterwegs zu Zentren des frühen Mittelalters* (Ausstellungskatalog); Berlin

SZ = Das dynamische Mittelalter; in *SZ*, 21.7. 2008

*

Kieler Förderung: Priv.-Doz. Dr. Harm von Seggern hat im Sommersemester 2008 zu jeweils später Stund' eine Übung abgehalten zu dem Thema: *Illig und seine Widerlegung*. Aus der Ankündigung der Lehrveranstaltung:

> „Furore machte vor ein paar Jahren die These [vom erfundenen Mittelalter; ...]. Wissenschaftlicher Kritik hielt Illigs Denkgebäude nicht stand. Allerdings hat Illig nicht einfach dampfgeplaudert, sondern eine Argumentation vorgebracht, die ernst genommen und widerlegt sein will. Die Auseinandersetzung mit ihr soll in der Übung gesucht werden."

Wenn man die empfohlene Literatur ansieht – neben dem *erfundenen Mittelalter* die Rezension von Rudolf Schieffer und ein bislang ungenannter Kalenderartikel von 2001 (Karl Mütz) –, dann wäre es interessant gewesen zu hören, ob auch bislang nicht vorgebrachte Argumente eingeflossen sind. Immerhin ist die Damnatio memoriae so weit aufgehoben, dass *das erfundene Mittelalter* wieder als schlechtes Beispiel dienen kann.

Ein Fund von Franz Siepe, Marburg

*

Bonner Praxis: In der *Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland* wird vom 22. 8. bis zum 7. 12. die Ausstellung ***Rom und die Barbaren. Europa zur Zeit der Völkerwanderung*** präsentiert, gleichzeitig in dem benachbartem *Rheinischen Landesmuseum* vom 22. 8. bis zum 11. 1. 2009 in Parallelaktion ***Die Langobarden. Das Ende der Völkerwanderung***. Beide Ausstellungen werden im kommenden Heft Thema sein.

Seltsames geschah in der Kunsthalle am Rand der letzten großen Ausstellung: ***Ägyptens versunkene Schätze*** (5. 4. 2007 – 27. 1. 2008; es ging um die vor Alexandria aus dem Meer getauchten Kunstwerke bis hin zum „Naos der Dekaden", einem dem Pharao Nektanebos I. im -4. Jh. gewidmeten astrologischen Kalender, abgeleitet aus astronomischen Beobachtungen.)

Unser 'alter Kämpe' Achim Babendreyer verwendete sich am Bücherstand dafür, dass auch die beiden einschlägigen Bücher aus dem Mantis Verlag ausgelegt werden. Tatsächlich bestellte die *Buchhandlung König* eine Kommissionslieferung, der zwei Nachbestellungen folgten. Doch dann erlahmte jäh die Kauflust der Ausstellungsbesucher. Kurz vor Weihnachten – und damit einen Monat vor Ausstellungsende – erhielten wir die Nachbestellungen fast komplett zurück.

Einzige Erklärung: An der Universität Bonn gibt es ein *Institut für Kunstgeschichte und Archäologie*, zu dem die *Abteilung Ägyptologie* unter Leitung von Prof. Dr. Ursula Rößler-Köhler gehört. Offensichtlich hat ein Abteilungsmitglied der Buchhandlung bedeutet, dass die Mantis-Bücher von Heinsohn, Illig und Löhner unerwünscht sind, worauf sie die Buchhandlung für ein halbes Jahr verräumte, um sie vor der Jahresinventur zurückzuschicken.

Dunstan, erster Abt der englischen Nation
Über das Alter der Kirche von Glastonbury

Renate Laszlo

Abstract: *Dunstan, Abt von Glastonbury und Erzbischof von Canterbury bis 988, gilt als Gründer mehrerer Klöster, darunter Exeter und Malmesbury (a). In diesen Klöstern erhalten aber schon im 7. Jh. bedeutende Persönlichkeiten der englischen Kirche ihre erste Ausbildung: Winfried (Bonifatius) in Exeter und Aldhelm in Malmesbury. In der ersten Biografie über Dunstan, die bereits 1004, sechzehn Jahre nach seinem Tod, in Frankreich vorliegt, bezeichnet der unter dem Pseudonym „B" schreibende Biograf Dunstan als den ersten Abt der englischen Nation (b). Diese Mitteilung wird in weiteren Berichten über Dunstan wiederholt. Ausnahmslos alle Lebensbeschreibungen über Dunstan teilen mit, dass dieser seine erste Ausbildung von irischen Mönchen erhält (c). Diese Aspekte sind aber zusammen nur möglich, wenn man die Realität der Phantomzeit anerkennt.*

Henry de Blois (1100–1171), ein Enkel Wilhelms von der Normandie, wird um 1126 Abt von Glastonbury. Um das durch die normannische Eroberung und ihre Begleiterscheinungen stark in Mitleidenschaft gezogene Kloster aufzuwerten, erhofft er sich Mithilfe von dem Historiker William von Malmesbury (1080/95–1143), der unter dem Titel *De Antiquitate Glastoniensis Ecclesiae* eine Abhandlung über die Geschichte der Abtei Glastonbury schreibt, die allerdings weder im Original noch in einer separaten Abschrift erhalten ist. Der Text existiert nur noch in Williams Hauptwerken *Gesta Regum Anglorum* oder *Gesta Pontificum Anglorum* in Kopien aus dem 13. bis 15. Jh. Das ist sehr schade, da aus den Abschriften, die hundert oder mehr Jahre nach der Entstehung des Werks angefertigt werden, nicht mehr ersichtlich ist, was William selbst geschrieben hat und was spätere Kopierer geändert, hinzugefügt oder eventuell weggelassen haben. Illig [2006] hat bereits gezeigt, wie die Chronik Teil einer stetig wachsenden, großangelegten Fälschungsaktion war, mit der sich Glastonbury – u.a. gegen die Ansprüche von Wells – ein 'Wurzelgeflecht' der Abtei erfunden hat, das schließlich über Josef von Arimathäa bis zum Tod Christi zurückreichte.

Für William ist der Gang durch die Geschichte von Glastonbury respektive Yniswitrin, wie der Ort bis zum 7. Jh. genannt wird, kein leichter Weg, auf dem er neben den Übergängen vom Heidentum zum Christentum sowie von der irischen zur römischen Kirche auch den Sprung über die Phantomzeit bewältigen muss.

Aus Yniswitrin wird Glastonbury

In einem chronologischen Überblick über die Zuwendungen an die Kirche in Glastonbury erwähnt William zuerst die drei heidnischen Könige, die den Heiligen Philipp und Jakobus sowie ihren zehn Mitstreitern, als diese im Jahr 63 aus Frankreich nach England kommen, den ersten Grund und Boden in Yniswitrin überlassen. Die ersten Missionare sollen die Erbauer der kleinen Holzkirche, der *Vetusta Ecclesia*, sein [vgl. Illig 701].

Im 2. Jh. erhalten die Heiligen Phagan und Deruvianus von König Lucius, den sie, wie William berichtet, mit dem Geschenk des Glaubens erleuchten und der durch ihre Bemühungen in Christus wiedergeboren wird, die Bestätigung der Insel *Avalon* mit allem Zubehör zum Unterhalt für sich und die zehn Missionare, die sich mit ihnen hier niedergelassen haben, darunter auch Josef von Arimathäa, sowie für alle nach ihnen Kommenden.

Ihr Nachfolger nach vielen Jahren ist der hl. Patrick, der hier zwölf Brüder vorfindet, die das Leben von Eremiten führen. Er unterrichtet sie im Gemeinschaftsleben und bereichert sie mit vielen Besitzungen, was wir, wie William sagt, gut glauben können, obwohl sie für uns unbekannt sind. Patricks Mitstreiter und Nachfolger ist St. Benignus, dessen Kurzbiografie als Epitaph sein Grab in Meare ziert.

Auf St. Benignus sollen viele Äbte der britischen Nation folgen, deren Namen und Taten in Nebel und Vergessenheit gehüllt und in der Erinnerung der Zeit verloren gegangen sind. Aber ihre hier noch ruhenden Gebeine zeigen, dass die Kirche von den großen Männern der Briten in höchster Verehrung gehalten wurde. Ein Gemälde, das an die Ereignisse der Vergangenheit erinnert, trägt die Namen von drei Äbten mit den Namen **Worgret**, **Lademund** und **Bregored**. In einer von Bischof Mawron verfassten Urkunde aus dem Jahre 601 schenkt ein namentlich nicht genannter König von Devon auf die Bitte von Abt Worgret der alten Kirche von Yniswitrin Land.

Vieles in Williams Chronik gehört zur Sage und Legende. So soll auch „der berühmte König Arthur" in Glastonbury gewesen sein und für seine Seele dem Kloster 80 Mönche zugeführt und für deren Unterhalt viele Ländereien, Reichtümer, Gold, Silber, wertvolle Kirchengefäße und Ornamente gespendet haben und schließlich im Kirchhof gemeinsam mit seiner Gemahlin begraben worden sein.

Die Gleichsetzung von Glastonbury beziehungsweise Yniswitrin mit Avalon entnimmt der Kopierer oder Interpolierer des 13. Jh. der Sage über König Arthur, die Geoffrey von Monmouth nach dem Vorbild des historischen Dux Bellorum Britanniae, eines britannischen Kriegsführers gleichen Namens aus dem 5. Jh., zur Auffüllung der Phantomzeit erfindet und 1136 in der *Historia Regum Britanniae* aufschreibt [Laszlo 1996; auch Illig 707 f.].

Bezüglich der verschiedenen Namen und der weiteren Besiedelung von Glastonbury werden in *De Antiquitate...* alternativ mehrere Definitionen und Versionen angeführt. Nach Gründung im 1. und Wiederentdeckung im 2. Jh. sollen zwölf Brüder aus den nördlichen Teilen Britanniens die westlichen Gebiete besiedeln, von denen einer namens Glasteing auf der Suche nach einem entlaufenen Schwein zufällig auf die Insel kommt und sie nach seinem Namen benennt. Oder aber *Glastinbiry* soll die Übersetzung von Yniswitrin in die angelsächsische Sprache sein. Der Name Avalon für Glastonbury soll auf einen gewissen *Avalloc* zurückgehen, der dort wegen der Abgeschiedenheit der Stelle mit seinen drei Töchtern gelebt habe.

Mittels Josef von Arimathea, der nach der christlichen Überlieferung das Blut aus der Seite Christi in einer Schale aufgefangen und diese Schale bei seinem Missionsversuch im 1. Jh. mit nach England gebracht haben soll, wird die Sage vom heiligen Gral in die englische Mythologie eingeführt.

Äbte von Glastonbury

Entsprechend den widersprüchlichen Angaben könnte eine in sich stimmige Abtsliste nur mit Gewalt konstruiert werden. Hier die wesentlichen Angaben mitsamt Dunstan als Bindeglied zwischen den Traditionen mit und ohne Phantomzeit.

Benignus		
viele irische Äbte		
Worgret		irischer Abt
Lademund		irischer Abt
Bregored		letzter irischer Abt
[Dunstan		erster englischer Abt, aber erst ab 940 geführt !]
Beorhtwald	670–678	auch bis 680; 693–731 Erzbischof von Canterbury
Haemgils	680–705	
Beorhtwald	705–712	
Dunstan	940–956	auch ab 942, geb. 909 oder 925; gehört ins 7. Jh.
Aelsige	956–	

Übergang von der irischen zur römischen Kirche

Für William von Malmesburys Abhandlung über Glastonbury ist Bedas *Historia Ecclesiastica Gentis Anglorum* eine der Hauptquellen und das Vorbild für die zwischen dem Erzbistum in Canterbury und Beda abgestimmte Datierung nach der alten Inkarnationszeitzählung (= a.Iz.). Der Historiker

Beda scheint allerdings die alte Kirche und die Abtei von Glastonbury nicht zu kennen, denn er erwähnt sie in seiner Kirchengeschichte mit keinem Wort.

Ein Grund dafür mag darin liegen, dass Beda das Doppelkloster Wearmouth and Jarrow, in dem er studiert, nach den Regeln des heiligen Benedikt lebt und mehr als vierzig religiöse Werke schreibt, zeit seines Lebens nicht verlässt und deshalb nur über die Verhältnisse in Nordhumbrien Bescheid weiß. Über die sächsischen Königreiche im Süden der Insel kann er nur das weitergeben, was ihm sein Informant aus Canterbury mitteilt. Dies wird auch aus seinem Bericht über **Aldhelm** ersichtlich. Beda [V/18] erzählt, dass der

> „mit kirchlichen Angelegenheiten und in der Kenntnis der Schriften ziemlich vertraute Aldhelm, als er noch Abt und Priester in dem Kloster Stadt des Mailduf *(Urbs Maildufi)* war, auf Anweisung einer Synode seines Stammes ein ausgezeichnetes Buch gegen die Irrlehre der Briten, nach der diese Ostern nicht zu seiner Zeit feiern und sehr viele andere Dinge entgegen der Reinheit und dem Frieden der Kirche tun, schrieb, und dass durch die Lektüre dieses Buches viele der Briten, die den Westsachsen unterstanden, zur richtigen Feier des Osterfestes des Herrn gebracht wurden."

Bei dem von Beda erwähnten Buch gegen die Irrlehre der Briten handelt es sich um Aldhelms Werk *Epistola ad Geruntium de Synodo* und bei *Maildufi Urbs* um Malmesbury, eine von irischen Mönchen gegründete Klostergemeinschaft, in der um die Mitte des 7. Jh. Aldhelm seine erste Ausbildung erhalten haben soll. Nach 669 soll der schon erwachsene Aldhelm unter Erzbischof Theodor von Tarsus bei Abt Hadrian (669–708) in Canterbury studieren und um 674 in sein altes Kloster als erster Abt von Malmesbury zurückkehren. Aldhelm wird 705 zusätzlich der erste Bischof der neu geschaffenen Diözese von Sherbourne. Als seinen Todestag teilt Beda den 29. Mai 709 mit.

Es wird nicht gesagt, ob 674 noch irische Mönche in Malmesbury leben und Aldhelm sie auf den römischen Ostertermin einstimmen kann, oder ob diese England in Richtung Irland verlassen, wie das von der aus angelsächsischen und irischen Mönchen bestehenden Gemeinschaft in Lindisfarne bezeugt ist, die nach der Synode von Whitby geschlossen mit ihrem Abt Colman über Iowa nach Irland zurückgeht [Laszlo 2008, 175]. Abt Colman von Lindisfarne, selbst Teilnehmer der Synode von 664 (a.lz.), begründet seinen Standpunkt vor der Versammlung in Streaneshealh wie folgt [Beda, III/25, 286]:

> „Das Osterfest, das ich zu begehen gewohnt bin, habe ich von meinen Vorfahren übernommen, die mich als Bischof hierher schickten; alle unsere Väter, von Gott geliebte Männer, haben es bekanntermaßen in dieser Art gefeiert. Und damit dies nicht jemandem verachtenswert oder tadelnswert erscheinen möge, es ist das gleiche, das der selige Evangelist Johannes, der vom Herrn besonders geschätzte Jünger, mit allen Kirchen, an deren Spitze er stand, der Überlieferung nach gefeiert hat."

Auch andere irische Klostergemeinschaften in England weigern sich, das Datum des römischen Osterfestes zu übernehmen. Nach Beda eskalieren zum Ende des 7. Jh. die Streitigkeiten zwischen keltisch-irischen und römischen Christen in Nordhumbrien und führen zu ernsthaften Auseinandersetzungen und kriegerischen Handlungen, in denen viele Angelsachsen ihr Leben verlieren oder in Unfreiheit geraten [Laszlo 2007, 175]. Durch die Überzeugungsarbeit der nordhumbrischen Bischöfe und Äbte wird mit der Übernahme des römischen Ritus durch die keltischen Christen in Irland und Schottland zu Beginn des 8. Jh. a.Iz. der Streit beigelegt [Beda, V:19-21].

William von Malmesbury vertraut Bedas Datierung von Aldhelm in das 7./8. Jh. und bezeichnet Aldhelm noch im 12. Jh. in seiner Schrift *Gesta Pontificum Anglorum* als den bedeutendsten englischen Dichter seit 500 Jahren. Er scheint sich nicht darüber zu wundern, dass das fortschrittliche und christianisierte England ein halbes Jahrtausend lang keinen vergleichbaren Literaten hervorgebracht haben soll.

Williams Sprung in die Phantomzeit

William berichtet, dass 236 Jahre nach Geburt des heiligen Patrick der Missionar Augustinus in England ankommt (anno 597 mit 40 Missionaren auf der Halbinsel Thanet in Kent) und dessen Gefährte **Paulinus**, Bischof von Rochester (633–644), Glastonbury besucht, dort die Konstruktion der alten Holzkirche verstärkt und das Gebäude von der Spitze her mit Blei deckt. Er soll dies mit einem solchen Geschick handhaben, dass die Kirche nichts von ihrer Heiligkeit verliert und ihre Schönheit vergrößert wird.

Paulinus ist als Bischof von York (625–633) in der nordhumbrischen Mission von sehr erfolgreich, initiiert den Kirchenbau in York und baut in Lincoln eine Steinkirche von ausgezeichneter Ausführung.

Von Paulinus empfängt König Edwin mit den Edlen seines Stammes und dem größten Teil seines Volkes 627 (a.Iz.) den Glauben und die Taufe der heiligen Wiedergeburt. Nachdem Edwin 633 ermordet wird, geht Bischof Paulinus mit der Witwe Aethelburh und den Kindern des Königs nach Kent zurück. Nach Übernahme des verwaisten Bischofssitzes in Rochester erreicht Paulinus 634 nachträglich aus Rom die Ernennung zum Erzbischof von York. Laut Beda [III/14] hatte Paulinus das Bischofsamt insgesamt 19 Jahre, zwei Monate und 21 Tage inne und wurde nach seinem Tod am 10. Oktober 644 in jener Kirche des seligen Apostels Andreas begraben, die König Aethelberht von Grund auf in der Stadt Rochester baute. Paulinus' Gebeine werden später in die neu erbaute Kathedrale in Rochester überführt und in einem silbernen Schrein bis zur Reformation aufbewahrt.

Für einen Aufenthalt des Paulinus in Wessex ist William die einzige Quelle. Ob Paulinus während seiner Zeit als Bischof von Rochester tatsächlich

Glastonbury besucht, oder ob William den Aufenthalt des Missionars in Glastonbury zur Überbrückung und teilweisen Füllung der mittlerweile eingeschobenen leeren Jahrhunderte erfindet und den von Beda ausgewiesenen Fachmann für Kirchenbau zur Erneuerung der *Vetusta Ecclesia* und damit zur Aufwertung der Kirche und Abtei in Glastonbury missbraucht, ist ungewiss.

Beda [IV/7] berichtet über das Scheitern der ersten Missionsversuche in Wessex durch die Bischöfe Birinus, Agilbert und Wine nach dem Tod König Cynegisls, dessen Sohn ***Cenwalh*** (643–674) erst 670 das Christentum annimmt und Leutherius (670–678) als westsächsischen Bischof von Winchester einsetzt.

Diese Mitteilung Bedas nimmt William zum Anlass, von 670–678/80 einen in der Abtei erzogenen, sonst nicht belegten **Beorhtwald** oder Brihtwold (lat. Berthuualdo oder Berctuald) in die Geschichte einzubinden, dem der vorgenannte König Cenwalh, der siebte westsächsische König nach Cerdic, im 29. Jahr seiner Regierung Land in Meare schenkt.

William behauptet, dass der Name dieses Abtes auf der zweiten Pyramide zu Glastonbury eingetragen ist und es sich dabei um den späteren Erzbischof von Canterbury handelt. Über den konkreten Verbleib dieses Beorhtwald in der Zeit von 678/80 bis 693 schweigt sich William aus, räumt aber ein, dass dieser sich freiwillig nach Reculver begeben haben könnte.

Ob es sich bei dem bei William erstmals belegten angelsächsischen Abt Beorhtwald/Berctuald von 670–678 und der Schenkung Cenwalhs um eine Erfindung des Historikers handelt, oder ob William noch aus alten Quellen schöpfen kann, in denen die Existenz des Abtes und der Zuwendung verzeichnet sind, ist schwer zu sagen. Im Zusammenhang damit steht die Frage, ob William den Namen des Abtes, wenn er ihn denn erfindet, mit Bedacht wählt, damit er zur Aufwertung der Abtei behaupten kann, bei ihm handele es sich um den späteren Erzbischof von Canterbury (693–731). Dessen Name ist auch bei Beda bezeugt, allerdings mit einer anderen Biografie, in der Glastonbury nicht erwähnt wird.

Über den Erzbischof Berctuald von Canterbury schreibt Beda in der *Historia Ecclesia...* [V/8, 452], dass der

> „sowohl von der Kenntnis der Schriften erfüllte, als auch mit den kirchlichen und klösterlichen Grundsätzen gleichermaßen bestens vertraute Abt des an der nördlichen Mündung des Flusses Genlada gelegenen Klosters Reculver am 1. Juli des 692. Jahres nach der Fleischwerdung des Herrn zum Bischof gewählt, am 29. Juni des folgenden Jahres von dem Metropolitanbischof Goduine von Gallien geweiht wurde und am 31. August, einem Sonntag, den Stuhl als Erzbischof von Canterbury bestieg und damit die Nachfolge des 690 verstorbenen Theodor von Tarsus als Erzbischof von Canterbury antrat."

Beda berichtet weiter, dass Erzbischof Berctuald nach einer Amtszeit von 37 Jahren, 6 Monaten und 14 Tagen am 13. Januar 731 an Altersschwäche stirbt und – wie sein Vorgänger Theodor – in der Kirche begraben wird, da im Porticus, in dem alle vorhergehenden Erzbischöfe von Canterbury begraben wurden, kein Platz mehr ist.

Auch hier schreibt Beda offensichtlich das, was ihm sein Informant aus Canterbury mitteilt. Bemerkenswert ist Bedas Mitteilung, dass Berctuald vor 693 Abt im Kloster in Reculver war. Da diese Abtei der Benediktiner erst um 900 gegründet wurde, ist dies wiederum ein Beleg für die Phantomzeit!

Mit der Datierung nach alter Inkarnationszeitzählung wird die Kontinuität Bedas und der von ihm abhängigen Quellen bewahrt. Das bedeutet, dass die Ereignisse und Personen, die Beda ab 614 in der *Historia Ecclesia...* erwähnt, in der von ihm angegebenen Zeit bestehen bleiben und weiter geführt werden müssen, obwohl sie nach dem Einschub der Phantomzeit in die Zeit nach 911 gehören. Das gilt auch für die Schriften Williams von Malmesburys, soweit er auf Bedas Kirchengeschichte zurückgreift oder in die Phantomzeit hinein datiert.

Durch die Kontakte zum Kontinent wird in den sächsischen Königreichen im Süden Englands die Nachphantomzeit ab der zweiten Hälfte des 10. Jh. bekannt und für alle neuen Entwicklungen eingeführt. Sie geht peu à peu in die so genannte neue Inkarnationszeit über, so dass nach den eingeschobenen drei leeren Jahrhunderten im Zuge der normannischen Eroberung in England wieder der Zusatz „nach der Fleischwerdung des Herrn" verwendet wird.

Diese Umstände bewirken, dass für eine gewisse Zeit ab der zweiten Hälfte des 10. Jh. in England zwei verschiedene Datierungen gelten und angewandt werden, die zu Verwirrungen führen, mit denen nicht nur die zeitgenössischen Chronisten zu kämpfen hatten, sondern die den Historikern bis heute Rätsel aufgeben.

Die von einem anonymen Schreiber rückwirkend erstellte *Continuatio Bedae* mit Annalen bis 766 bewirkt ein kontinuierliches Auslaufen der alten Inkarnationszeit und gleichzeitig eine Fortführung dieser Zeit bis zur normannischen Eroberung, mit der dann der Zeitsprung über die 300 Leerjahre endgültig besiegelt und legitimiert wird. Durch die Aufrundung der Phantomzeit von 297 auf 300 Jahre machen sich die drei überzähligen Jahre in England rechnerisch öfters bemerkbar.

Nach dem Tod König Cenwalhs von Wessex, 674, übernehmen Unterkönige die Herrschaft über den Stamm der Westsachsen, teilen sie unter sich auf und haben sie ungefähr 10 Jahre inne [Beda, IV/12].

Um einen solchen Unterkönig handelt es sich bei ***Centwine***, von dem William schreibt, dass er auf Bitten von Bischof Haeddi und der Mönche von Glastonbury in 680 **Abt Haemgils** (Hemgisel) für seine konstanten Dienste

für den Glauben zum Nachfolger von Abt Beorhtwald für 25 Jahre ernennt und den Brüdern der Abtei das Recht verleiht, ihren Abt gemäß der Regel des heiligen Benedikt selbst zu wählen. König Centwines Reliquien sollen auf dem Friedhof der Mönche von Glastonbury in der Pyramide ruhen, die einst edel geschnitzt war.

681 gibt der Unterkönig Baldred mit Zustimmung Centwines und der Autorisation und Bestätigung durch Bischof Haeddi und Abt Aldhelm dem Abt Haemgils für die Unterstützung der zu Glastonbury gelegenen verehrungswürdigen Kirche der gesegneten Maria und des gesegneten Patrick reichlich Land und Fischrechte.

Bischof Haeddi, der nach dem Tod des Bischofs Leutherius das Bischofsamt in Winchester verwaltet und von Erzbischof Theodor von Canterbury in London geweiht wird, schenkt im gleichen Jahr 681 mit Zustimmung von Centwine und Baldred der Abtei Glastonbury weiteres Land. Die Schenkung wird von Caedwalla bestätigt, der seiner Unterschrift eigenhändig das Zeichen des Kreuzes hinzufügt, obwohl er Heide ist, wie William ausdrücklich betont.

Haeddi (676–705), Aldhelm 674–709) sowie Caedwalla (685–688) sind aus Bedas Kirchengeschichte bekannt und dienen William zur Etablierung seiner Glaubwürdigkeit. Bischof Haeddi wird aber auch im 12. Jh. in Verbindung mit der Schlacht von Maldon in 991 erwähnt, ist demnach als Doppelgänger ein Beleg für die Phantomzeit!

Caedwalla muss nach 681 Christ geworden sein. Beda beschreibt ihn als einen zwiespältigen Regenten, der, nach dem Sieg über die Unterkönige von Wessex 685 die Königsherrschaft als rasender Tyrann antritt, nach zwei Jahren abdankt und, von der Liebe zum himmlischen Reich erfasst, nach Rom geht und sein Leben beschließt.

König Ine und Glastonbury

Nach Caedwallas Weggang nach Rom wird Ine König in Wessex (688–726). William übernimmt seine Daten von Beda und belässt den westsächsischen König im 7./8. Jh., ohne zu erkennen oder erkennen zu wollen, dass Bedas Kirchengeschichte umdatiert werden muss, weil 300 Jahre Phantomzeit eingefügt wurden. Da Beda Ine zwar erwähnt, aber nicht viel über ihn zu berichten weiß, glaubt sich William hier auf sicherem Boden, auf dem er seine übertriebene Berichterstattung über König Ine aufbauen kann.

William beschreibt Ine als übergroßen Wohltäter der Kirche und Abtei in Glastonbury. Er soll das Kloster nicht nur mit Ländereien und anderen Besitztümern ausstatten, sondern auch mit dem Privileg der freien Ausübung der klösterlichen Disziplin gemäß der Regel des hl. Benedikt ohne Behinderung durch weltliche oder finanzielle Belastungen. Dies soll 704 auf Rat und Ent-

scheidung des Bischofs Aldhelm von Malmesbury unter Abt Haemgils in der hölzernen Kirche von Glastonbury auf einer Urkunde von Prinzen, Ealdormen und Edlen öffentlich bestätigt werden. Ein Jahr später stirbt Abt Haemgils und findet seine letzte Ruhestätte in der alten Kirche von Glastonbury.

Nach der offiziellen Klostergründung durch Ine erhält Glastonbury reiche Zuwendungen durch den Gründer selbst und viele andere Zeitgenossen, unter anderem auch von Bischof Wilfried. Ine gründet nicht nur das Kloster, sondern auch die größere Kirche zu Ehren der Apostel Peter und Paul, so dass nunmehr fünf Kirchen in Glastonbury vorhanden sind.

Die *erste* und älteste ist die westlichste von allen und wird von den zwölf Missionaren gegründet, die 63 unter Leitung von Philipp und Jakobus nach Yniswitrin kommen.

Die *zweite* wird östlich der älteren Kirche von dem heiligen David, dem Bischof von Menevia, und sieben ihm untergebenen Bischöfen zu Ehren der heiligen Maria gebaut und geweiht;

die *dritte* wird von zwölf Männern erbaut, die aus dem Norden Britanniens kommen. Diese Kirche ist ebenfalls östlich der alten Holzkirche gelegen.

Die *vierte* und größte wird östlich der anderen Kirchen zu Ehren unseres Herrn und Heilands und der Apostel Petrus und Paulus von Ine konstruiert für die Seele seines Bruders Mul, den die Kenter verbrannt haben. Auch die auf der Spitze eingeschriebenen Verse führt William an; es sind die von Beda für Caedwallas Grab in Rom tradierten.

Gemäß William soll Ine auch noch – als *fünfte* – eine unter der größeren Kirche gelegene Kapelle aus Gold und Silber in Glastonbury bauen, deren Inventar ebenso vor Edelmetall und -steinen nur so strotzen soll; weitere Landschenkungen und Privilegien an das Kloster verstehen sich. (Keine dieser Kirchen besteht mehr; nach dem Brand von 1184 wurden gotische und neoromanische Kirchen aufgeführt, heute Ruinen [Illig 702 ff.].)

In einem goldenen Gefäß soll König Ine dem Papst diese Urkunde mit anderen königlichen Geschenken geschickt haben mit der Bitte um Aufnahme von Glastonbury in den Schutz der heiligen römischen Kirche. Noch im gleichen Jahr soll sich Ine nach Rom begeben und die mit dem päpstlichen Siegel versehene Urkunde nach Glastonbury zurückbringen. Später geht Ine mit Königin Aethelberg nach Rom und lebt dort Gott wohlgefällig, einfach und bescheiden bis zu seinem Tod, nicht aber ohne große Wunder, wie William gehört haben will.

Nach Ines Weggang in 726 wird Aethelheard König von Wessex. Er gewährt Coengils, dem frommen Abt des Klosters von Glastonbury, 729 weiteren Landbesitz.

744 bestätigen König Cuthred (740–756), die Bischöfe Hereweald und Daniel und viele andere Edelleute der alten Stadt Glastonbury im Zeichen des

Kreuzes unwiderruflich alle Landschenkungen durch die Könige von Wessex und den mercischen König Aethelbald. Bis zu diesem Zeitpunkt stehen Williams Angaben mit den von ihm benutzten Quellen im Einklang und die angegebenen Zeiten (nach a.Iz.) sind mit den westsächsischen Königen und Kirchenleuten kompatibel.

Abt Tyccea von Nordhumbrien

Da William den Inhalt der *Continuatio Bedae* nicht kennt, füllt er das zweite Drittel des 8. Jh. mit der Geschichte des in keiner anderen Quelle genannten Abts Tyccea, den er alternativ 744 oder 754 als Abt von Glastonbury für sechs Jahre nennt.

William beginnt seine Erzählung über **Abt Tyccea** damit, dass einige Zeit später die Dänen viele Jahre lang Nordhumbrien angreifen, während der Rest Englands unter keinen Angriffen leidet. Auf der Flucht vor den dänischen Piraten soll Tyccea aus diesen Landesteilen in den Westen emigrieren und sich nach Glastonbury zurückziehen. Ungeachtet der beachtlichen Entfernung soll Tyccea die Reliquien von ungefähr einem Dutzend Äbten, Bischöfen und Priestern aus verschiedenen Orten seines Heimatlandes mitbringen. Dabei zählt William alles auf, was im frühen Christentum in Nordhumbrien Rang und Namen hat, von Bischof Aidan von Lindisfarne bis zur Äbtissin Hilda von Streaneshealh, mittlerweile Whitby. William geht nicht darauf ein, wie Tyccea diese Vielzahl an Gebeinen zusammen getragen und nach Glastonbury transportiert haben soll, die dort über dem Altar platziert werden und viel zur Reverenz des Ortes beitragen. Selbstverständlich erhält auch Abt Tyccea ein würdiges Begräbnis und ein wegen seiner Größe und der künstlerischen Eingravierungen bemerkenswertes Grabmal mit Inschrift, rechterhand in der Ecke der größeren Kirche neben dem Eingang zur alten Kirche.

Mit dem sonst nirgends belegten Abt Tyccea beginnt die Konfusion in der Berichterstattung Williams von Malmesbury. In *De Antiquitate* ... [Kap. 47] nennt er das Jahr 754, in dem Tyccea als Abt die Leitung der Kirche in Glastonbury übernimmt und von einem König namens Sigebertus (Sigeberht), der nur ein Jahr regiert [Scott, 200], Land erhält. In Kap. 71 dagegen lässt William die sechsjährige Amtszeit des Abts Tyccea bereits 744 beginnen, also zehn Jahre früher, nennt schon ab 746 den **Abt Cuma** für 2 Jahre und ab 754 den **Abt Wealdhun** für 32 Jahre, dem Cynewulf 762 Land geschenkt hätte, was aber nicht gut möglich ist.

Regelrecht aus den Fugen gerät das Kapitel 48 über **Abt Guba**, dem König Cynewulf 760 Land zukommen lassen soll. Erstens ist Guba in Kapitel 71 bereits 743 als Abt für zwei Jahre dokumentiert, zweitens ist König Cynewulf 757 im Jahr seiner Thronbesteigung ermordet worden, kann also 760

oder 762 keine Zuwendungen mehr machen. Da William ein vor der normannischen Eroberung erstelltes Exemplar von Bedas *Historia Ecclesia...* benutzt, kennt er die *Continuatio Bedae* nicht, in der Cynewulfs Tod im Jahr 757 a.Iz. mitgeteilt wird.

So kann William, wie schon die Verfasser der *Angelsächsischen Chronik*, der Chronik des Florence von Worcester und der *Vita Alfredi*, die fälschlich verlängerte Lebenszeit Cynewulfs bis 786 als Übergang in das letzte Drittel des 8. Jh. der Phantomzeit verwenden.

Über die Reliquien der Abtei Glastonbury

Wegen der fehlenden Zeit und der unterschiedlichen Zeitangaben, die William nicht verborgen geblieben sein können, kommt er beim Übergang zum zweiten Teil der Phantomzeit 'ins Schwimmen'.

Immerhin kommen die Gebeine von Erzbischof David von Dyfed mit einer 300-jährigen Verspätung durch einen Zufall oder Notfall nach Glastonbury. Umgekehrt ist es bei dem hl. Indract, der um das Jahr 1000 das Martyrium erlitten haben soll: Die Gebeine von ihm und seinen Gefährten soll König Ine aber schon um 700 nach einer göttlichen Vision von dem Platz ihres Martyriums nach Glastonbury gebracht haben. Indract soll in einer Steinpyramide zur Linken des Altars, seine Gefährten unter dem Fußboden begraben worden sein. In beiden Fällen ist der Einschub der Phantomzeit die Ursache für die Zeitdifferenz von 300 Jahren.

Um von dem Problem der unterschiedlichen Zeitbenennung und dem dadurch verursachten Chaos abzulenken, befasst sich William weiter mit der Ansammlung von Reliquien in Glastonbury und springt dabei willkürlich vom 7. zum 10. Jh. hin und her.

Die Reliquien aller Heiligen, die in Glastonbury von Königen und Magnaten gesammelt werden, im Detail aufzuzählen, würde nach Williams Meinung die Aufnahmefähigkeit seines Buches bei weitem übertreffen, aber er vertröstet die Leser, da die Namen ja in den Evangelienbüchern verzeichnet seien.

Trotzdem nennt er noch einen riesigen Schwall an Namen von Heiligen und verweist auf noch mehr ungenannte Verstorbene, deren Reliquien als Geschenke von Königen, Prinzen, Bischöfen und anderen Edlen, deren Namen noch in alten Büchern der Kirche verzeichnet sind, nach Glastonbury gebracht wurden, darunter aus Wales, als die Christen dort verfolgt wurden, oder aus dem Königreich Nordhumbrien, als dort die Dänen hausten. So hat sich die Abtei mittlerweile zu einem 'Lagerhaus' von Heiligen entwickelt, von deren Namen William kein komplettes Wissen hat, die sich aber der Kontemplation und Kenntnis sowie des Wohlwollens Gottes erfreuen.

William scheint erleichtert, als er bei dem frommen König Edgar (939–975) als Reliquienspender ankommt und nennt zwei Unbekannte, die der

König im 10. Jh. von einer Reise nach Bethlehem mitgebracht und der Reliquiensammlung in Glastonbury einverleibt haben soll. Damit hat er die Phantomzeit ausgefüllt, ohne genaue Daten zu nennen, und befindet sich mit König Edgar wieder in der realen Nachphantomzeit. Er schließt die Kapitel über die Reliquien von Glastonbury ab mit einer ausführlichen Darstellung der Überführung der Gebeine Dunstans von Canterbury nach Glastonbury unter dem Protektorat des Königs Edmund Ironside in 1012.

Spenden an Glastonbury in der Phantomzeit

Der Kirchenmann William von Malmesbury, der in der ersten Hälfte des 12. Jh. schreibt, kann es sich nicht leisten, die von der Kirche sorgfältig vertuschte und kaschierte Phantomzeit zuzugeben. Er muss vielmehr so tun, als wüsste er nichts von einem Einschub der Leerzeit.

Für die erste Hälfte der Phantomzeit hält er sich strikt an die alte Inkarnationszeitzählung der *Historia Ecclesia...* und die darauf aufbauenden Datierungen, ungeachtet dessen, dass drei Jahrhunderte eingeschoben werden und Bedas Berichte ab 614 mit der Zeit nach 911 übereinstimmen.

Da William die Existenz der Phantomzeit nicht realisiert, muss er sie weiterhin ausfüllen und ist dabei auf Legendenbildungen und vielfach gefälschte Urkunden und Biografien angewiesen, da es für diese niemals existierende Zeit keine Geschichte gibt.

Die Anreicherung der Phantomzeit mit einer maßlosen Ansammlung von Reliquien in Glastonbury wird noch bei weitem übertroffen von den vielen Zuwendungen an Besitztümern, die das Kloster angeblich in den drei leeren Jahrhunderten erhalten haben soll.

In den Kapiteln 49-51 bringt William seinen eigenen Beitrag zur Füllung der Phantomzeit, den er in zwei naive und plumpe Urkunden kleidet, die jeder Logik und Glaubwürdigkeit entbehren.

Für das Jahr 796 arrangiert er ein Phantomzeitszenario, bestehend aus ***Papst Leo III.***, dem im Frankenreich regierenden ***Karl dem Großen*** und den englischen Königen Beorhtric von Wessex und Cenwulf von Mercien. Wer mehr über diesen Papst und diese Könige wissen will, den verweist William auf sein Buch *Die Taten der Könige von England.* Für den Augenblick hält er es für ausreichend, nur die Namen zu erwähnen, da sie seiner Meinung nach sehr wichtig sind für das, was er zu erklären versucht, nämlich, dass Papst Leo den Besitz des Klosters von Glastonbury mit 800 Hiden (à 25 bis 50 Hektar) Land einem König Cynehelm sowie dessen Volk und Nachfolgern zugesteht, so dass das Kloster ungestört die Religion für alle Zeit ausüben kann. Leos Vorrechte will William nicht anders als in Englisch vorfinden und macht sich erst einmal daran, die Urkunde in Latein zu übersetzen, so gut er die Bedeutungen versteht. Die Formulierung „so gut er die Bedeutungen ver-

steht" weist darauf hin, dass William als Sohn eines normannischen Adligen und einer Engländerin die altenglische Sprache nicht gut beherrscht; dies kann aber auch als Schutzbehauptung gedacht sein.

Nach dieser Urkunde soll Papst Leo einem König Cynehelm, seinen Gefolgsleuten, Verwandten und Nachfolgern seine Wünsche für Frieden und ewige Seligkeit schicken und, in Zusammenarbeit mit Cenwulf, dem König der Mercier, aufgrund seiner apostolischen Macht und Autorität ohne Verzögerung das Recht erteilen, das Kloster mit den von Königen, Bischöfen und Prinzen gewährten, in vielen Provinzen und Regionen gelegenen Ländereien ohne Behinderung für immer zu führen unter der Bedingung, dass ständig Kerzen vor dem Altar angezündet und spirituelle Gesänge, Psalmen und Messen gesungen werden sowie eine echte Gemeinschaft geführt wird. Unter Androhung der Strafe Gottes und der ewigen Exkommunikation darf kein König, Erzbischof, Bischof oder Prinz, welche Macht er auch im Leben erreicht oder auf welche Anordnung er handelt, mit Gewalt diese päpstlichen Privilegien beschädigen oder zurücknehmen.

Die Urkunde soll am 8. März des dritten Jahres von Papst Leo im päpstlichen Sitz St. Peter in Rom mit Erlaubnis unseres Herrn Karl, des Königs der Franken, Lombarden und Patrizier der Römer im 25. Jahr seiner Regierung von dem päpstlichen Hauptnotar Eustace und einem Berater namens Paschal verfasst worden sein.

In einer weiteren von William angeführten Urkunde soll Cenwulf (796–821), ein Jahr nach seiner Wahl zum König von Mercien, dieses Privileg von Papst Leo an König Cynehelm und seine Nachfolger bestätigen und von zahlreichen Geistlichen unterschreiben lassen.

Warum William behauptet, die Urkunde des Papstes Leo nur in Englisch vorzufinden, obwohl sie in Rom hergestellt worden sein soll, wo kein Mensch Altenglisch spricht, warum Karl der Große, den er „unser[n] Herr Karl, König der Franken, Lombarden und Patrizier der Römer" nennt, dem Papst die Erlaubnis zur Erteilung der Privilegien geben soll und warum Leo das westsächsische Kloster mitsamt dem angesammelten Besitz von 800 Hiden einem unbekannten König Cynehelm zugesteht und nach Mercien transferiert, ist nicht nachvollziehbar. Es stellt sich auch die Frage, ob William die gefälschten Urkunden tatsächlich vorfindet, ob er sie sich selbst ausdenkt oder ob es sich um nachträgliche Interpolationen eines Kopierers handelt. Sicher ist, dass die erfundenen Urkunden der Füllung der Phantomzeit im letzten Drittel des 8. Jh. dienen sollen. In den Zusammenfassungen der Zuwendungen an Glastonbury in Kapitel 69 und 70 werden die Privilegien des Papstes und König Cenwulfs nicht mehr erwähnt, genau so wenig, wie an einer anderen Stelle.

Entweder zum Selbstschutz und zur Erhöhung der Glaubwürdigkeit oder aus Unwissenheit führt William oder der spätere Interpolierer aus, dass er

nicht sicher ist, wer dieser Cynehelm ist, dem Papst Leo und König Cenwulf von Mercien so große Freiheiten zugestehen. Um es noch verwirrender zu machen, wird berichtet, dass König Cenwulfs Sohn auch Cynehelm hieß, dass der aber dieser König nicht sein kann, da er durch ein Verbrechen seiner Schwester kurz nach dem Tod des Vaters ermordet wird, als er kaum sieben Jahre alt ist, und die Privilegien außerdem schon im zweiten Jahr von Cenwulfs Regierung gewährt werden, der danach noch 24 Jahre regiert.

Danach will William plötzlich nichts mehr von der ganzen Geschichte wissen und schlägt vor: „Aber lasst uns diese Angelegenheit beiseite legen und in unserem Unternehmen fortfahren".

Mit König Beorhtric von Wessex, der in den Kapiteln 49 und 50 jeweils kurz erwähnt wird, ist William bei den phantomzeitlichen Königen von Wessex angelangt.

Die eigens zur Füllung der Phantomzeit rund 100 Jahre vorher gefälschte *Vita Alfredi* kennt William nicht. Das ist auch kein Wunder, denn das einzige jemals vorhandene Exemplar dieser Biografie liegt zu Williams Zeit vermutlich schon wohlverwahrt in Canterbury, wo es 1574 von Erzbischof Mathew Parker entdeckt und gedruckt wird.

Dafür stehen William die Chroniken des Byrhtferth von Ramsey und des Florence von Worcester mit Auszügen und Teilabschriften aus der *Vita Alfredi* zur Verfügung, nicht zuletzt auch die *Angelsächsische Chronik*, die der *Vita Alfredi* in Bezug auf Lebenslauf und Verdienste Alfreds gleichgeschaltet ist. Aus diesen Chroniken entnimmt William die Namen und Daten der Phantomzeitkönige, zu denen er die passenden Äbte von Glastonbury, mit einer jeweils möglichst langen Amtszeit, erfindet.

Der Nachfolger von König Beorhtric ist König Egbert, Alfreds imaginärer Großvater. Er soll 802, also nur einige Jahre nach den erteilten Privilegien durch Papst Leo, der Kirche von Glastonbury viel Land schenken, und zwar auf die Bitte von Abt Muca.

Der auf Muca für 27 Jahre folgende **Abt Guthlac** verkauft 824 ein kleines Stück Land für horrendes Geld [Kap. 52]. Vermutlich soll der Eintrag den enormen Geldwert des Besitzes von Glastonbury demonstrieren.

851 erhält der auf Guthlac 840 für 16 Jahre folgende **Abt Ealmund** mit Genehmigung des Bischofs Aelfstan Ländereien von König Aethelwulf, der frommerweise ein Zehntel seines Besitzes den Kirchen in seinem Königreich zukommen lässt. König Aethelred, der Sohn Aethelwulfs, gibt seinem Gefolgsmann Wulfhere Land, das dieser unmittelbar an Glastonbury spendiert.

867 gibt Aethelbald, König Aethelwulfs Sohn, an **Abt Hereferth** für die alte Kirche der gesegneten Gottesmutter Maria Grundbesitz und Fischereirechte. Gleichzeitig gibt Alfred, Bruder von Aethelbald und Sohn von Aethelwulf, ein Stück von dem Kreuz des Herrn, das er von Papst Martin erhalten

haben soll. Alfreds Spende eines Kreuzes, das aus dem Kreuz des Herrn gefertigt sein soll, wird in Kapitel 69 noch einmal wiederholt.

Diese Mitteilung ist vollkommen durcheinander geraten, denn Abt Hereferth ist schon 849 für 14 Jahre als Abt eingeteilt und demzufolge in 867 gar nicht mehr im Amt, und ein Papst Martinus wird in der Alfred zugewiesenen Zeit auch nicht geführt. Es ist Williams einzige direkte Information über Alfred; an vier weiteren Stellen wird Alfreds Name noch als Vorfahr oder Verwandter von Landspendern genannt, die das Kloster beschenken.

Es ist sehr ungewöhnlich, dass William Alfreds Namen als Bruder von Aethelbald und Sohn von Aethelwulf zwar mit der angeblichen Spende der Kreuzreliquie und als Verwandter von anderen Spendern einige Male erwähnt, aber nichts über Alfreds in den oben erwähnten Chroniken ausführlich geschilderte Bedeutung sagt und noch nicht einmal berichtet, dass es sich bei ihm auch um einen König handelt.

Warum legt William sich bei Alfred eine so große Zurückhaltung auf? Weiß er vielleicht, dass Alfred eine Fiktion ist? Was weiß William von Malmesbury, das er aber aus Solidarität nicht sagen darf?

Auf Hereferth folgen weitere erfundene Äbte: 890 **Stihtheard** für 11 Jahre, 905 **Aldhun** für 34 Jahre; ihm soll König Edward 922 Compton zurückgegeben haben. Ab 927 dann **Abt Aelfric** für 14 Jahre, dessen Doppelgänger 300 Jahre früher bei Beda [208] genannt wird, allerdings nicht als Abt von Glastonbury, sondern als Onkel des Königs Edwin von Nordhumbrien und Vater von Edwins Nachfolger Osric.

Dunstan wird Abt von Glastonbury

Nach der Überlieferung wird Dunstan in dem Ort Baltonsborough in der Nähe von Glastonbury als Sohn einer dem Königshaus nahe stehenden, adligen Familie geboren. Als seine Eltern werden Heorstan und Cynethryth genannt. Der Vater, angeblich ein Bruder der Bischöfe von Winchester und Wells, soll den handwerklich und musisch begabten Jungen sehr früh – üblich für die damalige Zeit ist ein Alter von 5 bis 7 Jahren – als *puer religiosus* in das Kloster Glastonbury gegeben haben. Wann dies geschieht, wird nicht gesagt.

Der Biograf Osbern legt Dunstans Geburt in das erste Jahr von König Athelstans Regierungszeit. Das *Biographisch-Bibliographische Kirchenlexikon* übernimmt diese Angabe und schreibt, dass Dunstan 925 in der Nähe von Glastonbury in Somerset geboren wurde. Dieses Geburtsjahr lässt sich aber mit anderen Ereignissen aus Dunstans Leben nicht in Einklang bringen, da er sonst schon im jugendlichen Alter Abt geworden wäre.

Über Dunstan existieren mehrere Biografien und Chroniken. Die älteste Lebensbeschreibung wird wenige Jahre nach seinem Tod verfasst und ist Erz-

bischof Ælfric von Canterbury gewidmet, der das Amt von 995–1005 innehat. Die Biografie ist unter dem Pseudonym „B" geschrieben und bereits 1004 in Frankreich bekannt, so dass die Entstehungszeit zwischen 995 und 1004 liegen muss. Es gibt mehrere Vermutungen, wer sich hinter dem anonymen Autor „B" verbirgt, ohne dass Gewissheit über die Person des Biografen gewonnen werden konnte.

Die zweite Biografie verfasst der Mönch Adelar von Gent; er widmet sie dem 953 geborenen Erzbischof Ælfheah von Canterbury, der 1005 das Amt übernimmt und 1012 von den Dänen als Geisel genommen und ermordet wird. Damit dürfte für dieses Werk eine Entstehungszeit zwischen 1005 und 1012 feststehen.

Die anderen Viten und Chroniken über Dunstan stammen aus dem späten 11. oder aus dem 12. Jh. und sind, wie das in der Zeit nach der normannischen Eroberung üblich war, in vielen Einzelheiten voneinander abgeschrieben. Vieles ist hagiographisch verbrämt, mit Wundern und Legenden ausgeschmückt. Dunstans Tod wird in allen Biografien übereinstimmend am 19. Mai 988 angegeben.

Das *Ökumenische Heiligenlexikon* und fast alle modernen Interpreten legen Dunstans Geburt nicht in das Jahr 925, sondern in das Jahr 909. Bei Berücksichtigung der von Illig aufgestellten These über eine Phantomzeit von 297 Jahren wäre das im Jahr 612 a.Iz., das heißt, Dunstan wäre vor der Phantomzeit geboren worden und hätte den größten Teil seines Lebens danach verbracht.

Dies ist auch der Grund, warum Dunstans Geburt und seine frühen Jahre datenmäßig in den zahlreichen erst nach seinem Tod erstellten Quellen nicht oder nur unzureichend und lückenhaft erfasst werden. Als um das Jahr 1000 die erste Biografie über Dunstan geschrieben wird, ist die Phantomzeit schon eingeführt, zumindest in Frankreich, wo diese Biografie für 1004 nachgewiesen und vielleicht von einem englischen Emigranten erstellt wurde.

Nach allen Biografien wird Dunstan ab den 40er Jahren des 10. Jh. Abt von Glastonbury. Allerdings variieren die Angaben über das Jahr seiner Ernennung. In der Chronik des Florence von Worcester wird das Jahr 942 angegeben, in der Angelsächsischen Chronik 943. Da er die ersten Urkunden als Abt in 946 beurkundet, muss er spätestens ab diesem Zeitpunkt das Amt ausgeübt haben. Was er in der Zeit davor macht, bleibt im Dunkeln oder wird nur legendenhaft dargestellt.

So soll er sich beispielsweise als Berater des westsächsischen Königshauses, mit dem er verwandt sein soll, verdient gemacht haben, durch sein rigoroses Eintreten für Recht und Ordnung aber in Ungnade gefallen und aus dem Palast verwiesen worden sein. Neider sollen ihn daraufhin verprügelt und in eine Jauchegrube geworfen haben, aus der er sich retten und bei seinem

Onkel, dem Bischof von Winchester, Schutz suchen konnte. Dieser Onkel soll ihn dazu bewegt haben, Mönch zu werden. Aus dieser Mitteilung lässt sich schließen, dass der Beruf eines Geistlichen nicht von Anfang an für Dunstan geplant war. Dafür spricht auch sein Interesse für handwerkliche Arbeiten.

Übereinstimmend berichten alle Biografien und Chroniken, dass Dunstan durch irische Mönche in Glastonbury ausgebildet wird. Über den Zeitpunkt und seine Lehrer wird sorgfältig geschwiegen.

Wie aus Bedas *Historia Ecclesia...* bekannt, verlassen nach der Synode von Whitby, 644 a.Iz., die letzten irischen Klostergemeinschaften, wie Abt Colman von Lindisfarne und seine Mönche, England und gehen zurück nach Irland oder sie unterwerfen sich der Oberherrschaft des Erzbistums in Canterbury und den Regeln der römischen Kirche. Damit ist die Zeit der irischen Mönche in England endgültig vorbei.

Dieser Sachverhalt ist ein entscheidender Beweis für die Existenz der Phantomzeit. Denn gesetzt den Fall, es hätte keine Phantomzeit gegeben und die Zeit wäre real 300 Jahre weitergegangen, könnte Dunstan im 10. Jh. niemals seinen ersten Unterricht von irischen Mönchen erhalten haben, wie es aber nicht nur in den Biografien und Chroniken des 11. und 12. Jh., sondern auch in der modernen Sekundärliteratur über Dunstan einvernehmlich berichtet wird. Interessanterweise hat an dieser Tatsache bisher noch niemand irgendwelche Zweifel geäußert, ein Zeichen dafür, wie oberflächlich die Urkunden, Chroniken und Biografien in England bisher erforscht und ausgewertet worden sind.

Aber eine Dummheit macht auch der Gescheiteste und das gilt auch für die Biografen von Dunstan. Es ist sogar nicht nur eine, sondern es sind gleich zwei. Die erste ist die Überlieferung, dass Dunstan von irischen Mönchen erzogen wurde. Die zweite ist noch überzeugender für die Existenz der Phantomzeit.

Dunstan, der erste Abt der englischen Nation

In der Lebensbeschreibung des Autors B. wird Dunstan ausdrücklich als *primus abbas Anglicæ nationis* bezeichnet, also als der „erste Abt der englischen Nation", was äußerst wichtig und aufschlussreich ist. Erster Abt der englischen Nation kann nur zutreffen, wenn das 10. Jh. mit dem 7. zusammen fällt. Der Passus „Erster Abt der englischen Nation" wird von den Interpreten bisher entweder überiesen oder als „Primus inter Pares"; gedeutet, da nicht sein kann, was nicht sein darf.

Alles in Dunstans Leben deutet darauf hin, dass er, wie in den Biografien berichtet, der erste angelsächsische Abt in England ist, der nach den drei irischen Äbten Worgret, Lademund und Bregored und vor Beorhtwald um 640

Abt von Glastonbury wird. Mit Hilfe seiner Beziehungen zum Königshaus und den Bischöfen von Wells und Winchester fördert Dunstan das erste römische Christentum in Wessex und hilft es aufzubauen.

Nach der Überlieferung gründet Dunstan das Kloster Malmesbury. Das ist jedoch nur möglich, wenn er im 7. Jh. lebt und wirkt, da Aldhelm schon 674 der erste angelsächsische Abt von Malmesbury wird. Aldhelm wird bei Beda genannt und, genau wie Hilda, Äbtissin im Kloster in Streaneshealh, in das 7. Jh. gesetzt, wo beide auch bis heute geblieben sind. Dagegen wird Dunstan nirgends nach alter Inkarnationszeitrechnung dokumentiert. In den nach seinem Tod erstellten Biografien und Chroniken setzt man ihn in das 10. Jh. und dort ist er bis heute geblieben.

Das Statement über Dunstan als ersten Abt der englischen Nation ist der Zensur entkommen und wird in der nach 1070 von Osbern verfassten Biografie über Dunstan wiederholt. Welche der Biografien William von Malmesbury benutzt, ist nicht ersichtlich. Er geht auf den Verfasser nicht ein, sondern bezeichnet ihn nur abfällig mit „jener Mann", über den er sagt: „Ich denke, dass alle Leute wissen, wie weit entfernt von der Wahrheit jener Mann war, der den Unsinn verbreitete, der gesegnete Dunstan sei der erste Abt von Glastonbury." Damit ist das Thema für ihn beendet, die wichtige biografische Mitteilung wird von ihm nicht weiter beachtet, was in jeder Beziehung verdächtig ist [Kap. 55].

William äußert sich nicht über Dunstans Vorleben. So kann er die in den Lebensbeschreibungen überlieferte Mitteilung, dass Dunstan bei irischen Mönchen ausgebildet wird, verschweigen und braucht sie nicht zu kommentieren, obwohl er weiß und auch an anderer Stelle mitteilt, dass die irische Tradition in Glastonbury mit den oben genannten irischen Äbten im 7. Jh. ausläuft.

Abt Dunstan ist ein Beispiel dafür, wie perfekt die Kleriker bei dem Verschweigen oder Verschleiern der ersten Lebensjahrzehnte und der Korrektur oder dem Vernichten aller eventuell vorhandenen Dokumente jener Zeit zusammen arbeiten, damit nichts erhalten bleibt, das die Phantomzeit betrifft und bestätigt. Trotzdem ist England der Platz, an dem die drei eingeschobenen Jahrhunderte dank der Hinweise in den Chroniken eindeutig und lückenlos nachgewiesen werden können.

Um Dunstan in das 10. Jh. einzufügen, muss William so tun, als hätte es wirklich 300 Jahre gegeben, in denen all das passiert wäre, was er über die erfundene Zeit berichtet hat. William tut das Klügste, was er machen kann. Er schweigt darüber. Er sagt nichts mehr über König Ine, die von ihm erbaute Kirche und die Kapelle samt Zubehör aus Gold, Silber und Edelsteinen, da es diese, wenn sie überhaupt jemals errichtet wurde, zur Zeit Dunstans noch nicht gibt, weil Ine in der Geschichte erst nach Dunstan kommt. William sagt

auch nichts mehr über die in Glastonbury in der Phantomzeit angesammelten Reliquien, Schätze und Besitztümer, sondern fängt ganz von vorne an und tut so, als ob die Abtei und der verehrungswürdige Abt Dunstan auf die Zuwendungen der Könige angewiesen wären, wie es im 7. Jh. ja auch der Fall ist.

Wir erfahren von William von Malmesbury auch nichts über Dunstans eigentliches Verdienst. William erkennt nicht oder sagt nicht, dass Dunstan das bisher stets vermisste Äquivalent in Wessex verkörpert, das die ersten christlichen Bischöfe und Könige vor der Zeit Bedas in Nordhumbrien darstellen. Er erzählt nicht, dass Dunstan durch sein engagiertes Auftreten und seine Kontakte zum Königshaus für das Aufblühen des römisch-katholischen Christentums in England sorgt, dass er mehrere Klöster gründet, darunter auch Malmesbury, für das Aldhelm ab 674 der erste angelsächsische Abt wird. Dass Dunstan ohne eine Phantomzeit als Gründer von Malmesbury nicht in Frage kommt, braucht William nicht zu erklären, da er die Daten über Aldhelm einfach von Beda übernimmt.

Im Gegensatz zu den Biografen hat William aber die Schwierigkeit, Dunstan zwischen die Äbte des 10. Jh. einzuordnen und den passenden König von Wessex als Wohltäter für Glastonbury zu finden. Er behandelt Dunstan dabei so, als sei er ein gerade der Asche entstiegener Phönix, also ein unbeschriebenes Blatt. Unter Ignorierung der hagiographischen und biographischen Mitteilungen über Dunstans Vorleben beginnt William sein Loblied auf ihn mit der Ernennung zum Abt von Glastonbury auf den Rat göttlicher Weisung durch König Edmund, die er in das Jahr 940 legt, bis zu sechs Jahre früher als die anderen Chronisten. Der Grund dafür ist der frühe Tod Edmunds in 946. Damit hat William einen zeitlichen Vorsprung und genügend Spielraum, diesen König als Wohltäter von Dunstan und Glastonbury darzustellen.

Nach der kategorischen Ableugnung, dass Dunstan der erste Abt der englischen Nation ist, fährt William unvermittelt und ziemlich konzeptionslos in seinem Bericht fort [Kap. 55]. Er freut sich, dass er dem stürmischen Strudel der Vergangenheit und den Schatten der Ignoranz entronnen ist, womit er die verwirrende und übertriebene Berichterstattung über die Phantomzeit meinen muss, und dass er sich mit größerer Leichtigkeit glänzenden Zeiten zuwenden und über die Dinge auslassen kann, die dem Kloster in der Zeit dieses heiligen Mannes Dunstan gewährt werden, der Glastonbury 22 Jahre regiert.

Der fromme König Edmund soll samt seiner Frau Aethelflaed zuerst die mildtätigen Hände auftun und dem Abt Dunstan von Glastonbury viel Land zukommen lassen. Und dann geht es so weiter wie bei den oben genannten Spendern in der Phantomzeit, lediglich mit anderen Personen- und Flurnamen. Nur Zuwendungen, Zuwendungen, nichts als übertriebene Zuwendungen, die mit generöser Hand dem Abt Dunstan gespendet werden und zum Wohlstand des Klosters Glastonbury beitragen sollen. Um die Phantomzeit-

könige zum wiederholten Male zu verankern, lässt William König Edmund sagen:

„Ich übertrage diese Ländereien auf die alte Kirche der gesegneten Gottesmutter auf dem Hügel von Glastonbury, um meine Sünden, die Sünden meines Großvaters Alfred und meines Vaters Edward zu tilgen."

Dann folgen weitere Zuwendungen, die von Edmund selbst oder von seinen Verwandten und Gefolgsleuten mit seiner Billigung gespendet oder vererbt werden, insgesamt 368,5 Hiden oder bis zu 18.000 Hektar. Sie sollen die großartige Verehrung für das Kloster in Glastonbury und seinen äußerst glorreichen Abt Dunstan, bezeugen. Um den Platz mit noch größeren Geschenken auszuzeichnen, soll Edmund in frommer Großzügigkeit noch viele Reliquien auf Glastonbury übertragen, die er in Nordhumbrien und in Gebieten über der See gesammelt haben soll und die man in den alten Büchern verzeichnet finden kann.

Edmund bestätigt der Kirche der heiligen Gottesmutter Maria von Glastonbury und dem verehrungswürdigen Dunstan, den er, wie er ausdrücklich erwähnt, dort als Abt eingesetzt hat, alle Spenden, die sein Vater Edward, sein Großvater Alfred, Kentwine, Ine, Cuthred und viele andere Spender dem Platz, den sie ehrten und glorifizierten, zukommen ließen.

Das Privileg Edmunds wird 944 erteilt und in goldenen Buchstaben in ein elegant geschmücktes Messbuch eingeschrieben, das der König der Kirche schenkt. Derjenige, der mehr über Edmund wissen will, kann dies in dem kleinen Buch nachlesen, das an der linken Seite im Turm der größeren Kirche in Glastonbury liegt.

Angezogen von der Heiligkeit des Platzes vermacht Edmund der Abtei und Kirche in Glastonbury auch seinen eigenen Leichnam, der noch zu Williams Zeit dort gewesen sein soll.

Nach der Überlieferung folgt König Edmund mit 18 Jahren seinem Halbbruder Athelstan, der am 27. Oktober 939 stirbt und in Malmesbury begraben wird, auf den Thron. Edmund wird nach einem mit Mühsal und kriegerischen Begegnungen angefüllten kurzen Leben im Alter 25 Jahren am 26. Mai 946 ermordet und in Glastonbury begraben.

Edmunds Nachfolger König Eadred einschließlich seiner Verwandten und Gefolgsleute setzen 954 die Zuwendungen an Dunstan fort. Unter Eadreds Nachfolger Eadwig kommt es 956 zu einem Zerwürfnis zwischen Abt und Königshaus. Dunstan wird aus dem Land getrieben und muss zwei Jahre in einem Kloster in Gent im Exil verbringen.

Während dieser Zeit wird der Pseudo-Abt **Aelsige** eingesetzt, der die Leitung von Glastonbury übernimmt. Die Spenden gehen weiter. Auch er erhält ungefähr ein halbes Dutzend davon. Nach zwei Jahren darf Dunstan nach England zurückkehren, wird aber kurz darauf nacheinander Bischof von

Worcester (958), von London (959) und Erzbischof von Canterbury (960). Damit beträgt Dunstans Zeit als Abt von Glastonbury nicht 22 Jahre, wie William schreibt, sondern nur 10 bis höchstens 16 Jahre, nämlich von seiner ersten Beurkundung als Abt in 946 (oder von seiner angeblichen Ernennung in 940) bis zu seinem Exil in Gent in 956, da man sowohl die zwei Jahre im Exil als auch die beiden Jahre als Bischof von Worcester und London abziehen muss und er schon 960 das Erzbistum in Canterbury übernimmt.

Brihtwold ist Abt im 7./8. und Bischof im 10./11. Jh.

Nach **Abt Haemgils** (680–705) folgt 705 erneut ein Abt namens Bertuuald, **Beorhtwald** oder Brihtwold (nicht zu verwechseln mit dem von 670 bis 678/80 genannten Abt gleichen Namens!), der von William im Verzeichnis der Äbte ab 705 für sieben Jahre geführt wird.

Abt Beorhtwald von Glastonbury nimmt am **15. 10. 705** an einem Treffen der Weisen, dem sog. ***Witenagemot***, teil. Diese angelsächsische politische Institution befasst sich bei ihrer Zusammenkunft in Brentford mit dem von Bischof Aldhelm vorangetriebenen propagandistischen Einsatz für romorientierte Kirchengewohnheiten.

Bei der Zusammenkunft wird der als Fachmann für die kirchenorganisatorischen Bemühungen auf Bistumsebene bezeugte Winfried Bonifatius als Sprecher einer Gesandtschaft vorgeschlagen, die die Ergebnisse bei dem Metropoliten Beorhtwald von Canterbury vertreten soll [*Theol. R.* Bd. VII, 69]. Um was es sich bei den „romorientierten Kirchengewohnheiten" handelt, wird nicht näher erläutert.

Um die Einführung des römischen Ostertermins kann es sich wohl kaum handeln, da diese Frage bereits 664 auf der Synode von Whitby hinreichend geklärt wurde. Vermutlich geht es bei dieser Vorbereitung von wichtigen Beschlüssen darum, wie man die inzwischen bemerkte Phantomzeit auffüllen und die auf dem Festland und in Teilen von England bereits geltende Nachphantomzeit mit der herkömmlichen alten Inkarnationszeitzählung unter einen Hut bringen kann, ohne die von Beda manifestierte und noch in Teilen Englands verwendete Zeitzählung „nach der Fleischwerdung des Herrn" und damit den HErrn selbst zu beschädigen.

Von diesem Treffen des Witenagemot wird weiter berichtet [Theol R.], dass Winfried Bonifatius den entsprechenden Auftrag König Ines von Wessex zu allgemeiner Zufriedenheit erledigt hat, so dass er weiter zu Synoden herangezogen wird und dass ihn mit Daniel, dem neuen Bischof von Winchester (705–744) eine lebenslange Freundschaft verbindet.

Natürlich wird bei dem Witenagemot in Brentford von den Weisen nichts über das mittlerweile bekannte Problem verlautet, dass man sich eigentlich

datumsgemäß in einer Phantomzeit befindet, dass das Festland und Teile Englands schon heimlich, still und leise in das zweite Jahrtausend hineingerutscht sind und Byrhtferth von Ramsey gerade damit beschäftigt ist, seine Chroniken zur Füllung der Phantomzeit zu schreiben, die Biografie über den Sagenkönig Alfred zu fälschen und den Bischof Ingwine zu erfinden.

Der Witenagemot wird von William von Malmesbury nicht erwähnt, und über den an dieser Veranstaltung teilnehmenden Abt Beorhtwald oder Brihtwold verliert er außer der Nennung im Verzeichnis der Äbte von Glastonbury kein Wort.

Notgedrungen spricht er aber über den Tod von Bischof Brihtwold von Ramsbury, 1045, und schildert ihn als großen Wohltäter von Glastonbury, der Kostbarkeiten von einem unermesslichen Geldeswert noch zu seiner Lebenszeit Glastonbury vermacht haben soll.

Außerdem soll der demütige Bischof alles Land der Mönche von Glastonbury in Wiltshire zurückkaufen und die drei Schreine der Hll. Guthlac, George und Oswald mit einer Widmung an den höchsten Herrn und seine Mutter Maria der alten Kirche von Glastonbury übertragen zur Gewinnung der süßesten Freuden des ewigen Lebens. William sagt, einige hätten zwar versucht, Brihtwolds Ruhm zu beschädigen mit der Kritik, er gebe die Besitzungen seiner Diözese an Glastonbury, aber das hätte der heilige Mann bestimmt nicht getan, so er gewusst hätte, dass er damit ein Unrecht begehe.

Dabei drängt sich die Frage auf: Wie kommt ein Bischof des 11. Jh. zu den Särgen von Heiligen aus dem 7./8. Jh.? Ganz nebenbei erwähnt William, dass Brihtwold seine Ausbildung als Mönch in Glastonbury erhalten hat, wagt aber nicht zu sagen, dass es sich dabei um Abt Brihtwold handelt. Trotzdem kann William nicht verhindern, dass die Identität des Abts von Glastonbury mit dem Bischof von Ramsbury, wenn auch reichlich spät, entdeckt wird. Die Wahrheit setzt sich durch! Mittlerweile ist bekannt, dass die beiden geistlichen Würdenträger des gleichen Namens in eine Person zusammenfließen; ein Paradebeweis für die Existenz der Phantomzeit, wobei der Bischof von Ramsbury schon in die Nachphantomzeit, der Abt des Klosters Glastonbury hingegen, Teilnehmer 705 am Rat der Weisen, noch in das 8. Jh. a.Iz. datiert ist.

Das ist auch dokumentiert im *Powicke Handbook of British Chronologie* [247], und wird bestätigt von dem Verfasser des *Oxford Dictionary of National Biography* [2004-2007], der in der ersten Veröffentlichung im September 2004 unter dem Stichwort *Brihtwold* [d. 1045], *abbot of Glastonbury and bishop of Ramsbury* den in 705 dokumentierten Abt Brihtwold von Glastonbury mit dem 1045 verstorbenen Bischof von Ramsbury gleich setzt und unter der Index-Nummer 101003431 der *Oxford Biography* die verwunderte Frage stellt: „What ist this?"

Literaturverzeichnis

Birkeli, F. (1971): The Earliest Missionary Activities from England to Norway; in *Nottingham Medieval Studies*, XV, 27-37

Els, Theo J. M. van (1972): *The Kassel manuscript of Bede's Historia Ecclesiastica Gentis Anglorum and its Old English Material;* Assen

Illig, Heribert (2006): Konzertierte Fälschungen, Glastonbury, Wells und Saint-Denis; in *Zeitensprünge* 18 (3) 692-712

Knowles, David (1932): Essays in Monastic History; in *The Downside Review*, 50, 201-31 und 396-436

Könsgen, E. (1975): Zwei unbekannte Briefe zu den Gesta Regum Anglorum des Wilhelm von Malmesbury, in *Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters*, 31, 204-214

Laszlo, Renate (1996): *Arthur Dux Bellorum Britanniae;* Marburg

- (2007): Der verdoppelte Autor der *Historia Brittonum.* Die Identität zwischen Aurelius und Arthur; in *Zeitensprünge* 19 (1) 94-105
- (2007): In England gehen die Uhren anders; in *Zeitensprünge* 19 (3) 687-716
- (2008): In England gehen die Uhren anders II; in *Zeitensprünge* 20 (1) 163-192

Oxford Dictionary of National Biography, Brihtwold: Oxford Biography (2004) Index entry, http://www.oxforddnb.com/index/101003431

Powicke, F. Maurice / Fryde, E.B. (²1961): *Handbook of British Chronology;* London

Scott, John (1981): *The Early History of Glastonbury, An Edition, Translation and Study of William of Malmesbury's De Antiquitate Glastonie Ecclesie;* Bury St Edmunds, GB

Spitzbart, Günter, (Hg. u. Übersetzer, 1997): *Beda der Ehrwürdige, Kirchengeschichte des englischen Volkes;* Darmstadt

Theol. R. = *Theologische Realenzyklopädie* (1981); Berlin · New York, Bd. VII, Stichwort *Bonifatius*, S. 69

Renate Laszlo, 56460 Höhn, Postfach 1

de.wikipedia.org: Phantomzeit
Sind die „Sichter" selbst „Vandalen"?

Jan Beaufort

Das Internet-Lexikon *wikipedia* war bis vor kurzem das originelle und spannende Experiment, Artikel durch freie Mitarbeit eines jeden Einzelnen entstehen und wachsen zu lassen. Eine solche Freiheit hatte es in der Geschichte der Wissenschaft noch nicht gegeben. Das war etwas Neues, hier wurde Wissenschaft lebendig und zu einem Projekt der ganzen Gesellschaft.

Missbrauch dieser Möglichkeit (so genannter „Vandalismus") hat nun aber seit kurzem zu einer Änderung der bisherigen offenen *wikipedia*-Informationspolitik geführt. Deutsche Software-Spezialisten haben ein Programm entwickelt, mit dem sich die freie Autorschaft stark einschränken lässt. Das neue Verfahren heißt „Sichtung" *(reviewing)*.

Über die Formalia des „Sichtens" informiert die Seite *Wikipedia:Gesichtete Versionen* (hier und im Folgenden sind unterstrichene Satzteile Links, die unten im Linkverzeichnis aufgeführt sind). Der „Vandalismus", gegen den es sich richtet, wird folgendermaßen spezifiziert:

> „komplettes Leeren von Artikeln, Entfernen längerer Textabschnitte ohne Grund und Begründung, Einfügen von Unsinn in Artikeln (‚Deine Mutter', ‚Hallo', ‚Schule ist langweilig' usw.), absichtliches Verfälschen von Informationen, absichtliche Sichtung einer von Vandalismus betroffenen Version" [Art. *Vandalismus*].

Was auch immer es mit der Notwendigkeit einer solchen „Sichtung" auf sich haben mag, Tatsache ist, dass die neue Möglichkeit nahezu umgehend dazu missbraucht wurde, um korrekte Informationen über die Illig-These zu unterdrücken und sie durch Fehlinformationen zu ersetzen. Der Eindruck muss sich aufdrängen, dass hier „Vandalen" zu „Sichtern" geworden sind.

Wer in der *wikipedia* nach dem Begriff „Phantomzeit" sucht, wird auf die Seite *Erfundenes Mittelalter* geführt. Er findet dort nun nicht länger – wie dies noch bis vor kurzem der Fall war (vgl. die *letzte Fassung vor Einführung der Sichtung*) – eine mehr oder weniger ausgewogene Darstellung mit Argumenten und Gegenargumenten, sondern ein einseitig im Sinne der Gegner verfasstes Pamphlet mit nicht nur unvollständigen, sondern darüber hinaus schlicht falschen Angaben.

Als Erstes fällt die Wiederholung des Märchens auf, dass

> „Heribert Illig [...] auf die Theorie vom Erfundenen Mittelalter [kam] durch seine Annahme, dass die bei der Kalenderreform durch Papst Gre-

gor XIII. im Jahr 1582 vorgenommene Berichtigung des julianischen Kalenders von zehn Tagen um drei Tage zu kurz ausgefallen sei".

Das wurde zwar auch in früheren Versionen des Eintrags so kolportiert, aber dort wurde die Behauptung durch Erwähnung weiterer Einzelheiten wenigstens halbwegs aufgewogen und abgemildert. Dass es Illig in Wirklichkeit schon immer vorrangig um die Kluft zwischen Schriftquellen und archäologischer Substanz ging, ist eine Erkenntnis, die die *wikipedia*-Autoren nicht erreicht hat. *Immanuel Velikovsky* und seine Entdeckung, dass so genannte „dunkle Jahrhunderte" in der Geschichtsschreibung das Ergebnis einer fehlerhaften Chronologie sein können, werden mit keinem Wort erwähnt. Selbstverständlich fehlt auch der Fälschungskongress der *Monumenta Germaniae Historica* im Jahre 1986, bei dem Horst Fuhrmann seinen viel beachteten Vortrag über Fälschungen mit „antizipatorischem Charakter" hielt. Es war dieser Vortrag, der jenes berühmte Telefonat zwischen Illig und Niemitz veranlasste, das Illig dann auf die Idee eines erfundenen Mittelalters brachte.

Aber wie hätten die Verfasser des *wikipedia*-Eintrags dies auch alles wissen können? Sie kennen offenbar die einschlägige Literatur gar nicht. Der früheste Illig-Artikel, den sie zitieren, ist *Kalender und Astronomie. Marginalien zu antiker und mittelalterlicher Chronologie* [VFG 3/1993], in dem Illig allerdings noch – anders als die Autoren angeben – für eine Länge der Phantomzeit von 296 Jahren eintritt [ebd., 46]. Freilich nennen die anonymen Autoren Illigs Artikel nicht mit Namen, sie sprechen nur von der „Ausgabe *Zeitensprünge* 3/1993". Dass der Streit um die mittelalterliche Phantomzeit 1993 seit zwei Jahren in vollem Gang war und Illig seine These schon Anfang 1991 in der Zeitschrift *Vorzeit, Frühzeit, Gegenwart* veröffentlicht hatte: Dieses Wissen bleibt dem interessierten Leser des *wikipedia*-Beitrags vorenthalten.

Dabei hätte den Autoren dieser Umstand durchaus bekannt sein können: etwa wenn sie den ausgezeichneten Kurzbeitrag *Über die Anfänge der Phantomzeitthese* von Gisela Albrecht und Andreas Otte in der von Otte herausgegebenen *Festschrift zu Illigs 60. Geburtstag* flüchtig angelesen hätten. Dort referieren Albrecht/Otte in wenigen Zeilen den Inhalt der Hefte des 91er Jahrgangs von *Vorzeit, Frühzeit, Gegenwart*. Selbst für die Autoren des *wikipedia*-Artikels wäre nicht zu überlesen gewesen, dass Heft 1/91 zum einen Illigs Beitrag *Die christliche Zeitrechnung ist zu lang* enthält. Zwei Absätze weiter wird dann über den gemeinsamen Artikel von Illig und Niemitz mit dem Titel *Hat das dunkle Mittelalter nicht existiert?* berichtet. Albrecht/Otte dazu: Der Beitrag

> „ist eine Art Stoffsammlung zu Ungereimtheiten im Übergang zwischen Spätantike und Mittelalter: Architektur, Glaubenslehre, Chiliasmus, Krankheiten, Landwirtschaft etc., mit auffälligen Überlieferungslücken zwischen 6./7. und 10. Jahrhundert."

Es ging also von Anfang an um viel mehr als um bloße Kalenderproblematik. Übrigens lautete der Titel des Buches, mit dem Illig 1994 einer größeren Öffentlichkeit bekannt wurde: *Hat Karl der Große je gelebt? Bauten, Funde und Schriften im Widerstreit.* Der Subtitel zeigt, worum es der Phantomzeitthese an erster Stelle geht: um die Fülle an Bauten und archäologischen Funden, die die Schriftquellen über das Frühmittelalter erwarten lassen, aber die dann bei näherem Hinsehen überall jämmerlich fehlen. Erst in diesem Buch spricht Illig auch seine klare Präferenz für eine Phantomzeitlänge von 297 Jahren aus.

Ein weiterer haarsträubender Fehler im *wikipedia*-Artikel ist die Behauptung, nach Illig „seien vom 10. Jahrhundert bis in die Zeit von Friedrich II. zahlreiche Urkunden von Majuskel-Schrift auf Minuskel-Schrift umgestellt worden". Dass die offensichtlich unkundigen Autoren hier die von Byzantinisten vermutete und häufig Photios zugeschriebene Umschreibe-Aktion meinen müssen, kann der historisch gebildete Leser und Kenner von Illigs Büchern nur ahnen.

Solch unwissenschaftliches Vorgehen ist bezeichnend für den ganzen Beitrag. Nicht überraschen kann unter diesen Umständen, dass der früher enthaltene, noch von Günter Lelarge in heftigen Kämpfen durchgesetzte Link auf die *FAQ* nunmehr weggelassen wurde. Dass darüber hinaus nicht auf *unsere Homepage* verwiesen wird, ist allerdings nichts Neues: ist sie doch auch den Autoren vorheriger Versionen immer verborgen geblieben. Auf jeden Fall wird man mit Fug annehmen können, dass die jetzigen Autoren selbst keine Wissenschaftler sind.

Spätestens von den „Sichtern" durfte man aber erwarten, dass sie ein solches Treiben nicht hätten durchgehen lassen. Dass sie es doch taten, zeigt den Aberwitz der neuen *wikipedia*-Politik. Denn wer verhindert denn, dass „Vandalen" selbst zu „Sichtern" werden und dann in ihrer privilegierten Position mehr Unheil anrichten als ihre naiven und ihnen ehemals gleichgestellten Gesinnungsgenossen vorher? Das Ergebnis im Fall der Illig-These ist auf jeden Fall ein massiver Informationsverlust und eine Irreführung interessierter Laien. Sicher werden diese durch einen solch einseitigen *wikipedia*-Beitrag nicht von weiterer Forschung abzuhalten sein. Aber in Zukunft werden sie sich allein auf *Google* verlassen müssen.

Es ist vermutlich davon auszugehen, dass neben der Phantomzeitthese weitere Opfer der neuen *wikipedia*-Strategie zu bedauern sind. Damit setzt nun allem Anschein nach auch im deutschen Sprachbereich eine Kehrtwende ein, die in der englischen *wikipedia* – nach einem *Hinweis von Andreas Otte* – schon seit längerem zu beobachten ist. Es sieht also ganz danach aus, dass die *wikipedia* als Freund freier Wissenschaft weggefallen ist und in Zukunft nur noch mit größter Vorsicht zu genießen sein wird.

Nachbemerkung

Die bisherige Diskussion dieses zuerst auf www.fantomzeit.de veröffentlichten Beitrags machte klar, dass die beiden Hauptfehler, die oben dem *wikipedia*-Artikel angelastet wurden, schon vor Einführung der „Sichtung" bestanden, also nicht auf das Konto der „Sichter", sondern der „Autoren" gingen. Allerdings sind die „Sichter" für die so genannte „Straffung" des Artikels verantwortlich, die ausgerechnet jene beiden Fehler beibehalten und dafür viel Richtiges ausgesondert hat.

Weiter wurde darauf hingewiesen, dass es sich bei der Einführung der „Sichtung" um einen Testlauf handele, der erst diskutiert und bewertet werden muss. Die endgültige Entscheidung steht noch aus.

Schließlich wurde mir irrtümlicherweise unterstellt, dass ich generell jede Art von Moderation, Kontrolle oder „Sichtung" der *wikipedia*-Diskussionen und -Beiträge ablehnen würde. Das trifft nun aber gewiss nicht zu. Meine Ablehnung betrifft nur Verfahren, die das Kind (den freien Informationsfluss) mit dem Bade (dem begleitenden Rauschen) ausschütten. Wenn schon „Sichtung" in der von der *wikipedia* jetzt getesteten, rigorosen Form, dann sollte *neben* dem neuen, „gesichteten" Lexikon die alte, freie *wikipedia* weitergeführt werden. Die offene durch die geschlossene Version schlicht zu ersetzen, bedeutete das Ende des historisch einmaligen Experiments *wikipedia*.

Ergänzend kann inzwischen bemerkt werden, dass die Netzveröffentlichung dieses Beitrages zu einer erfreulichen Reaktion der *wikipedia*-Autoren geführt hat: Die aktuelle, immerhin „gesichtete" Version des Eintrags *Erfundenes Mittelalter* weist jetzt mit einem Link auf diesen Artikel – und damit indirekt auf unsere Homepage.

Linkverzeichnis

Erfundenes Mittelalter, de.wikipedia.org/wiki/Phantomzeit

FAQ (Frequently Asked Questions zur Phantomzeitthese), www.fantomzeit.de/?page_id=61

Festschrift zu Illigs 60. Geburtstag, www.fantomzeit.de/?p=180

Hinweis von Andreas Otte, www.welt.de/kultur/article1271014/Wikipedia_laufen_die_fleissigen_Autoren_weg.html

Immanuel Velikovsky, www.varchive.org

letzte Fassung vor Einführung der Sichtung, de.wikipedia.org/w/index.php title=Erfundenes_Mittelalter&diff=45510931&oldid=45490128

unsere Homepage, www.fantomzeit.de

Vandalismus, de.wikipedia.org/wiki/Wikipedia:Vandalismus

Wikipedia:GesichteteVersionen, de.wikipedia.org/wiki/Wikipedia:Gesichtete_Versionen

PD Dr. Jan Beaufort, jan.beaufort@mail.uni-wuerzburg.de

Chronologie der Ölmalerei
Die Wandbilder von „650" aus Bamiyan

Gunnar Heinsohn

I. Afghanische Ölmalereien

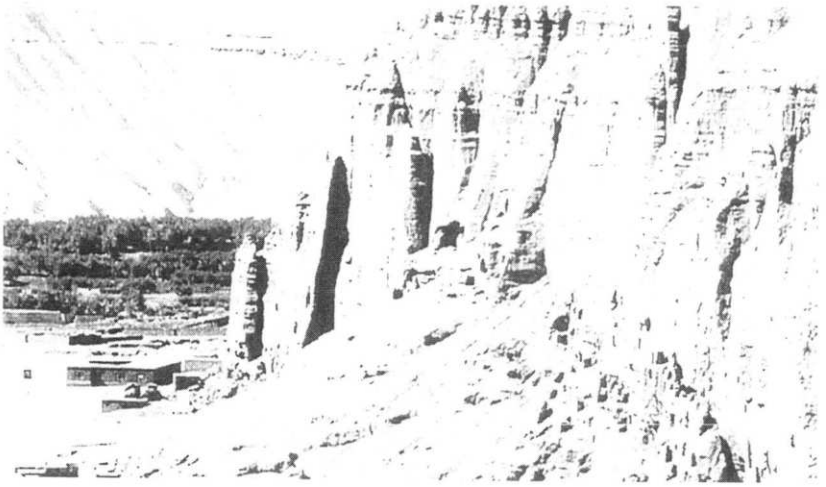
Als im April 2008 Analysen mit *synchrotron-based micro-imaging* von Farbpartikeln veröffentlicht wurden, die man auf buddhistischen Wandmalereien im afghanischen Bamiyan-Tal an der alten Seidenstrasse gefunden hatte, wurde die Welt eher beiläufig daran erinnert, dass die Verwendung von Ölfarbe keineswegs eine Erfindung Jan van Eycks (1390–1441) sei, wie das seit Giorgio Vasari (1511–1574) und seiner Geschichte der berühmtesten Maler, Bildhauer und Architekten gelehrt wird *(Le vite de piu eccelenti pittori, scultori e architetori,* Florenz, 1550).

Auf Befehl von Mullah Mohammed Omar sprengten Talibanpioniere in einer mehrwöchigen Operation seit März 2001 zwei gigantische, direkt aus dem Sandstein des Bamiyantals gehauene Buddhastatuen, weil diese „Götter der Ungläubigen" ihren Heilsweg störten.

Die als Vairocana (50 m hoch) und Sakyamuni (37 m) verehrten Plastiken waren – auf 2.500 m Höhe über dem Meer – die mächtigsten Buddhabildnisse der Welt. Etwa 60 Prozent ihrer Überreste im Gewicht von 200 Tonnen konnten inzwischen gesichert werden. Die Statuen waren in ihrem heiligen Komplex aber keineswegs allein. Nicht nur zahlreiche kleinere Steinarbeiten, sondern auch 50 Wandmalereien in Höhlen neben und hinter ihnen sind dem Zahn der Zeit und dem heiligen Zorn zumindest teilweise entkommen.

Da der Bamiyan-Komplex seit 2003 Unesco-Welterbe ist und konserviert werden soll, wollte man auch die Zusammensetzung der Wandfarben kennen lernen, um beim Restaurieren nicht pfuschen zu müssen. Zwölf dieser Malereien enthalten Elemente, die bereits unter Ultraviolettlicht vor Ort den Verdacht auf Ölfarbe erhärteten [Lorenzi 2008]. Bei den anderen Malereien sind vorrangig Farben gefunden worden, deren Pigmente einst in Tunken aus Gips oder Kalziumsalzen angerührt worden sind.

Bei der *European Synchrotron Radiation Facility* im französischen Grenoble wurde die Ölvermutung für die zwölf Malereien bestätigt, als man in Pflanzenölen – wahrscheinlich aus Walnüssen und Mohnsamen – gebundene Pigmente vorrangig auf Blei- und Kupferbasis identifizieren konnte [Cotte et al. 2008]. Japans *National Research Institute for Cultural Properties* und das *Getty Conservation Institute* in Los Angeles kamen mit anderen Methoden zu denselben Ergebnissen.



Bamiyan-Stadt westlich von Kabul [geod] / Bamiyan-Tal nach Zerstörung der Statuen mit Wandmalerei-Höhlen [Foto: H. Yasui für *The New York Times*]

Die noch unzerstörte größere Buddha-Statue, 1963 [wikipedia]

Zeitensprünge 2/2008 S. 453

II. Datierung der Ölmalereien von Bamiyan

Die eigentliche Sensation von Bamiyan lieferte allerdings nicht der ölige Pigmentbinder, sondern seine Datierung in das Jahr 650. Das machte die afghanischen Malerien zum „oldest example of oil paintings on Earth" [Cotte 2008, s.a. *Science* 2008]. Nirgendwo sonst und schon gar nicht in Europa habe es um 650 Malerei oder Ölfarbe gegeben. Die Geschichte der Ölfarbenerfindung müsse gänzlich neu geschrieben werden.

Wie aber wird dieses Jahr 650 bestimmt? Keineswegs durch avancierte chemische Analysen, sondern ganz herkömmlich nach dem historischen Lehrbuch. Diesem entnehmen die Naturwissenschaftler den Befund, dass im Bamiyantal der „Buddhismus zwischen dem fünften und neunten Jahrhundert" in höchster Blüte stand [Cotte et al.]. Sogar bis ins 2. Jh. sollen erste buddhistische Wurzeln zurückgehen, und noch bis hoch ins 11. Jh. habe das Tal zum indischen Königtum von Gandhara gehört (heutiges Nordpakistan). Dieses Reich wiederum wird zwischen dem 6. Jh. und 1021 (auch 998) angesetzt, als Mahmud von Ghazni (971–1030) es erobert und endgültig islamisiert haben soll. Im Maximum wird der Buddhismus im Bamiyantal also zwischen dem 2. Jh. und 1021 auf über 800 Jahre taxiert.

Die Wandmalereien sollen ein wenig, aber nicht sehr viel später – keiner weiß das genau – entstanden sein als die gesprengten Statuen. Diese wiederum werden bei 507 (die kleinere Sakyamuni) und bei 554 (die größere Vairocana) gesehen. Diese Jahreszahlen wurden mit der C14-Methode an Stroh und Pferdehaaren aus dem Verputzmaterial der Statuen gewonnen. Sie erregten bei ihrer Publikation vor zwei Jahren beträchtliches Aufsehen, weil sie von den zuvor vertretenen Platzierungen der Statuen ins 4. oder 5. Jh. um „mehr als 200 Jahre abwichen" [Gall 2006].

Über Funde zum 6. Jh. können im Bamiyan-Tal auch aus C14-unabhängigen Gründen nur wenig Zweifel bestehen. Die allerletzte Erwähnung wird gegen 630 datiert, als der chinesische buddhistische Pilger Xuanzang (auch Hsüan-tsang etc.), der momentan zwischen 602 und 664 angesetzt wird, im Tal „über zehn Klöster mit mehr als tausend Mönchen" gesehen haben will [Wriggins 2003]. Auch für das 4. bis frühe 6. Jh. gibt es Berichte chinesischer Pilger – Fa-Hsien um 399 [Legge 1886] und Sung-Yun gegen 520 [Beal 1969]. Deren Datierung hat bis zum Jahre 2006 auch die beiden großen Statuen ins 4./5. Jh. verbracht.

Vom 7. bis in das 10. Jh. Mahmud von Ghaznis aber geben die Quellen nichts mehr her. Über drei Jahrhunderte – von 630 (Xuanzang-Reise) oder 650 (für die Wandbild-Ölfarben) bis 998 (Ghazniden-Angriff) – bleibt es dunkel. In dieser konfusen Zeit hätten chinesische Tang gegen arabische Muslime ergebnislos um das Gebiet gerungen (zur Realdatierung der Tang-Zeit

von momentan 618–907 in die Perioden davor und danach s. Zeller [2002] und Weissgerber [2002]). Im damals ungemein bescheidenen Kabul hätten sich, eingeklemmt zwischen Islam und China, im Zeitraum von 650 bis 870 die – bisher fundlosen – buddhistischen Turki Shahi behauptet, die eine mysteriöse Vielfalt irgendwie blutloser arabischer Invasionen immer wieder à la Sizilien [dazu Heinsohn 2003] pariert hätten. Aber das sind Zuweisungen ohne jede Evidenz in diesem Teil der Seidenstraße.

Das Jahr 650 für die Ölfarbe ist nicht in Stein gemeißelt. Bisher könnte niemand ihre Datierung auf 560 oder 590 mit überzeugenden Gründen zurückweisen. Ihre Zuordnung zur Spätantike vor 600 aber würde umgehend der Sensation den Boden entziehen. Plötzlich stände im Frühmittelalter einmal mehr nicht nur Afghanistan, sondern die ganze Erde ohne Ölfarbe da. Dies mag daran erinnern, dass auch der aus Afghanistan importierte Lapis Lazuli dort selbst bereits im dunklen Zeitalter vorhanden sein soll, im Westen aber als Farbpigment erst ab ottonischer Zeit nachweisbar ist [Illig 1996, 326].

III. Ölfarben vor und nach dem Frühmittelalter

An der Geschichte der Pigmentbindung durch Pflanzenöle irritiert zwar auch ihre durchaus vage Ausprägung in Antike und Hochmittelalter, aber was wirklich verstört, ist ihre absolute Unauffindbarkeit im frühen Mittelalter. Zumindest an den Beginn dieser dunklen Jahrhunderte zwischen 7. und 10. Jh. sollten die Bamiyanöle deshalb erstmals ein wenig Farbe bringen.

Wenn sie aber der Zeit vor 600 angehören, dann passen sie in den Kontext der graeco-buddhistischen Periode, in der mit Hilfe der auch durch Bamiyan führenden Seidenstraße das Römische Reich, der Hellenismus, China sowie Zentral- und Südasien ihren Kulturaustausch besorgten.

Kulturell meint Graeco-Buddhismus einen Synkretismus aus abendländischer, iranischer und buddhistischer Kunst, der von -300 bis +500/600 gepflegt wird. Was kann dieser Austausch für die Beeinflussung zentralasiatischer Maltechniken bedeuten? Leinöl, Nussöl und Mohnöl sind auch aus ägyptischen, griechischen und römischen Funden wohlbekannt. Unstrittig ist überdies ihre Verwendung für die Zubereitung von Schminkfarben.

Aus schriftlichen Befunden steht auch die Verwendung von Öl in der Malerei außer Zweifel. So berichtet der griechisch-byzantinische Arzt Aetios Amidenos aus dem mesopotamischen Amida [Kudlien 1970] im 6. Jh. von Firnisölen für den Schutz von Gemälden vor Wasser und Wetter. Aetios soll Hofarzt von Kaiser Justinian (482–565) gewesen sein. Er nennt nicht nur Leinöl, sondern mit Walnussöl und Mohnöl auch genau die Öle, die in den Bamiyanfarben gefunden wurden.

Gleichwohl ist bisher nicht direkt bewiesen, dass diese Pflanzenöle in Byzanz oder andernorts im Okzident auch für das Anmischen der Farben

selbst zum Einsatz kamen. Nun ist *synchrotron-based micro-imaging* für die Analyse antiker oder spätantiker Malerei noch nie zum Zuge gekommen. Deshalb bleibt die Aussage, dass man im Altertum zwar Ölschminkfarben, aber keine Ölmalfarben gekannt habe, hypothetisch. Helen Howard von der *National Gallery* in London erinnert in der Bamiyan-Debatte ausdrücklich daran, dass von der antiken Farbenchemie so wenig bekannt ist, weil naturwissenschaftliche „Analysen für die ganz frühe Malerei schlichtweg nicht durchgeführt wurden" [Science 2008]. Als unstrittig festzuhalten bleibt, dass

1.) die öligen Ingredienzen für Malfarben im 6. Jh. bekannt waren und
2.) zumindest als Firnis für die Versiegelung von Gemälden auch empfohlen wurden.

Nach dem 6. Jh. jedoch und dann durch das gesamte Frühmittelalter hindurch bis ins 11. Jh. gibt es solche Befunde nicht mehr. Nur wenn man das Jahr 650 – statt einem Jahr 550 oder 590 etc. – für die Wandfarben von Bamiyan hieb- und stichfest machen könnte, hätte man immerhin ganz zu Anfang dieser langen Leere wenigstens ein einziges und global punktkleines Licht.

Auf besser gesichertem Ölmalgrund befindet man sich erst wieder ab 1070. In dieses Jahr wird momentan die Geburt des deutschen Benediktinermönches Theophilus Presbyter gesetzt. Dieser womöglich gegen 1125 verstorbene Gelehrte hinterlässt mit *Schedula diversarum artium (Liste verschiedener Künste* [Theobald 1984]) bzw. *De diversibus artibus (Über die verschiedenen Künste* [Dodwell 1986]) ein dreibändiges Werk, das gegen 1100 begonnen worden sein soll und im ersten Band das Herstellen von Farben, die Techniken des Malens und dazu noch die Tinten behandelt [Brepohl 1999]: „Theophilus enthält den vielleicht ältesten Hinweis auf Ölfarbe" (Theophilus contains perhaps the earliest reference to oil paint) [Wikipedia 2008].

Theophilus schreibt aber nicht nur, was man im 11. Jh. als Künstler alles wissen kann. Er habe als Mönch Roger von Helmarshausen aus Tavelot an

---

> 1070 Theophilus Presbiter wird geboren und beschreibt Ölfarben, und andere Kunsttechniken, deren Vielfalt und Menge eine Vorgeschichte bis ins 10. Jh. haben dürften.

650 – 10. Jh. Lücke ohne Ölfarbe

Um 650 Bamiyan-Ölfarben

6. Jh. Aetios Amidenos beschreibt Ölfirnisse sowie Lein- und Mohnöle für das Anrühren der Bamiyanfarben.

< 6. Jh. Antike kennt Ölschminkfarben und Pigmente für Olmalfarben.

---

der Maas auch selber den Pinsel geführt, so glaubt zumindest Eckhard Freise [1981]. Von 1100 bis 1107 habe er in St. Pantaleon zu Köln gemalt und sich danach in die Abtei Helmarshausen (heute im hessischen Bad Karlshafen) zurückgezogen.

Aus dem bisher Ermittelten lässt sich diese chronologische Abfolge für die Bestandteile der Ölfarbe ermitteln (s. S. 452).

IV. Schlussfolgerung

Die Ölfarbmalereien in Bamiyan können als Bestätigung dafür herangezogen werden, dass im 6. Jh. der Spätantike nicht nur die Bestandteile der Ölfarbe bekannt waren (Schminken) und auch beschrieben wurden (Aetios Amidenos), sondern dass solche Farben auch tatsächlich für das Bildermalen hergestellt und angewendet wurden. Da *synchrotron-based micro-imaging* bisher für Malereien der Antike nicht zur Anwendung gekommen ist, bleibt das Bestreiten antiker Ölfarben ohne Beweis.

Das Datum von 650 für Bamiyan liefert lediglich eine chronologische Annäherung und könnte aus dem graeco-buddhistischen Kulturkontext auch auf 550 oder 590 etc. gelegt werden. Selbst wenn man Bamiyan bei 650 belässt, reißt eine farblose Lücke bis 1070 auf. Da Theophilus Presbyter (momentan 1070–1125 datiert) jedoch eine ungemein differenzierte und überdies enorm umfangreiche Darstellung der kunsthandwerklichen Techniken liefert, muss für deren Herausbildung ein beträchtlicher Zeitraum durchaus zugestanden werden. Doch selbst wenn man für diese Technikevolution bis zurück ins 10. Jh. geht, bleibt zwischen 7. und 10. Jh. eine absolute Ölfarbenlücke, obwohl vor dem 7. und nach dem 10. Jh. dieselben Ölbinder und auch Pigmente verwendet werden.

Bisher erweist sich nur die These von der frühmittelalterlichen Fiktivzeit zwischen dem 7. und 10. Jh. [s. u. a. Illig 1998; 1999] als fähig, die mysteriöse Ölfarbenlücke durch schlichtes Löschen der dunklen Jahrhunderte aus dem historiographischen Zeitstrahl aufzulösen.

Erst eine solche Tilgung von Geschichtsbücherzeit könnte auch erklären, warum durchaus raffinierte Malerei-Essenzen aus der Antike im Spätmittelalter weiter gepflegt werden, obwohl sie über Jahrhunderte hinweg vollkommen fehlen. So fand das *synchrotron-based micro-imaging*-Team aus Grenoble im Kloster Pedralbes (Barcelona) dunkelrot pigmentierende Quecksilbersulfide aus den 1320er Jahren, die „seit der Antike intensiv genutzt wurden" [Cotte et al. 2008].

Literatur

Beal, S. (1969), *Travels of Fah-Hian and Sung-Yun: Buddhist Pilgrims, from China to India, 400 A. D. and 518 A.D.*, New York

Brepohl, E., Theophilus Presbyter und das mittelalterliche Kunsthandwerk, 2 Bände, Köln

Cotte, M., Susini, J., Solé, V.A., Taniguchi, Y., Chillida, J., Checroun, E. und Walter, P. (2008), „Applications of synchrotron-based micro-imaging techniques to the chemical analysis of ancient paintings", in *Journal of Analytical Atomic Spectrometry*, Bd. 23, 820-828, http://www.rsc.org/publishing/journals/JA/article.asp?doi=b801358f

Dodwell, C.R. (1986), *The Various Arts: De Diversis Artibus*, Oxford

Freise, E. (1981), „Roger von Helmarshausen in seiner monastischen Umwelt", in *Frühmittelalterliche Studien*, Bd. 15, 180-293

Gall, C. (2006), „Afghans consider rebuilding Bamiyan Buddhas", in *International Herald Tribune*, 5. Dezember, http://www.iht.com/articles/2006/12/05/news/buddhas.php?page=1

geod = www.geod.ethz.ch/p02/research/bamiyan/buddha/image/afghanistan.gif

Heinsohn, G. (2003), „Sizilien und seine frühmittelalterliche Fundlücke", in *Zeitensprünge*, 15 (3), 540-555, www.fantomzeit.de/?p=198#more-198

Illig, H. (1996), *Das erfundene Mittelalter*, Düsseldorf · München

- (1999), *Wer hat an der Uhr gedreht?* München

Kudlien, F. (1970), „Aetius of Amida", in *Dictionary of Scientific Biography*, Bd. 1, 68-69, New York

Legge, J. (1986), *A Record of Buddhistic Kingdoms Being an Account by the Chinese Monk Fa-Hien of his Travels in India and Ceylon (A.D. 399-414) in Search of the Buddhist Books of Discipline*. Translated and Annotated with a Corean Recension of the Chinese Text (1886), Oxford

Lorenzi, R. (2008), „Oldest Oil Paintings Found in Afghanistan", in *Discovery News*, 19. Februar, http://dsc.discovery.com/news/2008/02/19/oldest-oil-painting.html

n-tv = http://www.n-tv.de/994150.html

Science (2008), „Random Samples / Early Oils", in *Science*, Bd. 320, Nummer 5876, 2. Mai 2008, http://www.sciencemag.org/content/vol320/issue5876/r-samples.dtl

Theobald, W. (1984), *Technik des Kunsthandwerks im 12. Jahrhundert: Des Theophilus Presbyter Diversarium Artium Schedula* (1933), Düsseldorf

Weissgerber, K. (2002): „China zwischen Han und Tang (Sinaica IV)", in *Zeitensprünge*, 14 (4), 692-735

Wikipedia (2008), "Theophilus Presbyter", en.wikipedia.org/wiki/Theophilus_Presbyter

Wriggins, S. H. (2003), *Xuanzang: A Buddhist Pilgrim on the Silk Road* (1996). Revised and updated as *The Silk Road Journey With Xuanzang*, Boulder/Col., 2003

Zeller, M. (2002), „Zur Datierung chinesischer Dynastien", in *Zeitensprünge*, 14 (3), 437-452

Prof. Dr. Dr. Gunnar Heinsohn, Adresse s. Impressum

Amerika, China und der Rest der Welt?
Gavin Menzies und Alexander v. Wuthenau

Heribert Illig

„Man sollte überhaupt vorsichtiger werden und neuartige Gedankengänge, selbst wenn sie prima facie absurd erscheinen, nicht ohne triftige Gegengründe als abwegig verwerfen" [A. v. Wuthenau 1965, 41].

Inwieweit profitierten die europäischen Seefahrernationen kartographisch von chinesischer Hochseeschifffahrt? Dieser Frage ist Gavin Menzies als Pensionär der Royal Navy nachgegangen und berichtet seit 2002 erstaunliche Dinge. Ihrer Plausibilität wird hier nachgegangen. Als engagierter Anwalt transozeanischen Kulturaustausches ist der Kunsthistoriker Alexander von Wuthenau vorzustellen.

Gavin Menzies

Die Geschichte könnte nicht abenteuerlicher klingen: Unter Admiral Zheng He bricht im März 1421 eine riesige Flotte von ebenso riesigen Schiffen zur Welterkundung aus. Fast drei Jahre dauert es, bis kümmerliche Reste von ihr nach China zurückfinden und dem Kaiser berichten. Mittlerweile hat ein Blitzschlag im Mai 1421 die Paläste des Kaisers eingeäschert. Wegen diesem Wink des Himmels verbot Zhu Di die offenbar 'oben' nicht geschätzte Schifffahrt; die Expeditionsberichte und alle übrigen Forschungsergebnisse wurden bei Rückkehr der Flotte verbrannt [M. 19, 63, 68-72]. Gleichwohl verkündeten Gedenksteine von 1431, dass die Länder an allen Enden der Welt Untertanen des Kaisers geworden seien [M. 9]. Wieso wollte sich das Land der Mitte bis zu den Enden der Welt ausbreiten?

Kurz zur damaligen Geschichte. *Hongwu (Zhu Yuanzhang)* zettelte einen Aufstand gegen die seit hundert Jahren regierende mongolische **Yuan**-Dynastie an und begründete 1368 die **Ming**-Dynastie. Sein vierter Sohn ***Zhu Di (Chengzu = Yongle = Yung-Lo)*** bestieg 1403 den Thron und verlegte 1421 die Hauptstadt von Nanjing nach Beijing (Peking), wo seit seinem Regierungsantritt am Ausbau dieser Millionenstadt gebaut worden war, insbesondere an den Palästen der Verbotenen Stadt. Ab hier geraten wir in die für China üblichen Riesenzahlen: Die Kapitale ist 1.500 Mal größer als das damalige ummauerte London und besitzt fünfzigmal so viele Einwohner [M. 40], was ausnahmsweise stark untertrieben scheint. Dazu wurde der Große Kanal restauriert und erweitert, die Große Mauer verstärkt und verlängert.

Der Ming-Kaiser ließ das Wissen seiner Zeit in einer Enzyklopädie von 4.000 Bänden niederlegen, das größte jemals unternommene wissenschaftliche Projekt [M. 49]. Sie war zur Stadteinweihung und zum Flottentermin, 1421, fertiggestellt, so dass nach Meinung von Menzies die Gelehrten gleich an Bord der Riesenschiffe wechseln konnten [M. 54].

Im kaiserlichen Haushalt lebte der moslemische Eunuch ***Zheng He (Cheng Ho)***, eine imposante Erscheinung von über 2 Metern Größe, die zum Admiral der kaiserlichen Flotte avancierte, für die Zhu Di 250 Schatzschiffe habe erbauen lassen: Jede Riesendschunke aus Teakholz trägt 9 Masten, misst 142 m in der Länge und 55 m in der Breite. Zur Flotte gehörten weitere 1.350 Wachboote, 1.350 Kriegsschiffe, 400 größere Kriegsschiffe und 400 Frachter [M. 39, 53]. Die Armada konnte mehr als drei Monate auf See bleiben [M. 57]; 3.000 Handelsschiffe waren der großen Flotte zugeordnet [M. 477].

So die Angaben stimmten, gäbe es keine Vergleichsmöglichkeiten mit anderen Flotten. Venedig hatte damals ungefähr 300 Galeeren von etwa 50 m Länge [M. 57]. Kolumbus stach 1492 mit drei Schiffen in See, von denen das größte wohl 25 m lang war, die beiden kleineren (Pinta und Niña) um die 20 m, mit zusammen 90 bis 120 Mann Besatzung. Nur für die Niña ließen sich Maße von 20 m Länge, 6 m Breite und vier Masten verifizieren [Dreyer-Eimbcke, 155]; Menzies [57] hat sie auf kaum mehr als 10 m Länge reduziert. 1497 brach Vasco da Gama nach Indien mit vier Schiffen derselben Größenordnung und höchstens 170 Mann Besatzung auf.

Es gibt auch kaum Vergleichsmöglichkeit zu anderen hölzernen Schiffen bis zur Gegenwart, kann doch kein einziges mit der Länge, geschweige denn mit der Breite mithalten, bei denen die chinesischen Schatzschiffe mehr als drei Mal größer ausgefallen sind [Holzschiffe]. Ob solche Riesenschiffe in der Lage gewesen wären, Hochseewellen auszuhalten, darf mit Fug und Recht bezweifelt werden, zumal die Manövrierfähigkeit bescheiden blieb. Der flache Boden [M. 80] ist so überraschend wie der viereckige Bug, durch dessen Speigatten Wasser in spezielle Kammern fließen konnte, was ungemein bremsend wirken musste. Gesegelt werden konnte nur vor dem Wind [M. 131]. Tatsächliche Überreste derartiger Giganten der Meere sind nicht erhalten.

Hier ist eine grundlegende Schwäche von Menzies Berichten und Rekonstruktionen klarzustellen. Nachdem die Unterlagen für diese Expeditionen weitgehend verloren sind, was Menzies mehrmals betont [etwa M. 19, 296], bewegt sich der Autor innerhalb seiner eigenen Rekonstruktionen, die nur gelegentlich durch 'fabelhafte' Berichte oder schlecht zuzuordnende Funde vage bestätigt werden. Da ist die Rede davon, dass die ganze Welt in ein chinesisches Tributsystem eingegliedert werden sollte [M. 151], die Flotte 40.000 Meilen zurückgelegt hätte [M. 109] und Transportschiffe für Tausende von Kavalleriepferden besessen habe [M. 211 f.]. Bei Funden wird es nicht konkre-

ter: Ein Gedenkstein spricht von 30.000 erreichten Ländern [M. 100], ein anderer von 3.000 Ländern [M. 453]; in Westaustralien wird am Strand ein riesiges Steuerruder gefunden und der Großen Flotte zugeschrieben [M. 195], desgleichen eine taoistische Götterstatue aus einem Museum von Sidney [M. 221] oder ein Dschunkenwrack in der San Francisco Bay, wobei dieses Schiff mit einer Länge von 29,50 m ganz normale Dimensionen aufweist [M. 239, 265]. Allerdings wird im umfangreichen Anhang eine sorgfältige Liste der möglichen Beweise vorgelegt.

Wir folgen Admiral Zheng He noch bis Sumatra; dort teilt er die große Armada in vier Flotten und fährt selbst mit der kleinsten Flotte noch im selben Jahr 1421 zurück [M. 93]. Die drei größeren Flotten erkunden nun so ziemlich alles, was auf diesem Globus ein Seemann erkunden kann: Kap der Guten Hoffnung, Kap Hoorn, Beringstraße, Grönlands Nordkap (ohne Packeisgefahr möglich [M. 351-357]), Nordostpassage vom Atlantik zur Beringstraße via Nordkap, Nordpol, Australien, die roaring forties (40. südlicher Breitengrad [M. 175]) und die Antarktis. Entgangen wäre ihnen lediglich Europa samt Mittelmeer. Außerdem hätten sie Kolonien gegründet, besiedelt und sogar Erze gesucht und Edelmetalle und -steine nach China zurückgebracht [M. 210].

Es erhöht aber nicht die Glaubwürdigkeit von Menzies, wenn er auf seiner eigenen Home-page eine Karte zeigt, die *er Zheng He's integrated map of the world* nennt und auf 1418 datiert (außerdem nennt er selbst eine einschlägige Karte von 1408 [M. 129; aufgedeckt von Sezgin, 11]). Denn dort sind alle Kontinente bereits verzeichnet; lediglich Skandinavien ist nicht durch die Ostsee vom 'Kontinent' abgetrennt. Aus dieser Sicht hätten die drei Flotten 1421 gar kein Ziel mehr gehabt, denn es waren all diese Länder, Kaps und Inseln bereits bekannt und kartographisch bearbeitet.

Mittlerweile hat Menzies auch den Befehl von Kaiser Zhu Di 'widerrufen', wonach China nach 1424 nichts mehr auf den Weltmeeren sucht. Denn in seinem jüngstem Buch (Juni 2008) lässt er trotz dieses Befehls im Jahr 1434 eine weitere Flotte von 340 Schiffen, wieder unter dem Oberbefehl von Zheng He, bis nach Italien vorstoßen und dort „das Feuer der Renaissance entzünden". Der Rezensent kennt von diesem Buch nur ein knappe Inhaltsangaben aus dem Internet, wundert sich aber, dass die Zentralperspektive als 'Markenzeichen' der Florentiner Renaissance ausgerechnet von einem China angeregt worden wäre, das sie in seiner traditionellen Malerei nie gefunden hat, und dass die Plastik eines Donatello wie die seiner Zeitgenossen nichts mit chinesischer Kunst zu tun hat.

Wenn wir einen ernstzunehmenden Kern von all den chinesischen Nachrichten suchen, dann sähe ich ihn darin: China mit seiner langen Küste vom

18. bis zum 41. Breitengrad ist zwingend ein Kandidat für eine seefahrende Nation. Vermutlich gab es – ähnlich wie in Portugal – über mehrere Generationen hinweg den Ehrgeiz, die Grenzen des Meeres neu abzustecken. Das ist im 14./15. Jh. geschehen – im Anhang räumt Menzies [477] selbst die Zeit ab 1130, insbesondere ab 1405 ein, was fast 300 Jahre ergäbe – und es ist durchaus möglich, dass von diesen 'schrittweisen' Vorstößen Berichte und Karten bis nach Europa gedrungen sind. Ich verweise dazu nur auf den Umstand, dass europäische Kartographen bereits im 15. Jh. einen „sinus magnus" einzeichneten, der nur als stark verkleinerter Pazifik Sinn macht und sicher nicht aus europäischen Logbüchern stammt [vgl. Illig/Mikolasch, 230].

Das Unternehmen von 1421 mit drei Geschwadern hätte – in viel kleinerem Ausmaß mit normal großen Dschunken – einen ganz speziellen Zweck verfolgen können, den Menzies sehr wohl herausgearbeitet hat. Auch die Chinesen hatten trotz Erfindung des Kompasses das Problem, die Längenausdehnung auf der Erdkugel zu bestimmen. Noch die *Kangnido* benannte Weltkarte, die wir nur in einer Version aus der Zeit *nach* 1420 kennen, zeigt Afrika als viel zu schmalen Kontinent [M. 117 f.]. Sie suchten deshalb nach Mitteln und Wegen, um die Erde richtig zu vermessen. (Die Europäer meisterten dieses Problem erst ab 1735 mit einer schiffstauglichen Präzisionsuhr [vgl. Sobel]). Dazu konnte einmal die Entdeckung der Falkland-Inseln dienen, weil sie direkt unter dem Stern *Canopus* (52°40' Süd) und fast um die Hälfte des Erdumfangs (179°) von Beijing entfernt liegen. *Canopus* ist nach *Sirius* der zweithellste Fixstern, bezeichnenderweise dem Sternbild Schiffskiel zugeordnet und nach einem mykenischen Steuermann benannt. Mit seiner Hilfe ließ sich auf der Südhalbkugel die geographische Breite ebenso bestimmen wie mit dem Polarstern auf der Nordhalbkugel [M. 153].

Menzies [171] lässt die Chinesen sogar bis 62°49' Süd vordringen, um genau unter den Hauptstern vom Kreuz des Südens zu kommen. Den einzigen Hinweis auf diesen Vorstoß in antarktische Treibeis-Gewässer kann ihm nur die Piri-Reis-Karte geben, deren Authentizität er jedoch kurz vorher einen Stoß versetzt hat. Denn er sieht auf dieser Karte ein Riesenfaultier abgebildet [M. 143]. Nun gelten die südamerikanischen Riesenfaultiere (Megatheriidae, Mylodontidae) als seit Ende der letzten Eiszeit ausgestorben und sind deshalb Scheidewasser für die Piri-Reis-Karte von 1513. Menzies sieht das gelassen: Für ihn sind die letzten derartigen Tiere entweder erst vor 300 Jahren ausgestorben oder existieren vielleicht sogar noch in Patagonien [M. 143]. Für mich wäre es eher ein weiteres Indiz dafür, dass die Piri-Reis-Karte nicht lange vor ihrer Auffindung von 1929 gezeichnet worden ist [vgl. Illig 1989].

Es gab noch eine weitere astronomische Möglichkeit: Wenn von verschiedenen Orten auf der Erde aus eine Mondfinsternis beobachtet wird, dann kann der Beobachter gleichzeitig den Stern bestimmen, der den örtlichen Meridian

kreuzt (die gedachte Längengradlinie, die von Nord nach Süd über den Betrachter hinweg läuft). Beim späteren Vergleich mit einer entsprechenden Beobachtung in Beijing lässt sich der Längengrad in 'Übersee' bestimmen. Wenn zum Beispiel zwischen dem Vorbeiziehen der beiden Sterne sechs Stunden liegen, so ist das ein Viertel des Erdumfangs respektive 90°. Dieses Experiment ist im Juli 2000 nachvollzogen worden: Der Fehler in der Längenabweichung betrug zwischen Singapur und Neuseeland nur 6 Meilen! [M. 375] Der Autor hat in seinem ausführlichen Anhang [M. 504-518] die Methode detailliert dargestellt.

Nur so wurde für Menzies eine Karte wie die von Cantino möglich, die bereits 1502 die afrikanische Küstenlinie über sehr weite Strecken bis auf 30 Meilen genau zeigt [M. 377]. Und das Aussenden verschiedener Flotten zur genauen Erdvermessung wäre einem Kaiser angemessen gewesen.

Dasselbe Verfahren haben übrigens die Europäer seit Kolumbus mit Sonnen- wie mit Mondfinsternissen angewendet, doch mit wenig Erfolg [vgl. Sezgin, 26 f.]. Sezgin glaubt hingegen, dass der arabisch-islamische Kulturkreis ab dem 9. Jh. an dieser Methodik gearbeitet habe und sie seit dem 11. Jh. verlässlich anwenden konnte [ebd., 32]. Insofern könnten die Kartenvorlagen für europäische Karten auch aus diesem Bereich stammen, allerdings sind für einen Beweis zu wenige Kartenzeugnisse und kartographische Berichte erhalten [ebd., 33]. Noch bis ins 18. Jh. waren deshalb die (europäischen) Karten ungenau. Charles Hapgood [84 f.] wundert sich in diesem Zusammenhang über die Genauigkeit der Piri-Reis-Karte von 1513, sieht sie aber nicht nach dem 18. Jh. entstanden, sondern vorhellenisch. Fuat Sezgin [21] sieht die Karte „mit erstaunlicher, für die Verhältnisse damaliger europäischer Seefahrer und Kartographen eigentlich unvorstellbarer Exaktheit" gezeichnet – ergo arabische Vorläufern. So konkurrieren noch heute die Historiker von drei Kulturkreisen – Menzies [22] wurde durch seine chinesische Amme geprägt – um die Krone der Kartographie.

Menzies als pensionierter U-Boot-Kommandant der *Royal Navy* führt für die chinesische Expedition von 1421 auch die globale Verbreitung von Pflanzen an. Etwa:

> „Süßkartoffeln, Zuckerrohr, Bambus, Kokospalmen, Pfeilwurz, Yamswurzeln, Bananen, Kurkuma, Ingwer, Brotfrüchte, Maulbeeren, Flaschenkürbisse und Hibiskus wuchsen bereits auf Hawaii, als die ersten Europäer dort eintrafen; keine der genannten Pflanzen ist dort heimisch" [M. 447, auch 486].

Das ist korrekt beobachtet, zumal auf diesen jungen Vulkaninseln fernab der Kontinente ohnehin nichts 'immer' heimisch gewesen sein kann. Aber es ist ein Trugschluss, alle diese Pflanzenverbreitungen einer einzigen, chinesischen Expedition zuschreiben zu wollen.

Alexander von Wuthenau

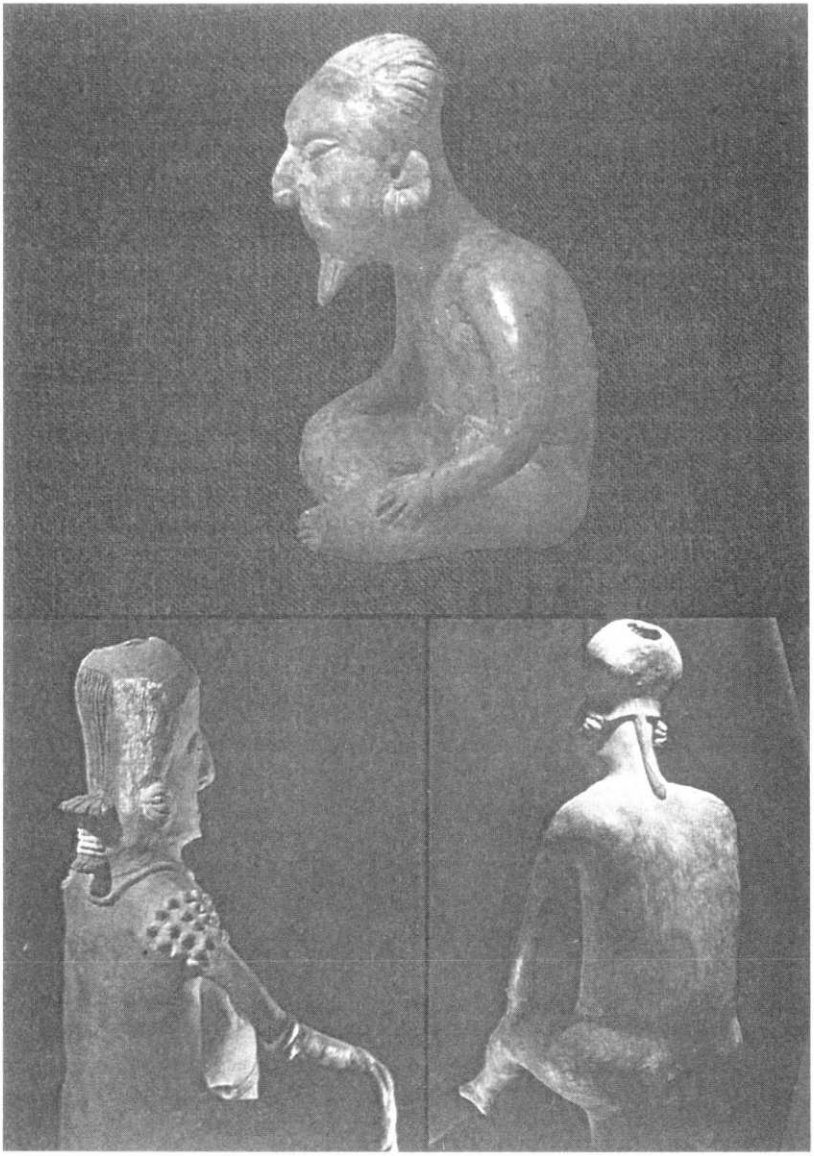
Ab hier ist auf einen anderen, älteren Autor zurückzugreifen. Alexander von WUTHENAU (1900–1994) hat sein Leben als furiose Attacke gelebt. Als Sohn eines preußischen Gardeoffiziers, verschwägert mit dem Hause Habsburg trat er in den Diplomatischen Dienst und vertrat Deutschland in Buenos Aires und Washington. Die Rassegedanken Hitlers ließ ihn 1934 den Dienst und die Alte Welt quittieren, um sich fortan meist in Mexiko als Architekt, Ingenieur oder Maler durchs Leben zu schlagen. So restaurierte er die berühmte Casa Humboldt in der Silberstadt Taxco, dem heute eine seiner Verwandten vorsteht, und baute sein kleines Museum in Mexico-City [Fitzner]. Es war den präkolumbianische Tonstatuetten (1.700 Exemplare) gewidmet, die er sammelte, wie er auch an der exorbitanten Sammlung des Malers Diego Riveras (60.000 Exemplare) mitgearbeitet hat.

Diese Figürchen wurden damals einem Präklassikum von -1600 bis +300, einem Klassikum von 300 bis 900 und einem Postklassikum bis 1521 zugeordnet [Wuthenau 1965 = **W.**, 11 f.]. Sie zeigen praktisch jede phänotypische „Rasse", weswegen v. Wuthenau unerschrocken dafür eintrat, vielfältige und vor allem auch frühe Beeinflussungen in Mesoamerika zu konstatieren. Diese Sicht untermauerte er mit Argumenten und dokumentierte sie als Fotograf in eigener Sache in zwei Büchern [1965; 1975].

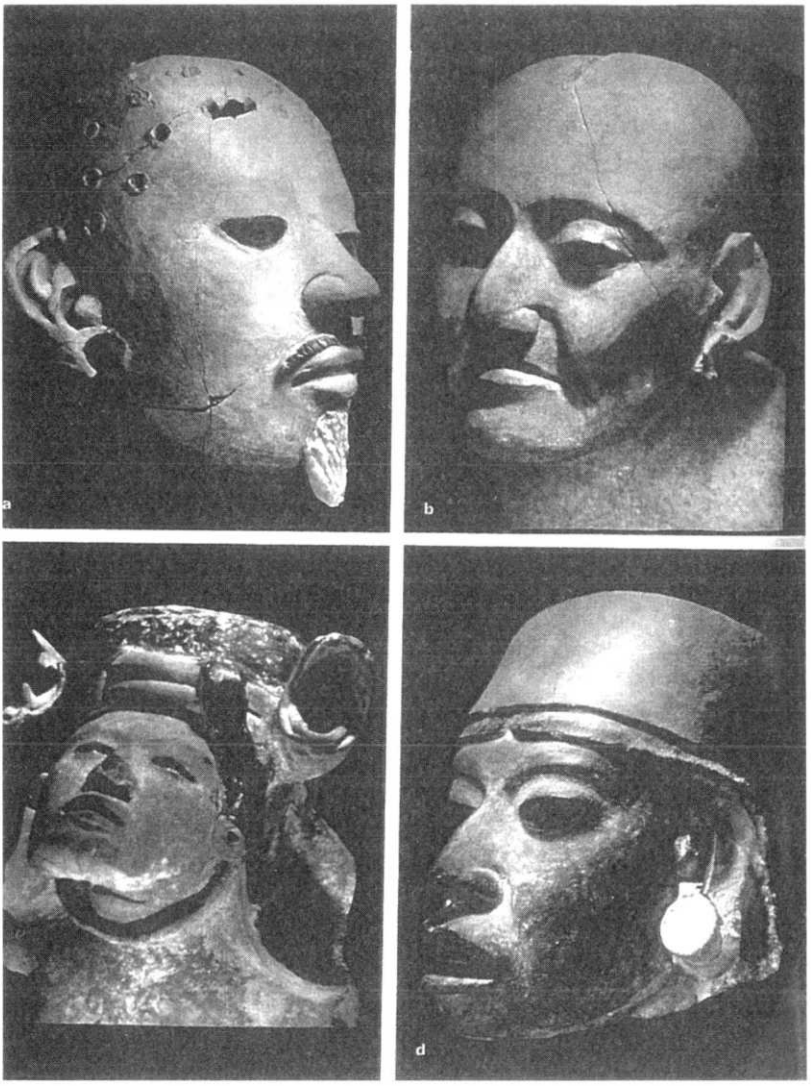
Damals huldigten jedoch die amerikanischen Ethnologen dem eher politisch motivierten Dogma, dass Amerikas Bevölkerung autochthon sei – ein eher schlichtes Axiom, nachdem die Paläoanthropologen die Menschwerdung in Afrika sehen. Doch das focht den Mainstream nicht an; viel lieber bekämpfte es freie Denker wie v. Wuthenau. So blieben dessen Funde und Schlussfolgerungen weitgehend unbekannt; heute werden seine Bücher von den Antiquaren fast verschenkt. Nur Heinke SUDHOFF, selbst mit einem Diplomaten verheiratet, nutzte 1990 sein Bildmaterial für ihr Buch *Sorry Kolumbus*, ohne jedoch größere Beachtung zu finden.

In seinem Vorwort spricht v. WUTHENAU [5] über die vielen von ihm gesichteten Figurinen, häufig Massenware:

> „Aber wie so oft im menschlichen Leben gibt es eben auch hier eine kleine und oft gar nicht allzu kleine Schicht von Arbeiten, die von wirklichen Künstlern gestaltet wurden. Je künstlerischer diese Werke sind, um so bedeutungsvoller und aufschlußreicher ist ihre Sprache, die uns gerade in ihrer oft unerhört einfachen Synthese am tiefsten berührt und uns mit der stillen Wucht ihres Tatsachenbestandes trifft: nämlich der erstaunlichen Kenntnis, ja Vertrautheit der altamerikanischen Künstler mit den Wesensmerkmalen aller Rassen der Menschheit, die sich bereits in der Frühzeit der Bevölkerungsgeschichte der Neuen Welt offenbart."



Wuthenau [1965, 159]: Drei Figuren aus Nayarit. Oben ein Beispiel des sog. „Chinesco-Typs" mit Bart, die anderen beiden als Beispiel für gute Körperdarstellung (Figurengröße oben 17 cm, unten um 60 cm)



Wuthenau [1965, 134]: Klassische Porträtköpfe aus Veracruz, Größe ca. 20 cm; Details bei Wuthenau

Wuthenau [1965, 135]: Porträtkopfe aus klassischer Zeit von Veracruz, Größe um die 17 cm

Man muss nur v. Wuthenaus Abbildungslegenden folgen, um das breite Spektrum an Einflüssen wahrzunehmen, wobei hier zahlreiche Dubletten weggelassen sind:

„stark negroider Typ"; „semitischer und weißer Typ" [W. 35];
„große Ähnlichkeit mit Masken der phönikischen Nekropolis" [W. 36];
„Der sog. »römische« Kopf" [W. 41];
„Sammlung semitischer Typen" [W. 44];
Bildvergleich mit palästinischem Neolithikum [W. 45];
Vergleich eines Bärtigen mit etruskischer Grabfigur [W. 46];
Kopf ähnelt der japanischen Volksgruppe der Ainus [W. 60];
„ähnliche Terrakotten aus Belutschistan" [W. 65];
Figuren, „die an archaische japanische Terrakotten erinnern" [W. 68];
„Turbanträger" [W. 70];
„das asiatische Element" [...] „das »weiße« Element" [W. 91];
„Sechs negroide Köpfe" [W. 92];
Rassentypische Ähnlichkeit mit dem ägyptischen Teje-Köpfchen [W. 139];
„Beispiel des sog. »Chinesco«-Typs mit Bart und semitischem Einschlag" [W. 159] (s. S. 465);
„der eigenartige »etruskische«, ja sogar »proto-etruskische« Hut" [W. 164];
„Das markante Profil geradezu biblischen Charakters, das [...] seine Verwandtschaft mit den Mittelmeerkulturen einfach nicht mehr verleugnen kann" [W. 167] (s. Titelbild des Heftes);
„Kleinplastiken europäischen Charakters" [W. 169];
„vielleicht eine (phönikische?) Braut darstellend" [W. 180];
„Tonplastik mit »etruskischer« Helmzier, offensichtlich einen »weißen« Mann darstellend" [W. 180];
„olmekischer Fund von „dem großen semitischen Gegenspieler" [W. 180].

Wer die Figurinen im Einzelnen betrachtet, muss dem Autor bei seinen Klassifizierungen unumwunden recht geben. Deshalb darf ich auch getrost aus seinem Schlusswort zitieren, dem wie dem gesamten Buch jede aggressive Schärfe abgeht:

„Natürlich ist es sehr einfach, jede Figur, die einen Bart hat, kurzerhand unter die Rubrik *Xiuhtecutlis* und *Huehuetéotls* einzuordnen, also einem in der *Nahuatl*-Sprache geprägten Begriff des »Feuer«- und »Alten«Gottes. Dabei wird aber vergessen, daß die eigentliche Frage nicht die ist, ob ein Stück wirklich einen Feuergott darstellt oder nicht, sondern: warum hat der Feuergott überhaupt einen Bart, den die wirklichen Indianer doch gar nicht haben, und warum wird er meist mit ausgesprochen semitisch wirkenden Gesichtszügen wiedergegeben. [...]
Daß der Künstler imstand ist, uns ein Bild dieser Wahrheiten zu geben, davon bin ich allerdings fest überzeugt. Manche mögen sich daran stoßen,

daß man dies sogar auf die Frage der Rassendifferenzierungen ausdehnen kann. Dies ist aber angesichts des gezeigten Materials durchaus berechtigt. Die Darstellungen von weißen Typen sind so häufig, daß es eigentlich jedem auffallen sollte. Das negroide Element bildet allerdings eine Ausnahme, ist aber außer durch Tonplastiken durch die großen Steinmonumente der Olmeken verbürgt und gehört damit eben auch zur Geschichte der präkolumbischen Zeit. Außerdem weisen gerade die negroiden Darstellungen oft auf höherstehende Persönlichkeiten hin, die man durchaus mit den überragenden Vertretern dieser Rasse vergleichen kann, die in Ägypten und Nigeria auch den Vorwurf für große Kunstwerke gegeben haben.

Nachdem ich auf dem Internationalen Amerikanistenkongreß in Barcelona am 31. August 1964 meine beiden Referate über dieses Thema verlesen hatte, wandte sich ein amerikanischer Anthropologe in der Diskussion gegen mich und meinte, alle die von mir aufgezeigten Plastiken seien lediglich als von Indianern verfertigte Stilisierungen zu werten.

Ich habe einen großen Respekt für die Arbeit der Anthropologen und verstehe ihre Tätigkeit. Indes wäre es zu wünschen, wenn einige Anthropologen manchmal auch den Versuch machen würden, dafür Verständnis aufzubringen, daß ein Kunsthistoriker ebenso nach der Wahrheit suchen kann wie seine Kollegen von der anthropologischen Seite her dies tun. [...]

Daher schlage ich vor, manchmal die Zweifel und Sorgen der Anthropologen und Ethnologen zunächst beiseite zu stellen und unsere Zuflucht zu der Kunstwelt Altamerikas zu nehmen. Schöpferische Hände strecken sich da aus, um uns zu einem neuen und besseren Verständnis der alten Geschichte Amerikas zu führen, wo sich anscheinend nicht nur Ost und West, sondern die ganze Welt schon vor sehr, sehr langer Zeit getroffen hat" [W. 188-190].

Von Menzies zu von Wuthenau

Die Volkskunst demonstriert also unübersehbar, dass es in Mesoamerika zu allen Zeiten Besucher von anderen Kontinenten gegeben hat (die hier gleichfalls belegten Beeinflussungen aus dem südlichen und nördlichen Amerika habe ich in diesem Zusammenhang übergangen). Menzies hat nun über die chinesischen Besucher spezielles Material bereitgestellt, das nur begrüßt werden kann. Dazu gehört die Verbreitung spezieller Fauna und Flora gerade in Südamerika, die hier nicht hinreichend gewürdigt werden kann. Immerhin muss auf die Hühner in Amerika hingewiesen werden, die in markanten Arten ganz den Tieren in Asien entsprechen [M. 146-149, 487]. Überraschenderweise verliert Menzies kein Wort darüber, dass die wildwuchernden Maya-Orna-

mente eng an chinesische Ornamente anklingen; hier würde ich bevorzugt nach präzisen Entsprechungen suchen.

Nicht zuzustimmen ist seinem überengagierten Versuch, die chinesischen Kontakte auf die winzige Zeitspanne von 1421 bis 1423 zu reduzieren. Nachdem er selbst feststellt, dass von den drei großen Flotten jeweils nur einige wenige Schiffe wieder die chinesischen Häfen erreicht haben, war hier keine Zeit für irgendeinen Austausch. Dass aber damals jeweils Hunderte von Chinesen samt Saatgut, Pflanzen und Tieren in allen möglichen Häfen an Land gegangen und friedlich gesiedelt hätten, übersteigt zwar nicht die Möglichkeiten chinesischer Annalenschreiber, aber doch mit sehr großer Wahrscheinlichkeit die Möglichkeiten einer Expeditionsflotte. Hier ist eher von vielfältigen Kontakten über die Jahrhunderte auszugehen. Die Strömungsverhältnisse im Pazifik sind so, dass jeder, der in China nach Nordosten startet, von Strömung und Wind an die Ostküste von Mesoamerika gebracht wird, wobei der Weg keineswegs länger ist als entlang des Äquators, nachdem der pazifische Ozean nun einmal praktisch den halben Erdumfang ausmacht. Den Rückweg kann jeder Seemann dank Strömungen und Winden in Äquatornähe finden, da, wo das Weiterkommen von Indonesien in Richtung Amerika nicht möglich ist [trotz Zindel; vgl. Illig 2007].

Literatur

Dreyer-Eimbcke, Oswald (1991): *Kolumbus. Entdeckungen und Irrtümer in der deutschen Kartographie;* Frankfurt am Main

Fitzner, Thomas (1988): Auf der Suche nach dem wahren Amerikaner; in *Neue Vorarlberger Tageszeitung*, 20. 8. 1988 www.thomasfitzner.com/apartado.php?art=55

Hapgood, Charles (2002): *Die Weltkarten der alten Seefahrer;* Frankfurt/M. ([1]1966: *Maps of the Ancient Sea Kings. Evidence of Advanced Civilization in the Ice Age;* Kempton, Ill.)

Holzschiffe, Rekorde bei
//de.wikipedia.org/wiki/Liste_der_gr%C3%B6%C3%9Ften_Holzschiffe_der_Welt

Illig, Heribert (1989): Piri-Reis - zur Unzeit gefundene Karten; in *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 1 (5) 22-24

- (2007): Thor Heyerdahl – erneut desavouiert. Zum fünften Todestag (1911–2002); in *Zeitensprünge* 19 (3) 800-802

Illig, Heribert / Mikolasch, Peter (2008): Von der unergründlichen Wahrheit. Amerika und Amerigo Vespucci; in *Zeitensprünge* 20 (1) 218-236

Menzis, Gavin (2004): *1421. Als China die Welt entdeckte;* München ([1]2002): *The Year China Discovered the World;* London)

- (2008): *1434. The Year a Magnificent Fleet sailed to Italy and Ignited the Renaissance;* London (im Verkauf seit dem 3. 6. 2008)
aktuelle Home-page: http://www.1421.tv/

Sertima, Ivan Van (1994): Tribute to a departed scholar -Alexander von Wuthenau-; in *Journal of African Civilizations „Egypt: Child of Africa"* Vol. 12, Spring 1994,

S. 238-240 (Buchinhalt bei google books)
Sezgin, Fuat (2006): *Die Entdeckung des amerikanischen Kontinents durch muslimische Seefahrer vor Kolumbus* (Exzerpt aus *Geschichte des arabischen Schrifttums.* Band XIII (noch nicht im Druck erschienen). Im Internet: www.uni-frankfurt.de/fb13/igaiw/vortrag/amerikavorkolumbus.pdf
Sobel, Dava (1998): *Längengrad. Die wahre Geschichte eines einsamen Genies, welches das größte wissenschaftliche Problem seiner Zeit löste:* Berlin ([1]1995 engl.)
Sudhoff, Heinke ([2]1991): *Sorry Kolumbus. Seefahrer der Antike entdecken Amerika:* Bergisch Gladbach ([1]1990)
Wuthenau, Alexander von (1965): *Altamerikanische Tonplastik. Das Menschenbild der Neuen Welt:* Baden-Baden
- (1975): *Unexpected faces in ancient America (1500 B.C. – A.D. 1500). The historical testimony of pre-Columbian art:* New York
Zindel, Udo (2007): Held der Meere und der Medien; in *Abenteuer Archäologie* 4/2007, 44-49

Anhang

Die neuerliche Beschäftigung mit Literatur über alte Karten führte zu einer unerwarteten Koinzidenz angesichts der Waldseemüllerkarte:

Jacques de Mahieu, 1977	Oswald Dreyer-Eimbcke, 1991
Wenn wir den alten Kontinent betrachten, ist Waldseemüllers Weltkarte schlechterdings archaisch. [127]	Wenn wir die alten Kontinente betrachten, ist die Karte schlechterdings archaisch. [241]
Dieser Teil [des amerikanischen Kontinents] bietet sich in beträchtlich deformierter Gestalt dar [...] Noch überraschender ist, daß die Linienführung des Subkontinents in beiden Fällen von unglaublicher Genauigkeit ist. Wir geben nachfolgend die Zahlen wieder, die Alfredo Rodríguez Caltero zusammenstellte. [131] Auf dem 10. Grad sind die Werte der großen Karte mit den wirklichen identisch, und bei den sonstigen Breiten beträgt der Irrtum nie mehr als 12 %, während sich die gleiche Weltkarte in bezug auf die Ausdehnung Eurasiens um 77 % irrt. [132]	Der Südteil des amerikanischen Kontinents ist stark deformiert, wohingegen die Linienführung der Küsten nicht nur abgeschlossen ist, sondern auch eine unglaubliche Genauigkeit aufweist. Guillermo Furlong hatte ausgerechnet, daß die Werte auf dem zehnten Grad mit den wirklichen identisch sind und bei den sonstigen Breiten der Irrtum nie mehr als zwölf Prozent ausmacht, während sich die gleiche Weltkarte in bezug auf die Ausdehnung Eurasiens um siebenundsiebzig Prozent irrt. [241]
Um die ganze Bedeutung der Darstellung Waldseemüllers richtig einzuschätzen, muß man sich daran erinnern, daß im Jahr 1507 Pizarro noch nicht in Peru gelandet war (1532), Magallanes noch nicht die nach ihm benannte Meerenge erreicht hatte (1520) und Balboa von den Bergen der mittelamerikanischen Landenge aus noch nicht den Pazifik erblickt hatte (1514). Die zeitgenössischen Karten [...] zeigen Südamerika nur mit den vagen Umrissen seiner Ostküste bestenfalls bis zum Rio de la Plata. [132, 135]	Um die ganze Bedeutung der Darstellung des Kartographen aus St. Dié richtig vor Augen zu führen, sei daran erinnert, daß Francisco Pizarro erst 1532 in Peru gelandet war, Magalhães erst dreizehn Jahre später die nach ihm benannte Meerenge erreicht hatte und Balboa von den Bergen der mittelamerikanischen Landenge aus noch nicht den Pazifik erblickt hatte. Die anderen Karten dieser Zeit zeigen Südamerika nur mit den vagen Umrissen seiner Ostküste, bestenfalls bis zum La Plata [241].
Noch im Jahr 1529 wird Diego Ribero [...], der sich über den Kontinentalcharakter Amerikas allmählich Rechenschaft zu geben schien, davon absehen, seine Südostküste unterhalb des 10. Grades einzuzeichnen [135]	Noch im Jahre 1529 hat Diogo Ribeiro, der sich über den Kontinentalcharakter Amerikas allmählich klar wurde, davon abgesehen, seine Südostküste mit der Magellanstraße zu ergänzen. [241]

Die Quelle des größten Teiles (wenn nicht aller) dieser Ortsbezeichnungen ist portugiesisch. Tatsächlich finden wir sie fast alle auf der Karte Contino [...] Auf der Contino-Karte lesen wir den Namen *A Bahia de Todos Sanctos*, die korrekte portugiesische Bezeichnung für die Allerheiligen-Bucht. Aber auf der Weltkarte von Saint-Dié wird eine *Abbatia Omnium Sanctorum* daraus, das heißt eine Abtei aller Heiligen [146].	Die meisten der Ortsbezeichnungen Südamerikas sind portugiesischen Ursprungs, wie wir sie auch auf der Caverio-Karte finden. Wenn wir z.B. auf letzterer *A Bahia de Todos(-)os Santos*, die portugiesische Bezeichnung für die Allerheiligenbucht lesen, ist auf der Karte von St. Dié eine *Abbatia Omnium Sanctorum*, das heißt, eine Abtei aller Heiligen daraus gemacht worden [241].
Alexander von Humboldt versucht, die Angelegenheit mit Ableitungen zu erklären, die man nur aufgrund damals bekannter Fakten hätte machen können. Er sagt uns zunächst, daß man die Pyramidenform Südamerikas aufgrund der Kurve hätte vermuten können, die seine Küsten jenseits des Kap San Agustín in südwestlicher Richtung beschreiben. Das mag sein, aber nur, wenn man wußte, daß es sich um ein vom Ozean umgebenes Stück Land handelte. [148]	Alexander von Humboldt gibt auch nur eine unzureichende Erklärung, wenn er wegen der Form an eine Analogie zu Afrika erinnert und meint, daß man die Pyramidenform Südamerikas auf Grund der Kurve hätte vermuten können, die seine Küsten jenseits des Kap San Agustin in südwestlicher Richtung beschreiben. Zu dieser Zeit wußte man aber noch gar nicht, daß es sich um einen vom Ozean umspülten Kontinent handelt. [242]
Er beherrschte nicht nur die handwerkliche Technik des Holzschnitts gründlich, sondern er hatte auch die Phantasie und die mathematischen Kenntnisse, die dazu gehörten, um diese herzförmige Karte [...] zu schaffen [151 f].	Wir können unterstellen, daß Waldseemüller nicht nur die handwerkliche Tätigkeit des Holzschnittes beherrschte, sondern wohl auch die Phantasie und die mathematischen Kenntnisse, die dazu gehörten, um Weltkarten zu zeichnen. [234]

Es erübrigte sich, das ganze Buch des Honorarkonsuls von Chile und Island (*1923), laut Klappentext eine Autorität auf dem Gebiet der Kartographie, Beiratsvorsitzender des *Freundeskreises für Cartographie in der Stiftung Preußischer Kulturbesitz*, Autor zahlreicher Publikationen und Mitautor einer Fach-Enzyklopädie, auf weitere Plagiate durchzuprüfen. Immerhin könnte Dreyer-Eimbcke entgegnen, dass er J. de Mahieu und sein Buch gar nicht gekannt habe, fehlen sie doch im Register wie im Literaturverzeichnis. Wenn er wenigstens fehlerfrei abgeschrieben hätte...

Dreyer-Eimbcke, Oswald (1991): *Kolumbus. Entdeckungen und Irrtümer in der deutschen Kartographie;* Frankfurt am Main

Mahieu, Jacques de (1972): *Wer entdeckte Amerika? Geheimgeographie vor Kolumbus;* Tübingen

Katastrophische Aktualitäten

Heribert Illig

Vor 3, 9 Milliarden Jahren (?) – die Mars-Katastrophe

Drei Forschungsgruppen haben in *Nature* von einer seltsamen Marsstruktur und einer höchst seltsamen Kollision als Erklärung berichtet: Der rote Planet zeigt auf der Nordhalbkugel überwiegend flache Ebenen, während die andere Hemisphäre so gebirgig ist, dass ihr Niveau im Schnitt 6 km höher liegt. Das Borealis-Becken im Norden dehnt sich über 40 % des Planeten aus. Es sei entstanden, als der Planet von einer Masse getroffen wurde, die mit einem Durchmesser von 2.000 km größer gewesen sei als Pluto. Sie sei in einem Winkel von 45° aufgeschlagen und habe neben der Abrasion eine rund 10.000 km lange Spur hinterlassen. Das wäre die drittgrößte Katastrophe im Sonnensystem gewesen – neben einem Einschlag auf Merkur und dem Herausschlagen des Mondes aus der Erde, ungefähr zur gleichen Zeit.

Die Erklärung befriedigt in keiner Weise: Ein flaches, aber riesiges und fast kraterfreies Becken zeugt von keinem Einschlag, eher von einer 'Skalpierung', zumal sich das Becken bei seiner Größe von 10.000 auf 6.000 km beträchtlich mit der Mars-Oberfläche krümmt.

Hier dürfen andere Erklärungen versucht werden; Andreas Otte bietet mit den Wirkungen innerhalb eines elektrischen Universums hierzu eine echte Alternative an (s. S. 490).

Vor 4.016 und vor 1.472 (?) Jahren – eine Wiedergängerin ?

Die Geophysikerin Dallas Abbott von der Columbia University ist auf etwas ganz Neues gestoßen: Impakte *in historischer Zeit.* Sie sucht Einschlagkrater im Meer und verbindet sie irgendwie mit irgendwelchen Katastrophen. So glaubt sie, den von Mike Baillie und David Keys hervorgehobenen Klimasturz von 536 n. Chr. mit einem Einschlag nördlich von Australien motivieren zu können. Und sie kennt einen Einschlag nahe Madagaskar in den Indischen Ozean, der einen Tsunami von 200 m Höhe ausgelöst hätte (s. S. 475 f.).

Vor 150 Jahren – Darwin und Wallace: 1. 7. 1858

An diesem Datum werden vor der *Linnean Society* in London drei Schriften verlesen; zwei hat Charles Darwin verfasst, eine Alfred Russel Wallace – keiner von beiden ist anwesend. Charles Lyell hat das „delikate Arrangement" hergestellt, wonach zunächst zwei ältere Schriften Darwins, erst dann die aktuelle Schrift von Wallace vorgelesen werden. Die weitere Entwick-

lung ist bekannt: am 24. 11. 1859 wird *On the origin of species* veröffentlicht, WALLACE wird sein späteres Hauptwerk *Darwinism* nennen [Friebe].

Hier ist entscheidend, dass LYELL den Weg zu einem katastrophenlosen Entwicklungsgang auf dieser Erde gebahnt hat. Er selbst hatte die äonenlangen Zeiträume in die Geologie eingebracht, die DARWIN und WALLACE brauchten, damit Evolution durch natürliche Selektion möglich wird. Ab da wurden 120 Jahre lang alle Katastrophisten und alle Katastrophen durch die Wissenschaft verteufelt, gleich ob es um Einschläge von oben oder um die Sintflut 'von ganz oben' ging. Erst mit VELIKOVSKYS Tod (1979, s. S. 476) und den damals laufenden Arbeiten der beiden ALVAREZ, des Physiknobelpreis-Trägers Luis Walter und seines Sohnes, des Geologen Walter, dürfen auf Erden wieder Katastrophen stattgefunden haben.

Vor 100 Jahren – Tunguska: 30. 6. 1908

Sibiriens Paradekatastrophe des 20. Jh. ist auch nach 100 Jahren völlig ungeklärt. Bekannt sind nur die Folgen: 60 Millionen Bäume auf einer Fläche des Saarlands geknickt, ein Donner, der 1.000 km weit zu hören war, nächtliche Helligkeit, die mehrere Tage z.B. über London beobachtet worden ist. Aber die Ursache?

Ein Film von Chr. SCHUCH berichtete erstaunlich gut über das einstige Geschehen und über aktuelle Forschungen. Mit freundlicher Ironie sprach er von über 100 Theorien zur Erklärung des Geschehens, stellte einige vor und ließ über andere lachen ('Eine verlorene Atombombe geriet 1964 in ein Zeitloch und ...')

Aber es bleibt dabei: Es gibt keine eindeutige und hinreichende Erklärung für die Explosion. Da blieben z.B. mitten zwischen all den gefällten Bäumen einzelne aufrechte 'Telegraphenstangen', von allen Ästen befreit und schwer zu erklären. Bekanntlich lassen sich Impakte an Iridiumspuren identifizieren. Doch in Tunguska gibt es keinen Einschlagkrater, keine Wälle, keine Überreste des Kometen, Meteoriten oder Asteroiden – kein Iridium. Viele bleiben trotzdem beim Impakt – das wäre dann wohl ein 'Kryptoimpakt'. Bekanntlich mussten bis in die 60er Jahre des letzten Jahrhunderts alle Krater vulkanischen Ursprungs sein, auch wenn sich kein Magma, keine Lava nachweisen ließ. In solchen Fällen sprach man von Kryptovulkanismus und verbreitete so blanken Unsinn [vgl. Illig 1992, 232]. 'Kryptoimpakte' wären von der gleichen Sorte. Selbstverständlich ist auch in Sibirien ein Vulkan bemüht worden.

Die derzeit favorisierte Theorie geht von einer gewaltigen Methanexplosion aus – Gas aus dem Erdinnern –, so u. a. Wolfgang KUNDT von der Universität Bonn [Bojanowski 2008b; Schuch]. So lange man nicht mehr weiß, so lange darf auch die elektrische Variante vertreten werden (s. S. 490 f.).

Vor 29 Jahren – Velikovsky stirbt am 17. 11. 1979

Keine 30 Jahre hat es gedauert, bis die amerikanische Geophysik Lunte gerochen hat: Dallas ABBOTT (s. o.) entdeckt Katastrophenszenarien in historischer Zeit und begründet sie mit der der Genesis und dem babylonischen Gilgamesch-Epos [Mejlas]. Alexander und Edith TOLLMANN [1993] haben im deutschen Sprachraum nur 14 Jahre gewartet, blieben aber noch auf geringer Distanz zu historischen Zeiten (-7553) und beschimpften Velikovsky als Ideengeber.

Klimakatastrophe von jetzt auf gleich

Alle Welt starrt auf den CO_2-Ausstoß. Derweil ist eines längst bekannt: Methan ist ungefähr 23-mal wirksamer als Kohlendioxid, wenn es um den Treibhauseffekt geht (so es ihn gibt). Methan wird aber nicht nur von Widerkäuern in beachtlichen Mengen ausgestoßen, sondern auch gänzlich unkontrollierbar als Gruben- und Sumpfgas sowie von Vulkanen (wie auch CO_2). Außerdem lagern ungeheure Mengen festen Methanhydrats in den Ozeanen. Wer da Hexenjagden auf CO_2 für eine Lösung hält, ist schlecht beraten.

Mittlerweile sind die Klimaforscher überzeugt, dass das Klima auch ganz ohne menschliche Einwirkung binnen eines einzigen Jahres umschlagen kann. Auswertungen von grönländischen Eisbohrkernen mittels schwerer Sauerstoff- und Wasserstoff-Isotope (Deuterium) werden so interpretiert:

> „Besonders das Deuterium zeigte, wie das Klima dreimal scharf umgeschlagen ist und dafür nur ein bis drei Jahre gebraucht hat. Um das Jahr 12693 herum begann eine Warmzeit, 10897 folgte eine Kälteperiode und 9703 fing die heutige Warmzeit endgültig an. Die Temperaturen veränderten sich bei der ersten Erwärmung kurz danach schnell, bei den anderen Umschlägen nahm die Wärme über 210 Jahre ab und stieg über 60 Jahre wieder an – um jeweils zehn Grad" [Schrader].

Nahbegegnung heute – 14. 7. 2008

Ein großer Doppel-Asteroid namens „2008 BT 18" ist an diesem Montag an der Erde vorbeigeschrammt: 45.000 km/h schnell, in einer Entfernung von vielleicht 2,3 Mio. km [taz]. Der größere der beiden Boliden mit einem Durchmesser von 600 m hat uns also um 51 Stunden verfehlt – kosmisches Billard. Am 15. 9. 2007 schlug übrigens ein anfänglich 2 m messender Meteorit einen 14 m durchmessenden Krater in Peru [Bojanowski 2008c]. Auch das gibt es.

Morgen – Neapel

Die Geologen sind zerstritten, was die Situation am Vesuv und auf den Phlegräischen Feldern angeht. Die dortige Hafenstadt Pozzuoli bewegt sich

wie in einem 'Fahrstuhl': Römerbauten sind bis 7 m über dem heutigen Meeresspiegel von Muscheln angebohrt worden. Zuletzt lag der antike Marktplatz im 14. Jh. unter Wasser. Von 1982 bis 1984 stieg die Altstadt um mehr als drei Meter, um danach wieder langsam abzusinken. Gegenwärtig steht sie so hoch wie vor dem Ausbruch des Vulkans von 1538. Denn die Phlegräischen Felder – auf denen heute Schwefel kocht, heißer Schlamm wabert und Wasserdampf aufsteigt – sind ein Vulkan ohne Kegel, der vor 39.000 Jahren 300-mal so viel Lava und Gestein wie der Mount St. Helens (1980) gefördert und ganz Süditalien verwüstet hat.

Die Vulkanologen sehen einen Magma-See unter den Phlegräischen Feldern, einen anderen unterm Vesuv, beide möglicherweise in 8 km Tiefe miteinander verbunden. Dieser Vulkan, an dessen Fuß mehr als eine Million Menschen wohnen, könnte nach 1631 wieder einmal groß ausbrechen. „Im Magma-See unter dem Berg schlummert mehr Magma als der Vulkan in den letzten 40000 Jahren gefördert hat" [Bojanowski 2008a]. Das ergäbe die ultimative Lösung für das zerbröckelnde Pompei, das neapolitanische Müllproblem und die italienische Republik...

Literatur

Alvarez, Luis / Alvarez, Walter / Asaro, F. / Michel, H. (1979): Extraterrestrial cause for the Cretaceous-Tertiary extinction; in *Lawrence Berkeley Report* (LBR 9666).

Bojanowski, Axel (2008a): Magma-See unter Süditalien. Geologen entdecken eine gewaltige Blase flüssigen Gesteins unter der Region Neapel; in *SZ*, 25. 6.

- (2008b): Der sagenhafte Knall von Tunguska. Ufo, Asteroid, Methangas? Auch 100 Jahre nach einer gewaltigen Explosion in Sibiren wuchern die Spekulationen; in *SZ*, 27. 6.
- (2008c): Auf der schiefen Bahn. Erkenntnisse über den Meteoriten, der 2007 in Peru einschlug; in *SZ*, 17. 7.

Friebe, Richard (2008): Das delikate Arrangement. Einflussreichen Freunden Darwins gelang es, ihm den Ruhm als Entdecker der Evolution zu sichern; in *SZ*, 28.6.

Illig, Heribert (1992): Chronologie und Katastrophismus. Vom ersten Menschen bis zum drohenden Asteroideneinschlag; Gräfelfing

Mejlas, Jordan (2008): Vom Himmel gefallen. Neue Apokalypsen drohen aus dem Weltall; in *FAZ*, 17. 6.

Schrader, Christopher (2008): Wandel von jetzt auf gleich. Neue Daten aus Grönland beweisen: Das Klima kann innerhalb eines Jahres umkippen; in *SZ*, 20.6.

Schuch, Christoph (2008): *Das Rätsel von Tunguska. 30. Juni 1908 - Eine Explosion, ein Meteoriteneinschlag?* Eine Dokumentation von Christoph Schuch, gesendet am 27. 6. 08, um 20.15 auf 3sat

taz (2008): heute aufpassen: doppel-asteroid schrammt knapp an der erde vorbei; in *taz*, 14. 7. 08

Tollmann, Alexander und Edith (1993): *Und die Sintflut gab es doch. Vom Mythos zur historischen Wahrheit;* München.

Das elektrische Universum
Eine Übersicht – Teil I

Andreas Otte

Die in den USA und Kanada aktiven Nachfolger Velikovskys beschäftigen sich überwiegend mit einem Thema, das im deutschsprachigen Raum kaum mehr eine Rolle spielt. Das dokumentiert auch der kürzlich erschienene Beitrag von Heribert Illig über „Olympia, Venus und Epagomenen" [Illig 2008, S. 44], *in dem Velikovskys Planeten-Szenario kritisiert wird, allerdings unter Auslassung eines zentralen Faktors innerhalb Velikovskys Überlegungen. Dieser Faktor ist die mögliche Einwirkung elektrischer Kräfte auf planetarer Ebene. Ich möchte versuchen, den aktuellen Stand der Forschung zu diesem Thema auf Basis einiger englischsprachiger Texte darzustellen.*

Einleitung

Auf der Suche nach einer möglichen Ursache für die in *Worlds in Collision* beschriebenen Katastrophen (Planetenannäherungen von Venus und Mars) kam Immanuel VELIKOVSKY auf die Idee, die elektrische Kraft würde eine prominentere Rolle im Universum spielen, als es die heutige Astronomie bislang vorsieht.

Diesen Gedanken hatte er nicht als erster, aber er traf auf dieser Basis einige interessante Vorhersagen, z.B. zu den Radioemissionen des Planeten Jupiter, die sich später als richtig erwiesen. Dieser Gedankenkomplex wurde in den Jahren nach Velikovskys Tod vor allem in den USA weiter entwickelt.

Daraus entwickelte sich im Laufe der Zeit ein Theoriegebäude, das den Anspruch erhebt, unter Berücksichtigung der bisher bekannten Beobachtungen über das Universum, dieses besser, genauer und widerspruchsfreier zu beschreiben, als es die bisherigen Theorien der Astronomen von sich behaupten können, die in einem immer undurchdringlicheren Netz von *adhoc*-Ideen gefangen sind, das den Blick auf die Wirklichkeit verstellt.

Allgemeines

Die moderne Astronomie basiert auf den Arbeiten solcher Größen wie Newton, KEPLER und LAPLACE, deren Gesetze ein mechanisches Universum aus elektrisch neutralen Körpern in einem Vakuum beschrieben, welches allein durch die Einwirkung der Gravitation funktioniert. Auch das heutige, allgemein anerkannte, kosmologische Modell zur Entstehung und Evolution des

Universums basiert auf EINSTEINS Allgemeiner Relativitätstheorie, welche im Wesentlichen ein von der Gravitation bestimmtes Weltbild zeichnet.

Das Universum, das wir beobachten können, besteht jedoch zu 99,9 % nicht aus den in unserer näheren Umgebung vorkommenden festen, flüssigen oder gasförmigen Stoffen, sondern, wie uns die Raumfahrtmissionen der letzten 50 Jahre gezeigt haben, aus etwas, dass sich „Plasma" nennt.

Plasma

Plasma enthält – im Gegensatz zu elektrisch neutralen Atomen – Teilchen, die eine Ladung tragen. Dabei kann es sich um einen relativ „kalten" Mix aus neutralen Atomen und solchen, die ein oder mehrere Elektronen verloren haben (Ionen) sowie freien Elektronen handeln, aber auch aus rohen Elementarteilchen bestehen, die zu energiereich sind, um sich stabil miteinander verbinden zu können. Im Gegensatz zu neutraler Materie reagieren geladene Teilchen auf elektrische und magnetische Kräfte. Diese Kräfte sind bei gleicher Anzahl von Atomen 39 Größenordnungen stärker als die Gravitationskraft. Selbst wenn nur ein geladenes Teilchen unter 10.000 existiert, sind die entstehenden elektromagnetischen Kräfte noch 10 Millionen Mal stärker als die Gravitationskräfte der anderen 9.999 Teilchen.

Plasma-Pioniere

Aus dem Kreis der Personen, die sich mit geladenen Teilchen auf planetarer Ebene und darüber hinaus beschäftigt haben, ist als erstes Kristian BIRKELAND (1867–1917) zu nennen. Bekannt wurde er durch seine Aurora-Untersuchungen (Polarlicht). Hierzu unternahm er 1889/90 auch eine Arktis-Expedition. Für ihn waren die Polarlichter Ausdruck des Stromflusses zwischen Sonne und Erde. Experimentelle Nachweise führte er auch im Labor; besonders berühmt sind die so genannten Terrella-Experimente, bei denen eine „Kleine Erde" simuliert wurde. BIRKELAND wurde mehrfach für den Nobelpreis vorgeschlagen, starb jedoch, bevor es dazu kommen konnte. Ihm zu Ehren wird heute der Stromfluss im All „Birkeland-Current" benannt.

Irving LANGMUIR (1881–1957) ist der zweite im Bunde. Von ihm stammt der Begriff „Plasma" in Anlehnung an Blut-Plasma. Auch entwickelte er ein Gerät, um die wesentlichen Eigenschaften von Plasma bestimmen zu können. LANGMUIR bekam den Nobelpreis für seine Entdeckungen und Forschungen im Bereich der Oberflächenchemie.

Erst Hannes ALFVÉN (1908–1995) hat die theoretische Physik des Plasmas definiert. In seiner Nobelpreisrede kritisierte er die Kollegen, weil sie immer noch seine längst als falsch erkannten ersten Gehversuche zum Verständnis von Magnetfeldern nutzten und bis heute nutzen.

Geladene Planeten

Die Existenz eines elektrischen Feldes über der Oberfläche der Erde wurde bereits 1803 (durch Paul ERMAN) nachgewiesen. Die Feldstärke an klaren Tagen liegt bei 100 bis 500 Volt. Das Feld ist zur Erdoberfläche gerichtet; die einfachste Erklärung wäre, dass es durch eine negative Ladung in der Erde entsteht. Man hat auch eine positive Ladung in der oberen Atmosphäre als mögliche Erklärung heranzuziehen versucht; eine Suche danach blieb jedoch bisher erfolglos. Interessant ist nun natürlich die Frage, was passiert, wenn sich geladene Körper in einem Plasma befinden und bewegen, z.B. ein negativ geladener Körper. Die negative Ladung des Körpers zieht positive Ionen aus dem umgebenden Plasma an und erzeugt damit nicht nur eine positive Ladung um sich herum, sondern auch eine negative Schicht an dessen Außenseite durch die abgezogenen positiven Ionen. Dieser Vorgang dauert solange, bis das Potential des umgebenden Plasmas erreicht ist. Es entsteht eine Art Doppelhülle um den Körper; diese Hülle begrenzt die elektrischen und magnetischen Auswirkungen der Ladung des Körpers.

Die Existenz dieser Hülle ist inzwischen durch Raumsonden sehr gut nachgewiesen. Vergleichbar, aber damit nicht identisch ist die Magnetosphäre (Abb. 1). Die „elektrische Hülle" der Erde reicht etwa 10 Erdradien sonnenwärts und ist 40 Erdradien breit. Nachgewiesen wurde die Hülle bis knapp an den Orbit des Mars heran. Die Hülle der Venus reicht bis knapp an den Erdorbit heran, die Hülle des Jupiter bis knapp zum Saturnorbit, usw.

Wir haben also heute die Situation, dass sich die Planeten im aktuellen Zustand des Sonnensystems elektrisch nicht 'fühlen', weil sich ihre elektrischen Hüllen nicht berühren oder gar überschneiden. Es herrscht ein elektrisches Gleichgewicht, es wirken keine elektrischen oder magnetischen Kräfte, und daher reichen zur Zeit die Gesetze der Gravitation völlig aus, die Läufe der Planeten im Sonnensystem zu beschreiben.

Aber wenn dieses elektrische Gleichgewicht gestört wird, z.B. dadurch, dass nach einer Fission (Spaltung) ein in etwa planeten-großer Körper die Bahnen der anderen Planeten schneidet, dann beginnt eine neue Bahnausrichtung, die solange abläuft, bis sich wieder ein Gleichgewicht einstellt. Das geschieht – bezogen auf kosmische Abläufe – durch die Einwirkung der 39 Größenordnungen stärkeren Kraft relativ schnell; aber was dabei abläuft, ist mit nichts vergleichbar, was wir heute an Naturgewalten kennen. Ein durchgerechnetes mathematisches Modell existiert hierfür bisher noch nicht.

Spuren der Katastrophe

Sollte sich ein solches Szenario jemals abgespielt haben, müsste es Spuren überall im Sonnensystem hinterlassen haben. Welche könnten das sein?

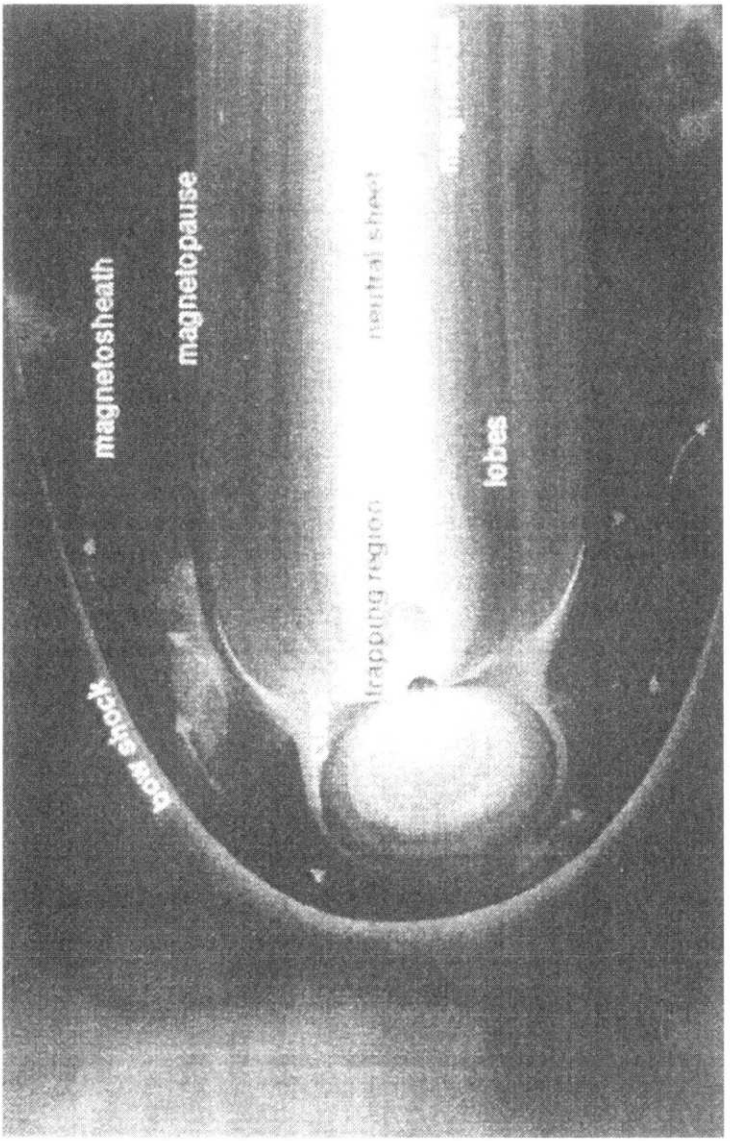


Abb. 1: Klassische Darstellung der Magnetosphäre
[Thornhill/Talbott 2007, 45]

Das auffälligste Merkmal bei der Betrachtung der Planeten und Monde im Sonnensystem sind Krater. Zwei große Theorien sind bei Kratern im Spiel: Vulkanismus und Impakts. Zur Zeit sind Impakts als Erklärungsmodell in Mode. Aber gibt es eventuell noch eine weitere Ursache?

Übergroße Krater

Der Reigen der Ungewöhnlichkeiten beginnt auf Monden und Asteroiden mit übergroßen Kratern, die nicht durch einen Impakt entstanden sein können, weil er das Objekt ganz zerstört hätte. Und Vulkanismus auf einem so kleinen Objekt wie z.B. dem Marsmond Phobos (Abb. 2) ist wohl kaum möglich. Weitere 'einschlägige' Kandidaten sind der Asteroid Mathilda oder auch der Saturnmond Mimas.

Der Mond

Betrachtet man die Krater des Erdmondes, so ist die ungewöhnliche Kreisförmigkeit der meisten Krater in allen Größen besonders auffällig. Einschläge von Meteoriten sollten rein statistisch auch viele ovale Krater erzeugen.

Ebenso sieht man flache, geschmolzene Kraterböden mit steilen Wänden. Experimente mit Impakts ergeben Krater, welche die rundliche Form eines Suppentellers zeigen. Außerdem schmelzen Impakts und hochenergetische Explosionen – auch Atombomben – nicht genügend Material, um die geschmolzenen Kraterböden zu erklären.

Zudem erstaunen steile Kraterwände statt flacher, tellerförmiger Wände, die bei einem Impakt zu erwarten wären. Hinzu kommt die unerwartete Terrassierung von großen Kraterwänden, gelegentlich mit ebenfalls geschmolzenen Terrassenböden.

Weiterhin beobachtet man viele Kraterpaare und ganze -ketten. Dabei zeigen sich nur sehr geringe Störungen, wenn ein Krater einen anderen schneidet.

Und dann finden sich wiederholte, höchst unwahrscheinliche Anordnungen von Kratern mit anschließenden Rillen und rechteckig geformten Schluchten, deren Material allerdings verschwunden ist. Vergleichbar sind die Rillen in Abb. 3 z.B. mit Hinterlassenschaften von Blitzeinschlägen in Natur (links unten) und Labor (links oben).

Zwischenspiel: *Electrical Discharge Machining* – EDM

Als mögliche Ursache für die beobachteten Kraterformen und Erscheinungen kommt ein Prozess in Frage, der seit einigen Jahren im Rahmen industrieller Fertigung eine gewisse Rolle spielt. Er wird *Electrical Discharge Machining*

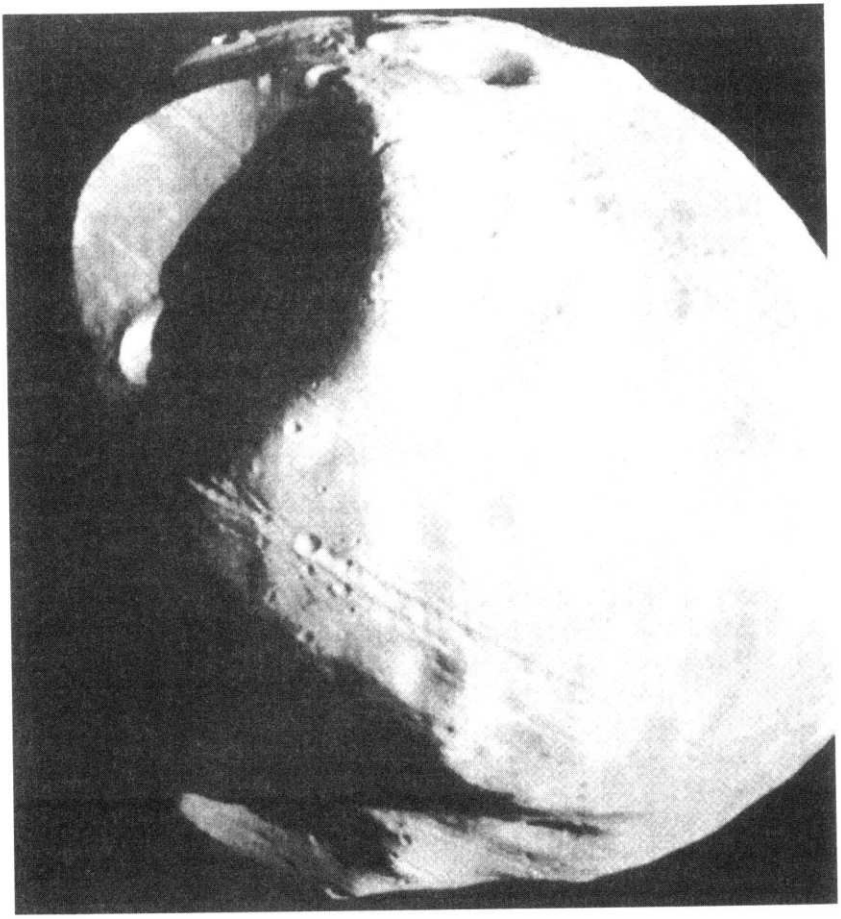


Abb. 2: Marsmond Phobos mit Riesenkrater [Thunderbolts 1]
Zeitensprünge 2/2008 S. 483

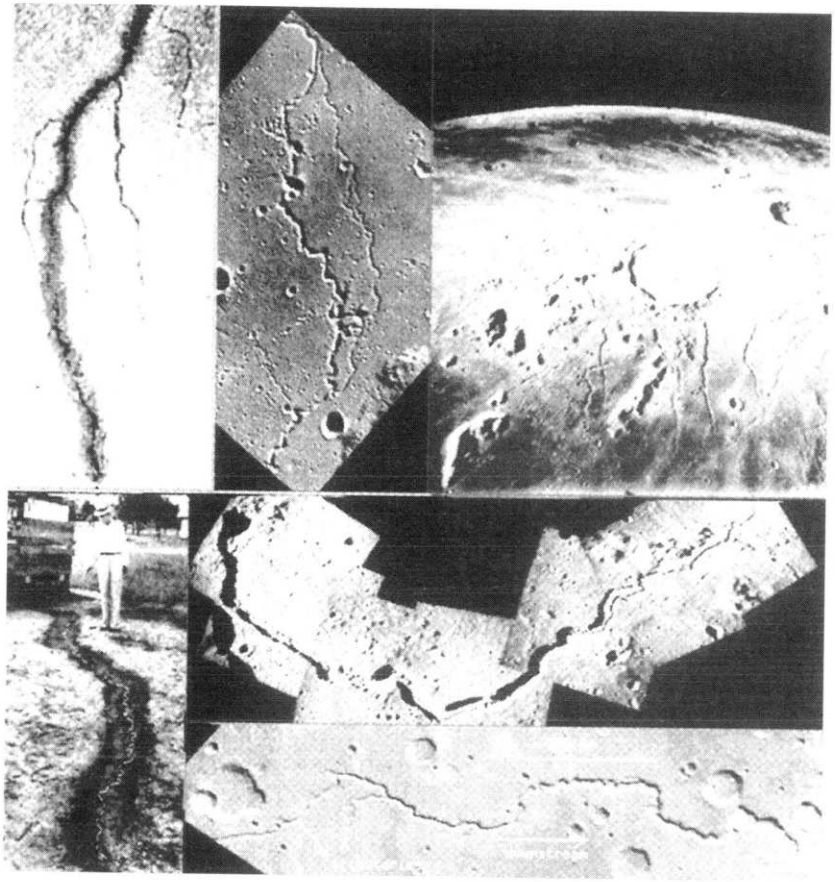
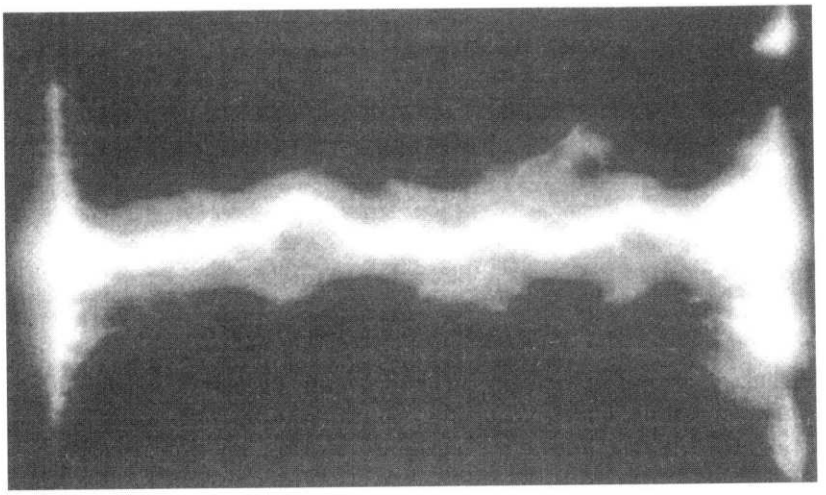
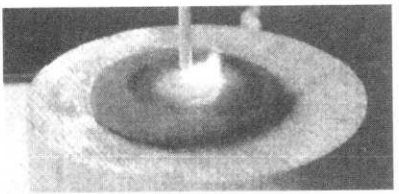


Abb. 3: Rillen auf Erde, Mond und Mars [Thunderbolts 2]
Zeitensprünge 2/2008 S. 484





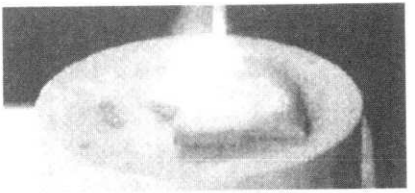


Abb. 4: Lichtbogen-Entladung [electric]
Abb. 5: Entladungsverhalten (links Anode, rechts Kathode) [Thornhill 1999]

(EDM) genannt und dient unter anderem dazu, Material mit Hilfe eines Lichtbogens aus einem elektrisch leitfähigen Rohling zu entfernen (Abb. 4).

Sollte ein solcher Prozess auf planetarer Ebene wirksam sein, dann hat das gewaltige Konsequenzen für die Struktur unseres Sonnensystems. Laborversuche können uns gute Vergleichsmöglichkeiten für die Wirkung dieser Methode in größerem Maßstab liefern, denn es hat sich gezeigt, dass elektrische Phänomene über viele Größenordnungen hin skalieren. Im Rahmen des „Electrical Discharge Machining" spielt das zu bearbeitende Werkstück entweder die Rolle der Anode (positiv geladen) oder die der Kathode (negativ geladen).

Bei einer Funktion als Werkstück-Anode bleibt die Entladung an einer Stelle (Abb. 5 links), rotiert allerdings und erzeugt so einen Krater mit einer zentralen Erhöhung. Als Werkstück-Kathode (Abb. 5 rechts) springt die Entladung wild umher und erzeugt kleine Krater, vorzugsweise auf erhöhten Punkten, wie z.B. einem Kraterwall.

Der Mars

Die Missionen der letzten Jahre zum Mars haben eine Fülle von Daten- und Bildmaterial hervorgebracht, das man in diesem Rahmen nur anreißen kann. Zu den beeindruckenden Merkmalen des Mars gehört dabei sicherlich das so genannte Valles Marines (Abb. 6), ein gigantischer Canyon, der sich über eine Länge von etwa einem Viertel des Marsumfangs erstreckt.

Wie kann eine derartige geologische Struktur entstehen? Kann Wasser diese Struktur erzeugt haben? Wo ist es geblieben? Und wo ist dann das erodierte Material? Konventionell ist diese Frage bisher nicht geklärt. Als gigantische Entladungsspur ist es vorstellbar.

Das andere hervorstechende Merkmal des Mars ist Mons Olympus (Abb. 7), der höchste Berg des Sonnensystems: Ist er ein Vulkan? Die so genannte „Caldera" dieses Vulkans, ja der ganze Berg selbst ist eher mit dem Zielpunkt einer elektrischen Entladung vergleichbar. Details zeigen auch hier wieder Rillen, die zuweilen bergauf laufen. Vergleiche mit entsprechenden Laborexperimenten (Abb. 7, rechts oben) weisen wieder viele Ähnlichkeiten auf.

Andere Effekte betreffen ca. 150 m durchmessende, tiefe, zylindrische Löcher, die im Labor mit Hilfe elektrischer Entladungen im kleinen Maßstab (3 mm Durchmesser) einfach reproduzierbar sind.

Insgesamt hat man den Eindruck, dass die fast schon verzweifelte Suche nach Wasser auf dem Mars dem Ziel dient, endlich Nachweise für den einzigen Agenten zu finden, den man sich konventionell vorstellen kann, um zumindest einen Teil der auf dem Mars aufgefundenen Strukturen zu erklären.

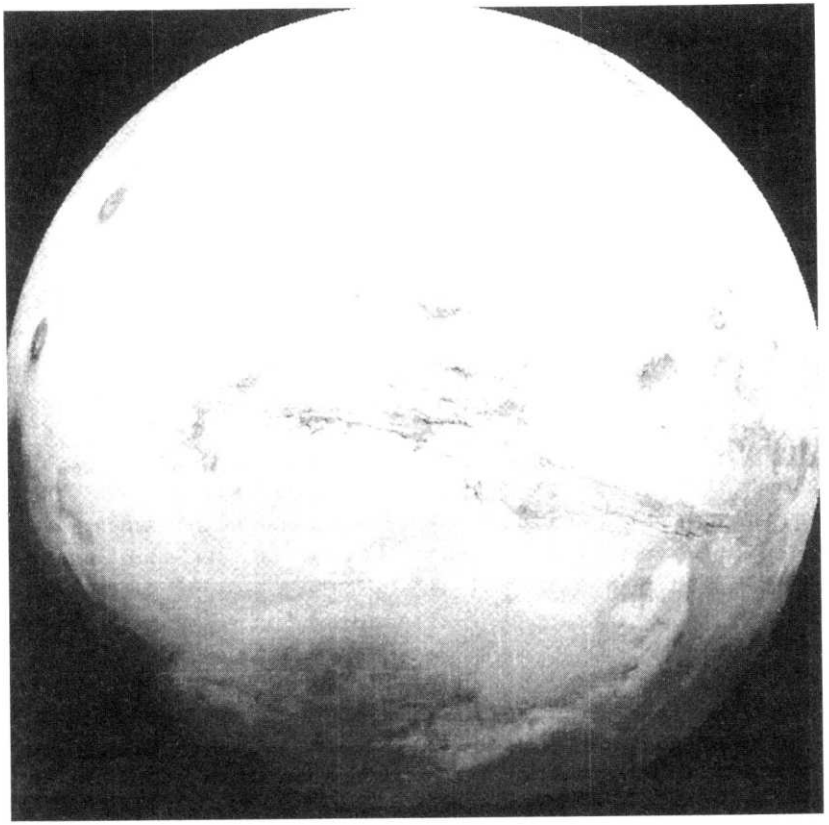


Abb. 6: Mars mit Valles Marines [usra]

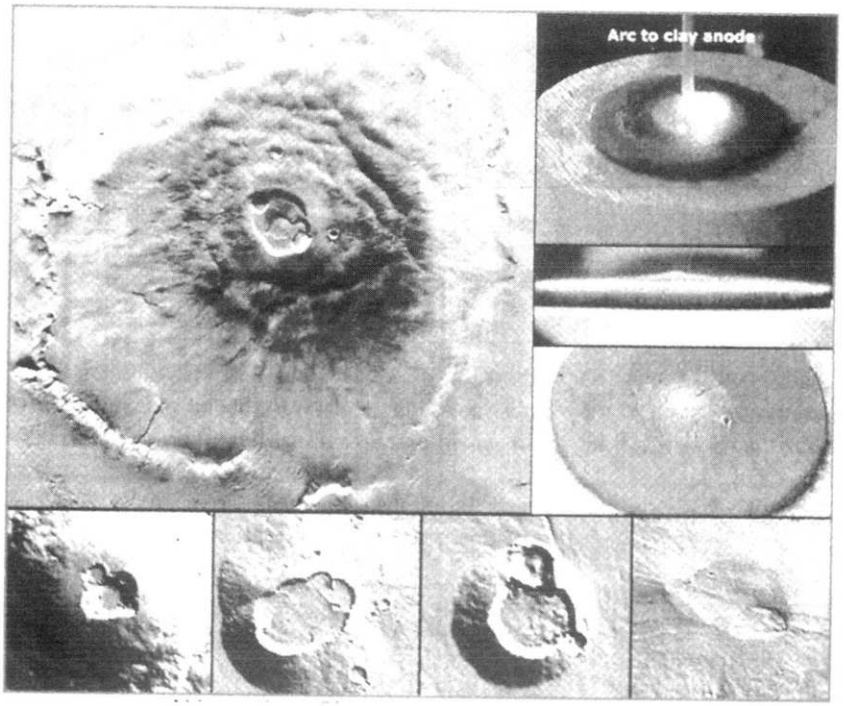
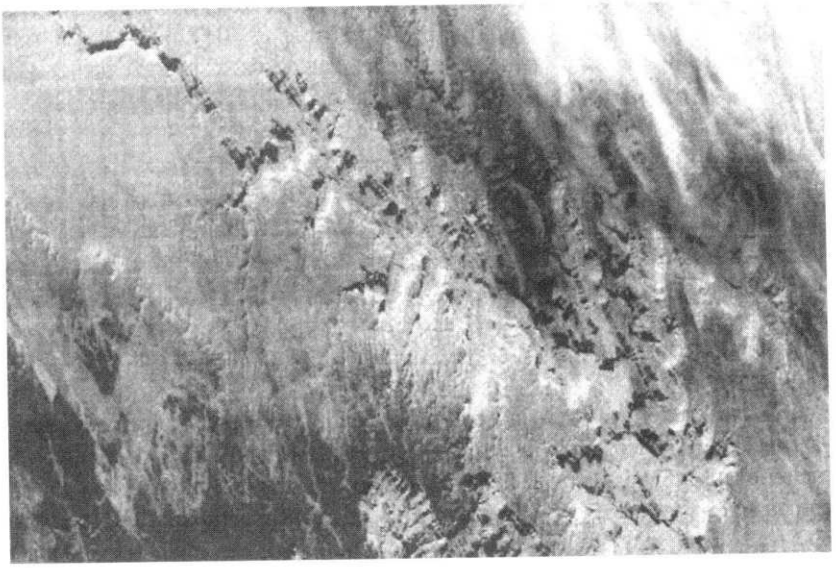


Abb. 7: Mons Olympus – Vulkan oder Anode? [thunderbolts 3]

Zeitensprünge 2/2008 S. 488



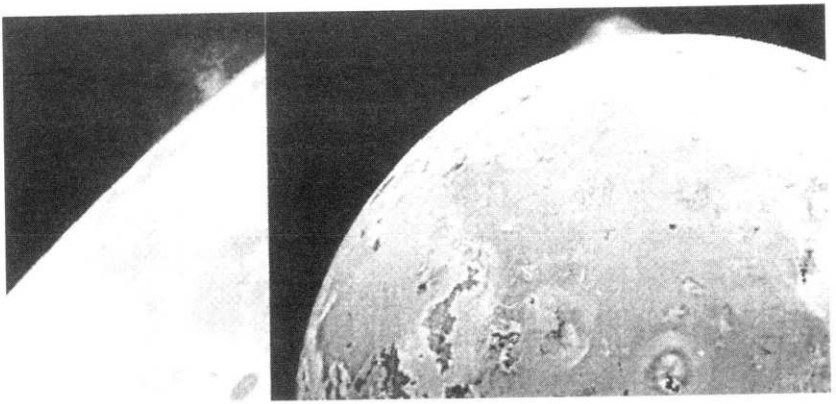


Abb. 8: Der Grand Canyon aus dem Weltraum [steeb]
Abb. 9: Io – Pizza im Weltraum [Thunderbolts 4]

Noch im Juli machten Meldungen über einen Beitrag in der Zeitschrift *Nature* die Runde [BBC], der sich mit der Frage beschäftigt, wie es zu dem fehlenden Material am Nordpol gekommen sein könnte, ist doch die Kruste am Nordpol wesentlich dünner als am Südpol. Nach dem Bericht war ein Impakt die Ursache. Die Frage sei gestattet, wie ein Impakt aussähe, der die Kruste rund um den Nordpol abträgt. EDM scheint da die einfachere Erklärung zu sein [Thornhill 2003].

Die Erde

Auch die Erde zeigt viele Spuren, die auf Einwirkung elektrischer Kräfte hindeuten. Die wohl wichtigste ist der Grand Canyon (Abb. 8). Ist dieses Gebilde wirklich durch Erosion entstanden? Wo ist dann das ausgewaschene Material? Bis heute wurde es nicht gefunden. Eher erinnert die Form des Canyons an eine so genannte Lichtenberg-Figur.

Andere Phänomene sind Krater mit kreisförmigen, stratifizierten Strukturen am Kraterboden und einer ebenfalls stratifizierten zentralen Erhöhung. Beispiele dafür sind der überdeckte Sudbury-Krater in Kanada oder auch der Richat-Krater in Mauretanien. Interessant ist auch die Frage, wie die Thorium-Ablagerungen auf dem Kraterwall von Wolfe Creek, Westaustralien entstanden sind. Im elektrischen Modell sind entsprechend starke Entladungen durchaus in der Lage, Elemente umzuwandeln.

Aber es ist gar nicht notwendig, so weit zu reisen. Auch unser lokales Wetter kann stark elektrisch beeinflusst sein. Gewitter sind ein klassisches Beispiel, aber auch Tornados sind in den Verdacht geraten, ein elektrisch beeinflusstes Phänomen zu sein.

Vor einigen Jahren entdeckte man, dass die vom Boden aus sichtbaren Gewitter nur ein kleiner Teil eines Phänomens sind, das sich in bis zu 100 km Höhe fortsetzt mit Erscheinungen, die „Blue Jets", „Red Sprites" und „Elves" genannt werden. Auch aus dem Weltraum hat man diese Effekte beobachtet; im elektrischen Modell könnten das Entladungen sein, die entstehen, wenn die Isolationsschicht zwischen der Erde und der Ionosphäre kurzfristig zusammenbricht ('selbstreparierender Kondensator').

Ende Juni 2008 jährt sich der Tunguska-Zwischenfall zum hundertsten Mal. Am 30. Juni 1908 kam es in Zentral-Sibirien am Tunguska-Fluss zu einer schweren Explosion. Nach Augenzeugen raste ein blau-weißer Feuerball, heller als die Sonne, durch den Himmel und explodierte dann mit der Kraft einer Megatonnenbombe. Die Explosion fällte ca. 60 Millionen Bäume auf einer Fläche vom 2.000 km². Interessanterweise wurden Bäume in der Nähe des Explosionszentrums nicht verbrannt, und ein Ring von Bäumen um das Zentrum herum bliebt stehen. Man fand keinen Impakt-Krater. Es gibt

viele Theorien, was hier geschehen sein könnte. Im Modell des „elektrischen Universums" könnte es ein Komet mit einer elektrischen Ladungsdifferenz zur Erde gewesen sein, der bei der Annäherung durch zu starken 'Stress' in der Atmosphäre geplatzt ist.

Der Jupiter und seine Monde

Jupiter als größter Planet des Sonnensystems weist einen ganzen 'Schwung' von Monden auf. Zunächst soll uns ***Io*** beschäftigen, die „Pizza im Weltraum": Man hält die Oberfläche von Io (Abb. 9) allgemein für mit Vulkanen übersät und geologisch sehr aktiv. Die geologische Aktivität soll dabei durch das Heben und Senken Io's um ca. 100 m im Schwerefeld Jupiters während eines Jupiter-Umlaufs hervorgerufen werden.

Material wird bis zu 800 km hoch geschleudert; dabei werden Temperaturen gemessen, die mit denen der Sonne vergleichbar sind. Die Auswurfstellen bewegen sich auf der Oberfläche und hinterlassen dabei Kraterketten. Eine solche Auswurfstelle wanderte zwischen 1979 und 1996 über 85 km weit.

Wandern Vulkane? Eher scheint zwischen Io und Jupiter EDM stattzufinden. Dabei muss der Lichtbogen nicht unbedingt sichtbar sein: Bei geringeren Stromstärken sieht man ein Glühen, bei noch geringerer Stromstärke sieht man optisch überhaupt nichts mehr, aber der Prozess ist noch aktiv.

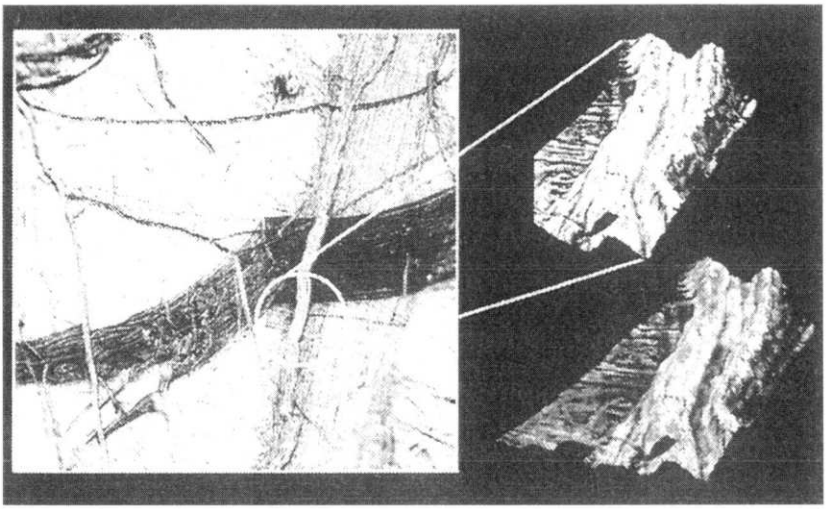
Typisch für den Jupitermond ***Europa*** sind seine Rillen (Abb. 10), die teilweise wieder stark an so genannte Lichtenberg-Figuren erinnern, nicht aber an gebrochene Eisschollen, die angeschmolzen und wieder gefroren worden sein sollen. Auch der Schwefel, der sich zuweilen an den Rillen findet, ist konventionell schwer erklärbar.

Jupiter und Saturn haben Auroras (Polarlichter), wie auch die Erde. Als man Io's 'Fingerabdruck' in Jupiters Aurora (Abb. 11) fand, schob man das noch auf Gase Io's, die von Magnetfeldern eingefangen wurden. Aber dann fand sich auch der 'Fingerabdruck' des „gefrorenen" Mondes Europa ... Was also verursacht diese 'Fingerabdrücke'?

Ganymed, ein anderer Mond Jupiters, wartet mit einem weiteren interessanten Phänomen auf: einer Kraterkette, wie sie sich auch sonst im Sonnensystem immer wieder findet (Abb. 12). Wie hoch ist die Wahrscheinlichkeit für einen derartigen Ketten-Impakt? Die Entladungsspuren eines Lichtbogens sind der eher wahrscheinliche Kandidat hierfür.

Die Pioneer-Anomalie

Beispiele lassen sich nicht nur bei den hier dargestellten Objekte des Sonnensystems finden. Venus, Merkur, Saturn und seine Monde, weitere Mode des Jupiters, liefern zusätzliche Beispiele für diese Phänomene.



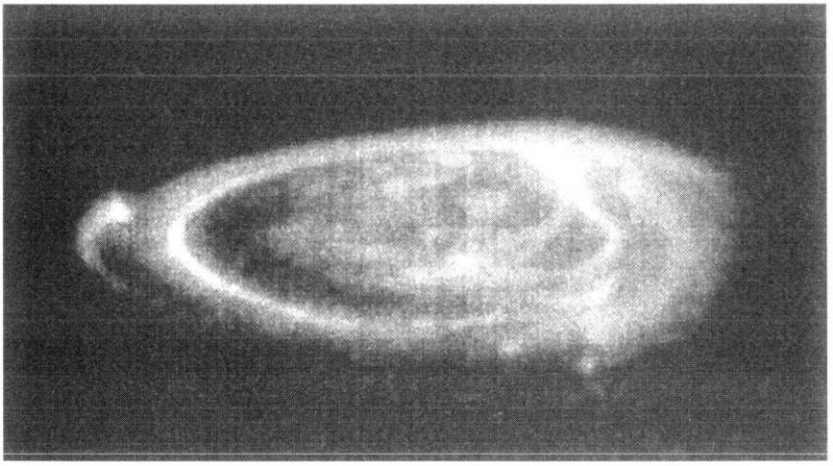


Abb. 10: Europas Rillen [Thunderbolts 5]
Abb. 11: Jupiter-Aurora [Thunderbolts 6]

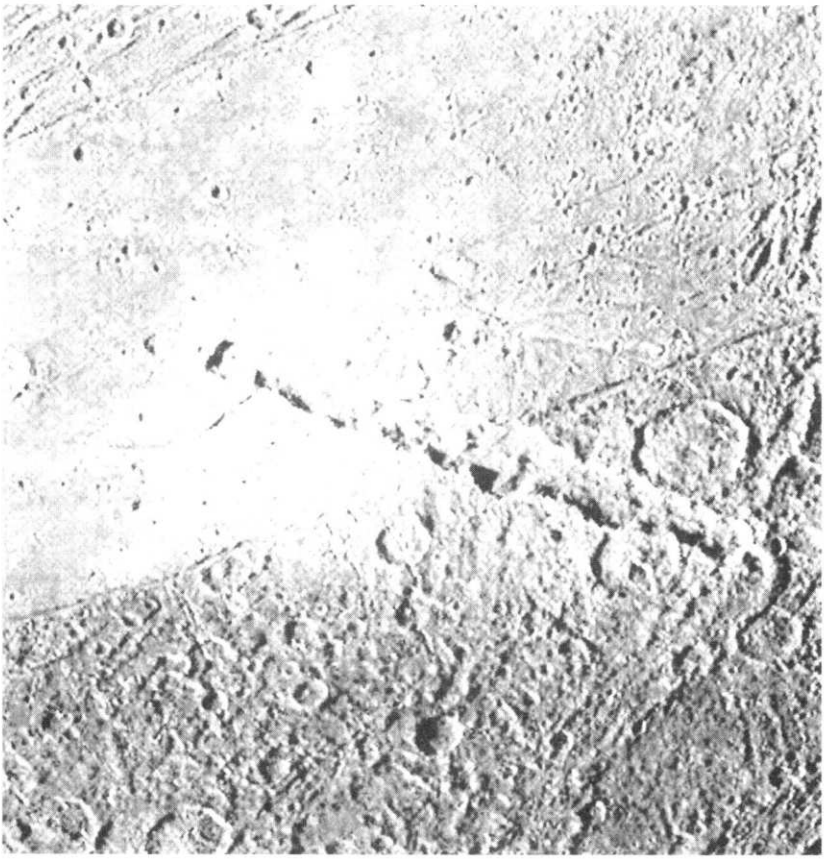


Abb. 12: Kraterkette auf Ganymed [Thunderbolts 6]

Aber auch von Menschen geschaffene Objekte sind Kräften ausgesetzt, die sich einer Gravitationserklärung bisher entziehen. Die entferntesten Botschafter des Menschen, die Pioneer- und Voyager-Sonden sind einfach nicht da, wo sie sein sollten. Etwas 'zerrt' an ihnen ... [Britt 2004].

Mythologie

Auch in der Mythologie der frühen Menschen könnten sich elektrische und Plasma-Phänomene niedergeschlagen haben. Man muss sich einfach fragen, warum diese heute so unscheinbaren und kaum erkennbaren Lichtpunkte am Himmel eine derart große Auswirkung auf das Denken und Leben unserer Vorfahren hatten? Warum wurden sie mit mächtigen Göttern identifiziert? Was war früher anders? Waren die 'Blitze der Götter' real? Und wenn Mars während des Kampfes an der Wange (Valles Marines?) verletzt wurde, war er dabei so nahe, dass man den Canyon mit bloßem Auge sehen konnte?

Interessant ist auch die Ähnlichkeit (Abb. 13), die Plasmaphänomene mit Steinritzungen überall auf der Welt gemein haben [Peratt 2003]. Ist es Zufall oder hat der frühe Mensch diese Phänomene in Aktion gesehen?

Heutige Akteure

Treibende Kräfte bei der aktuellen Erforschung der Theorie des „Elektrischen Universums" bzw. „Plasma-Universums" sind Wallace Thornhill, ein IBM-Computerspezialist aus Canberra, Australien, und David Talbott, Gründer der Zeitschrift *Aeon* und Hauptvertreter der so genannten Saturn-These. Während Thornhill sich mehr mit den „technischen" Aspekten beschäftigt, ist Talbotts Fachgebiet die vergleichende Mythologie.

Dr. Anthony Peratt, ein Schüler von Hannes Alfvèn, arbeitet am *Los Alamos National Laboratory* an Plasmaphänomenen. Durch Simulation von Birkeland-Strömen konnte er Strukturen erzeugen, die auffallend Galaxien gleichen. Dazu mehr im Teil III dieser Artikelserie.

Donald E. Scott ist Elektrotechniker und lehrte lange an der Universität Massachusetts. Er hat sich intensiv mit elektrischen Phänomenen der Sonne auseinander gesetzt, die im Teil II besprochen werden sollen.

Nicht vergessen werden darf Dr. Halton Arp, ein Astronom, der sich sein Leben lang mit der Erfassung ungewöhnlicher Himmelsobjekte beschäftigt hat. Seine daraus gewonnenen Erkenntnisse, insbesondere zur Rotverschiebung, sind Thema von Teil III. Heute arbeitet Halton Arp 'im Exil' in Garching bei München, da man ihm in den USA Teleskopzeit verwehrt.

Anlaufpunkt der hauptsächlichen Aktivitäten zum „Elektrischen Universum" ist die Website *Thunderbolts* mit der weitaus umfangreichsten Sammlung von Bildmaterial und Texten zum Thema.

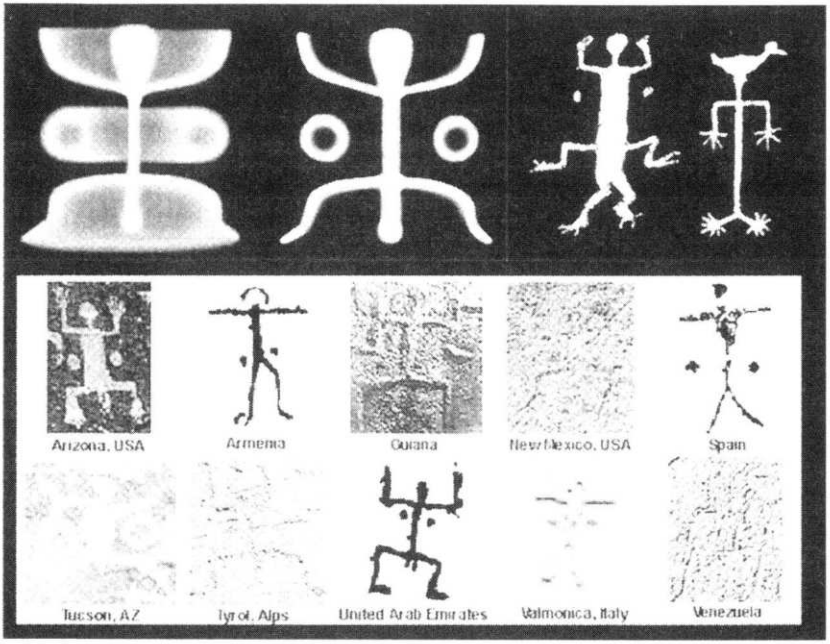


Abb. 13: Plasmaphänomene in der Mythologie [Thunderbolts 8]

Zusammenfassung

Sehr viele vorhandene katastrophistische Spuren im Sonnensystem lassen sich nicht mit Vulkanismus oder mit Impakts erklären. Es muss mindestens eine weitere Ursache geben. Das schließt die bisherigen Ursachen nicht aus, reduziert aber ihre Einwirkung. Die Spuren lassen nach Ansicht der Vertreter des „Elektrischen Universums" nur einen Schluss zu: Die elektrische Kraft als Wirkkraft zu vernachlässigen, führt zu Fehlinterpretationen der beobachteten geologischen Phänomene.

Wir leben in einem elektrischen Universum. Fast alle Erkenntnisse aus Astronomie, Physik, Geologie, usw. müssen unter diesem Blickwinkel neu bewertet werden. Da wir derzeit im Sonnensystem ein elektrisches Gleichgewicht haben, merken wir wenig von dieser Kraft. Wenn aber das elektrische Gleichgewicht im Sonnensystem gestört wird, dann passieren auf planetarer Ebene Dinge, die wir heute nur in sehr verkleinertem Maßstab aus den Labors kennen und die dem Wort „Katastrophismus" eine neue Dimension verleihen.

Eine solche Störung ist nach den Beobachtungen zu urteilen mindestens einmal in der Geschichte des Sonnensystems geschehen; wann allerdings, dass muss bisher offen bleiben. Velikovskys vom Bibelfundamentalismus beeinflusste Zeitstellungen für diese Geschehnisse sind sicherlich nicht zu halten, auch angesichts stratigraphischer und technischer Überlegungen zur Chronologie Ägyptens und Mesopotamiens [Heinsohn/Illig 1997]. Das dargestellte Szenario scheint jedoch kurzfristige Bahnberuhigungen zu erlauben, allerdings mit entsprechenden Konsequenzen für das Leben auf der Erde, so wie diese z.B. in *Earth in Upheaval* [Velikovsky 1955] aufgezeigt wurden.

Ausblick

Wenn nun die Planeten geladene Objekte sind, was ist denn dann mit unserer Sonne? Natürlich hat auch sie elektrische Aspekte, wie z.B. den Sonnenwind, aber im Inneren brennt doch ganz gewiss ein thermonukleares Feuer ... oder etwa doch nicht? Woher wissen wir das eigentlich? Mehr dazu in Teil II.

Literatur

BBC (2008): Mars' two-faced riddle 'solved',
http://news.bbc.co.uk/2/hi/science/nature/7473128.stm

Britt, Robert Roy (2004): The Problem with Gravity: New Mission Would Probe Strange Puzzle,
http://www.space.com/scienceastronomy/mystery_monday_041018.html

Cosmic = *„Cosmic Catastrophes - Asteroids, Comets and Planets: Possibilities and Probabilities in the Light of Today's Findings and the Testimony of Ancient Man". Proceedings of the SIS Cambridge Conference, Fitzwilliam College 31st August -*

2nd September 2007 (Chronology & Catastrophism. Review 2008); Sittingbourne, Kent, UK
Electric = http://electricilluminati.wordpress.com/2008/02/
Heinsohn, Gunnar / Illig, Heribert (1997): *Wann lebten die Pharaonen?;* Gräfelfing
Hogan, James P. (2005): *The Cosmic Power Grid;* in: *Catastrophes, Chaos & Convolutions*, Riverdale, 210-260
Illig, Heribert (2008): Olympia, Venus und Epagomenen; in *Zeitensprünge* 20 (1) 39-45
Peratt, Anthony L. (2003): Characteristics for the Occurrence of a High-Current, Z-Pinch Aurora as Recorded in Antiquity; in *IEEE Transactions on Plasma Science* 31 (6)
Steeb = http://www.steeb.ch/F_Weltraum.htm
Thornhill, Wallace (1999): *The Electric Universe*, CD, Version 2.0
(2003): *Mysterious Mars;* in
http://www.holoscience.com/news.php?article=0414prqf
Thornhill, Wallace / Talbott, David (2007): *The Electric Universe;* Portland
Thunderbolts-Projekt: http://www.thunderbolts.info/
Thunderbolts 1 =
http://www.thunderbolts.info/tpod/2007/arch07/070924fantasticphobos.htm
Thunderbolts 2 =
http://www.thunderbolts.info/tpod/2004/arch/041230predictions-scarring.htm
Thunderbolts 3 =
http://www.thunderbolts.info/tpod/2004/arch/040705olympus-mons.htm
Thunderbolts 4 =
http://www.thunderbolts.info/tpod/2004/arch/041213io-series-1.htm
Thunderbolts 5 =
http://www.thunderbolts.info/tpod/2005/arch05/050314europadynamics.htm
Thunderbolts 6 =
http://www.thunderbolts.info/tpod/2006/arch06/060512chargedplanets.htm
Thunderbolts 7 =
http://www.thunderbolts.info/tpod/2004/arch/040825crater.htm
Thunderbolts 8 =
http://www.thunderbolts.info/tpod/2004/arch/041231predictions-rock-art.htm
usra = http://www.lpi.usra.edu/education/timeline/gallery/images/028.jpg
Velikovsky, Immanuel (1950): *Worlds in Collision;* New York
- (1955): *Earth in Upheaval;* New York

Andreas Otte, 33813 Oerlinghausen, Dalbker Str. 54a
andreas.otte@chrono-rekonstruktion.de

Eiszeiten und ein evolutiver Hoffnungsschimmer

Keine echte Rezension von Heribert Illig

Müller-Beck, Hansjürgen (2005): ***Die Eiszeiten.*** *Naturgeschichte und Menschheitsgeschichte;* C.H. Beck Wissen, München, 128 S., 16 Abb. [= **MB**]

Von Zeit zu Zeit braucht es eine neue Darstellung scheinbar vertrauter Vorgänge. Deshalb greift man wegen der Eiszeiten gerne zu einer kompakten Darstellung des Emeritus am Tübinger *Institut für Ur- und Frühgeschichte und Archäologie des Mittelalters, Abteilung Ältere Urgeschichte und Quartärökologie,* auch wenn man eigentlich einen Geologen oder Glaziologen als Autor erwartet hätte. Dafür bekommt man die ganze *Naturgeschichte und Menschheitsgeschichte* frei Haus geliefert, ein schöner Nebeneffekt.

So beginnt die Darstellung keineswegs mit der letzten Eiszeit, sondern vor „im Mittel etwa 13,7 Milliarden Jahre[n]" [MB, 19], um vor „eventuell 1 Milliarde Jahren" den ersten Eiszeitenkomplex gegen Ende des Präkambriums zu erreichen [MB, 21]. Ab da fasziniert den Archäologen vorrangig die Tierwelt, über die er erstaunliche Erkenntnisse zum besten gibt. Wir folgen ihm und rätseln, ob er noch bei Lamarck verharrt oder weit über Darwin hinausgeht.

> Nach dem Niedergang von Röhrenwürmern oder ersten Stachelhäutern „formten sich neue Biotope, die von agileren Gattungen und Arten besetzt und genutzt wurden, deren Überlebensstrategien den veränderten Bedingungen besser entsprachen. Dabei paßten sie sich keineswegs passiv an, sondern entwickelten in «aktiven Experimenten» immer wieder neue, ihren jeweiligen Umgebungen gemäße Körperkonstruktionen" [MB, 22].

Wir sind zwar noch bei den experimentierfreudigen Seeigeln und Quallen, erfahren aber gleich darauf Überraschendes von uns Menschen [MB, 23]:

> „*Chordaten* (Stamm der symetrisch-bilateralen [sic] Tiere mit stabförmigem Rücken- und Schwanzstabilisator – wie auch beim Menschen)".

Den Quallen stehen einige „neue kleinen Reptilien" in nichts nach:

> „Das neue Erfolgsmodell dieser aus vielen Gattungen und Arten bestehenden Tierfamilie – ganz sicher nicht nur eine passive «Anpassung», sondern ein ganzes vernetztes Bündel neuer Konstruktionen und Strategien – sind [sic] die Wegbereiter aller kommenden Säugetiere" [MB, 27].

Hier hat sich Müller-Beck von den Neodarwinisten und von der deutschen Grammatik getrennt. Die ersten echten Säugetiere

> „trugen ihre ungeborenen Jungen vor der Geburt geschützt in einer Gebärmutter mit sich bzw. danach zum Teil in einem Hautfaltenbeutel, überlie-

ßen also nicht alle mehr in mit Eiern bestückten Gelegen dem Zufall des größeren Risikos in der freien Natur" [MB. 27].

Währenddessen begehen die Dinosaurier offenbar Selbstmord:

„Die Zeit der Saurier, die ihre Entwicklungschancen ausgereizt hatten und den auch wohl mit von ihnen selbst ausgelösten dramatischen Veränderungen in ihrer Atemluft offenbar nur noch begrenzt begegnen konnten, ging zu Ende" [MB. 28].

Eine wissenschaftliche Zeitschrift – meiner Erinnerung nach *Bild der Wissenschaft* – hat einmal einen Witz gewagt: Dinosaurier erzeugten mächtig aufstoßend Methan, das sich dank funkenschlagender Magensteine auch noch im Maul entzündete; so antizipierten sie die uns vertrauten feuerspeienden Drachen. Seitdem müssen die armen Tiere am selbst produzierten Treibhausgas dahinsiechen und sich wechselseitig abfackeln. So wurde der Weg frei für die Säuger, die sich emsig weiter 'aktiv' anpassten [MB. 43]:

„Die Ausbildung der stabilen Kronen der Backenzähne der vielen weit verbreiteten Gattungen und Arten der ebenfalls menschenaffenartigen Sivapithecinen spricht dafür, daß ihre Nahrung auch Körner einschloß."

Nur Zeilen später sind Mastodonten „mit immer stabileren Stoß- und Mahlzähnen ausgestattet" [ebd.]. Aber nein, nicht die Tiere erschaffen sich selbst – es ist das Leben, haben wir doch das Quartär erreicht und sind in „jener Entfaltungsphase des Lebens, die letztendlich auch die Menschen erschaffen wird" [MB. 44]. Wie nebenbei schafft das Leben auch kleine Nischen, die groß wie Ozeane sein können, aber in denen nirgends Deutsch verstanden wird: Die jeweils «modernsten» Säuger

„nutzten diese – bis auf die neue kalte Taiga – durchweg baumarmen Zonen als spezialisierte oder unspezialisierte, zahlreiche Pflanzenfresser und als weniger häufige Raubtiere mit nicht selten spezifischen Beutetieren. Dazu kamen auch als weniger stark eingegrenzte opportunistische Allesfresser Schweine oder Bären sowie auch viele – allerdings zunächst auf wärmere Klimate angewiesene – Primaten. In den Meeren und Strömen suchten und fanden neue Fischformen ihre Nischen, in denen sie mit den veränderten regionalen Klimaverhältnissen fertig wurden und sogar größere, auch mehrjährige ozeanische Wanderungen antraten" [MB. 47].

Das Leben, nein der Menschenaffe bleibt in seinem Laboratorium aktiv:

„In den afrikanischen Hochländern lebten als völlig anderes Experiment der Primaten etwa ebenso früh – vor rund 10 Mio. Jahren – bereits die ersten übergroßen Paviane" [MB. 51].

Wer sich für Eiszeiten interessiert, bekommt die Gebissevolution gratis dazu:

„Die Elefanten, Nashörner und Rinder entwickelten allmählich gegenüber diesen stabileren Pflanzen der Steppen immer widerstandsfähigere Gebis-

se. Die Elefanten verbesserten die Stabilität ihrer über Jahrzehnte nachwachsenden großen Backenzähne durch Verdichtung deren härterer Lamellen in der Kaufläche" [MB, 66].

Diese Entwicklung steuert unmittelbar auf Ulla Schmidt zu: Denn es

„blieb bei der unerbittlichen Regel: Das Leben eines Tieres dauert auch im günstigsten Falle nur so lange an, wie seine Bezahnung ohne Komplikationen funktioniert und dadurch seine Ernährung gesichert ist. Bei hochwertiger Sanierung menschlicher Gebisse bliebe das nicht ohne Konsequenzen für die globale Rentendiskussion, aber wer weiß, welche Überraschungen unsere Sozialpolitiker noch für uns bereithalten..." [MB, 57].

Doch rasch zurück zum Elefant, der so zielbewusst an seinem Gebiss arbeitet und manchmal „einer warmen Waldelefantenfauna" angehört [MB, 90], manchmal aber auch einer weniger warmen Region entstammt:

„Nördlichere Tiergruppen legten sich ganz allgemein ein dichteres Haarkleid zu, so wie dies je nach wechselnden Winterbedingungen heute noch die weitverbreiteten Tiger oder Rinder tun. Es kam offensichtlich auch zu genetisch fixierten Rückkoppelungen, wenn dabei nur schwer veränderbare Gesamtkreisläufe zur Kontrolle der Körpertemperatur mitbetroffen waren" [MB, 66].

Tiger sind also so weitverbreitet wie Rinder? Das werden die letzten ihrer Art mit Interesse lesen, auch wenn anderes gemeint sein dürfte. Auf jeden Fall setzt der Norden auf Fell und rätselhafte Rückkopplungen, um schwer veränderbare Gesamtkreisläufe doch zu verändern – das Wunder des Lebens. Je weiter die Evolution voranschreitet, desto entschlossener entfernt sie sich von 'Ladenhütern' wie Selektion und blinder Mutation:

„In den offeneren und klimatisch weniger stabilen Regionen nahm die Artenvielfalt der Tiere ständig zu. Dies gilt vor allem für Säuger und Vögel mit ihren hohen, verblüffend aktiv gesteuerten physiologischen und zugehörigen morphologischen Veränderungspotenzialen. Den dabei ablaufenden, unterschiedlich komplexen Vorgängen wird der noch immer viel zu summarische, eher reaktive Begriff «Anpassung» nicht gerecht. Es geht nicht um erzwungene und erduldete Änderungen, sondern weit öfter um aktive Nutzung sich bietender Chancen in sich neu bildenden, verfügbaren Lebensräumen" [MB, 69].

Jetzt treten die Vorläufer von *Homo* auf, und die Entwicklung überstürzt sich. Aus der Olduvay-Schlucht wird gemeldet [MB, 70]:

„Sie enthält als früheste faßbare kulturelle Tradition zweifelsfrei erkennbare Restkerne, von denen planmäßig Steinabschläge zur Nutzung als Werkzeuge abgetrennt wurden – eine Technik, die über Jahrhunderttausende mit langsamen Verbesserungen weltweit fortentwickelt wurde."

Ist nun tatsächlich weltweit die Zeit der „aktiven Experimente" gekommen? Doch diese altsteinzeitliche Zeit dehnt sich enorm trotz aller Vielfalt menschlicher Erfahrungen [MB, 71]. Die

> „Vielfalt gewonnener menschlicher Erfahrungen nahm parallel zur Vielfalt der erschlossenen Landschaften ständig zu. Die scheinbar zunächst wenig variablen Steingerätschaften, die im Westen der Alten Welt zur ergänzenden Erfindung des universal einsetzbaren und eingesetzten Faustkeils führten, reichten für eine Spanne von mehr als 1,5 Mio. Jahren als höchst wirksame Grundausstattung von Werkzeugen dafür aus".

Will es denn gar nicht vorangehen, jetzt, wo das menschliche Gehirn beteiligt ist? Wir begegnen mittlerweile dem *homo sapiens sapiens*.

> „Verblüffend für den hier schreibenden Paläohistoriker bleibt dabei nach wie vor, daß die bei ihnen gefundene [sic] *mittelpaläolithische* Geräte nicht von jenen zu unterscheiden sind, die sich auch mit denen dort noch zeitgleichen Menschen fanden, die wie Neandertaler aussahen" [MB, 98].

Und in der Zeit der „ersten *jungpaläolithischen* «Technokomplexen»" [MB, 104] will es erst recht nicht weitergehen. Das „durchaus variable Aurignacian" [sic] besaß „eine neue, verbesserte Produktion ausgerichteter Abschläge":

> „Wenn auch ähnliche Grundform-Produktionen schon mit *mittelpaläolithischen* Schlagtechniken angestrebt worden waren, wurde durch den höheren Vorbereitungsaufwand ein ganz neues handwerkliches Niveau dauerhaft erreicht" [MB, 104].

Trotz gesteigerter Schlagtechnik überwindet der Mensch sein mittelpaläolithisches Niveau erst ganz am Ende des Spätpaläolithikums:

> „Im in ganz Eurasien ab 28000 Jahren vor heute folgenden *Gravettian*, in dem die neue Steinklingen-Produktion ausreifte und schließlich überall in Eurasien auch die spätesten kulturellen Relikte mittelpaläolithischer Steinschlägertechniken ablösten" [MB, 107],

stehen wir immerhin schon dicht vor dem frühen Neolithikum, vor dem *Holozän*, vor dem *Present* [MB, 112 f.]:

> „Dabei handelt es sich freilich um eine Gegenwart, die sich einerseits schon über 12000 Jahre, also immerhin das Sechsfache der Zeit nach Christi Geburt bis heute, erstreckt und sich andererseits Tag um Tag in eine nach menschlichem Empfinden unbegrenzte Zukunft ausweitet".

So spricht der Philosoph, der sich genauso kompetent auch als Geschichtsphilosoph äußert:

> „Konkret datierte Beschreibungen der damaligen Klimaschwankungen sind noch nicht möglich. Doch das ist das alte Problem aller Geschichtswissenschaften, die nur so weit genaue Ergebnisse bringen, wie es ihre verfügbaren Quellen und deren kritische Aufarbeitung gestatten. Je weni-

ger Zeit vergangen und je größer die Zahl der verwertbaren Quellen ist, um so geringer wird meist diese Schwierigkeit" [MB, 48].

Wie wahr, wie wahr, möchte man dem Weisen zustimmen. Aber wollten wir nicht etwas über Eiszeiten und ihre Ursachen erfahren? MÜLLER-BECK kennt den Dreh- und Angelpunkt. Es geht weniger um Plattendrift, Meeresströmungsverschiebung, Gebirgsbildung und Vulkaneruptionen.

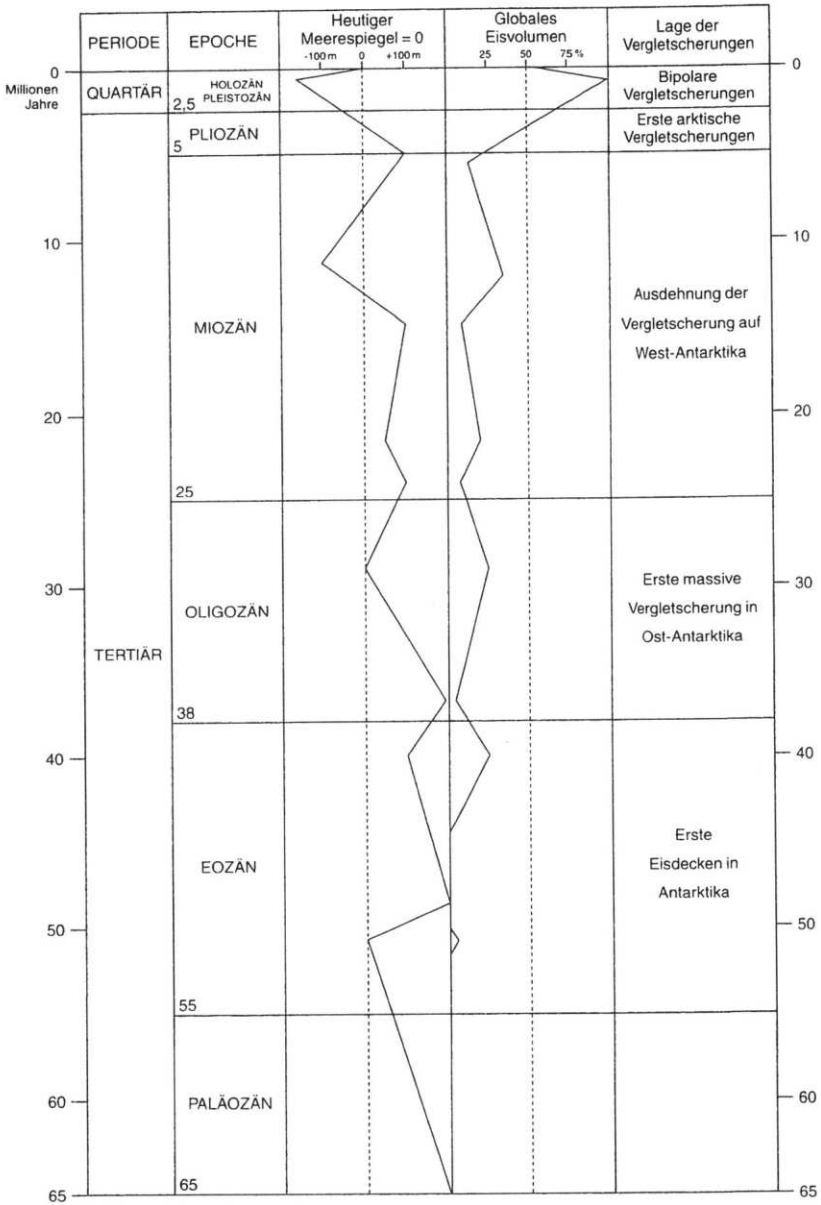
„Entscheidender war offenbar, daß große, aber relativ isolierte Kontinentalflächen auf und nahe dem Südpol lagen, wo sich, wie auch wieder viel später in «unserem» Eiszeitalter, immer mächtiger aufwachsende und weit ausgreifende Eisdecken unter den dort flacher einfallenden und daher der Erde weniger Energie abgebenden Sonnenstrahlen bilden konnten. Es kam zu einer allgemeinen und zunehmenden Abkühlung der Oberfläche der südlichen Kontinente unter den Gefrierpunkt und durch die folgende Bindung des Wassers in den anwachsenden Eisschilden zugleich zur Absenkung des Meeresspiegels mit allen Folgen für die Strömungsführungen und die atmosphärische Zirkulation" [MB, 21 f.].

Solches geschah im Karbon, im Perm, im Eozän, im Oligozän, im Miozän, im Pleistozän [MB, 21, 26, 28, 37 f., 40, 112]. Vor lauter interessanten Tierarten – vom Orca über den schwanzlosen Gibbon (Müller-Becks [38] „tatsächliche Krönung der Schöpfung") bis zum extrem kurzhaarigen, kugelköpfigen Bambusbär [MB, 49] – hat der Autor leider keine Zeit, uns darüber zu informieren, wer sich dieses Modell wann ausgedacht hat, nennt er doch für die Zeit nach 1909 keine Forschernamen.

Dafür müssen wir ein viel weniger ambitioniertes, dafür nützliches Büchlein zur Hand nehmen, obwohl es schon 34 Jahre alt ist. Bei Erich THENIUS [56] erfahren wir sofort, dass A.T. WILSON 1964 seine surging-Hypothese entwickelt und J.T. HOLLIN sie ausbaut, worauf R.W. FAIRBRIDGE 1967 die Polar-Koinzidenz-Theorie vorstellt, der zufolge mächtige Eiskappen nur auf Landmassen im Polarbereich entstehen können [ebd., 54].

MÜLLER-BECK [55, 56] erwähnt beiläufig auch eine veränderte Neigung der Erdachse, was für Eiszeiten wichtig sein sollte. Aber dieser Effekt taucht nicht einmal im Register auf, als gäbe es die bahnbrechenden, doch 80 Jahre alten Arbeiten von M. MILANKOVITCH und die scharfe Kritik an ihnen nicht. Das soll aber nicht heißen, dass MÜLLER-BECK die moderne Forschung nicht kenne. Im Gegenteil:

„Dies gilt aber neuerdings auch noch für einen sehr massiven Eiszuwachs vor knapp 600 000 Jahren, der mit der Tiefsee-Isotopenstufe (OIS = Oxygenium Isotope Stage) 16 korreliert und auch noch dem Komplex der Cromer-Floren und -Faunen zugeordnet wird" [MB, 79].



Klimatische Gliederung des Tertiär. Zu beachten ist die enorme Steigerung des Eisvolumens im Quartär [Müller-Beck, 34]

Nichts ist ihm fremd. Wenn wir bedenken, dass er auch noch Hitlers Armeen nach Russland folgt [MB, 120], Seuchenopfer von Pest und Syphilis registriert [MB, 121], die Besiedlung des Mars im Visier hat [MB, 121], Karosseriedesign mit Steinzeitkunst vergleichen kann [MB, 105] und gegen Umweltverschmutzung und Krebsgefahr angeht [MB, 122] – so stehen wir beschämt vor einem Autor, der alles von *Naturgeschichte und Menschheitsgeschichte* weiß und obendrein in Sibirien Ausgrabungen leitet. Was kann er dafür, dass er den Neodarwinisten weit voraus ist und dass sein Lektor ihn nicht ans Thema erinnert, nichts Nebensächliches streicht und Deutsch nicht beherrscht?

Vor 150 Jahren ist DARWINS These erstmals öffentlich vorgetragen worden (s. S. 474). Seitdem ringen die Biologen mit der Sprache. Denn das Zweckhafte, das Teleologische scheint ihr nahezu zwingend innezuwohnen. KANT hat in seiner *Kritik der Urteilskraft* bereits darauf hingewiesen, dass die teleologische Beschreibung von Organismen lediglich ein Hilfsmittel der Vernunft sei, dem keine objektive Wahrheit zukomme [vgl. auch Diebitz]. Daran scheitern die Naturwissenschaftler. MÜLLER-BECK ist nur ein Fall von vielen, in denen ein Autor Sätze wie aus der Feder von LAMARCK schreibt ('Die langen Hälse vom Kopfhochstrecken werden vererbt'). Vielleicht gehört er ja der Fraktion von Hermann MÜLLER-KARPE an [vgl. Illig, 227-231]. Aber müsste nicht wenigstens der deutsche Frontkämpfer für Neodarwinismus, Ulrich KUTSCHERA, präzise Sprache bieten? Kann er leider nicht, sieht er doch sogar gezieltes Auto-Design als gutes Beispiel für geistfrei-gesteuerte Evolution [ebd., 225 ff.].

KUTSCHERA sucht seine Gegner in Schwarz-Weiß-Manier: Wer nicht für die Synthetische Theorie ist, der ist Kreationist. Mittlerweile spricht er pointiert von Verbalwissenschaften und den eigentlichen Wissenschaften, den Realwissenschaften (früher Naturw.). Da er keine Ahnung vom Christentum hat [vgl. Illig, 215 f.], weiß er nicht, dass er dieselbe Position einnimmt wie Papst BENEDIKT XVI., wenn dieser die evangelische Kirche nicht als Kirche anerkennt (es fehle ihr die apostolische Gründung). Die Geisteswissenschaften nur noch „Humanities" – wer so viel Wind produziert, wird viele Widerworte kennenlernen und nicht zuletzt dem Kreationismus aufhelfen.

Zum Glück gibt es nicht nur Betonköpfe à la KUTSCHERA, sondern auch medizinische Professoren wie Nicholas CHRISTAKIS von der *Cambridge University,* Massachusetts. Der denkt vielleicht an Forscher wie KUTSCHERA, wenn er sagt: „Genetik ist wie eine Religion: Sie behauptet, alles erklären zu können" [Blech, 138]. Sein SPIEGEL-Gespräch vom Juli 2008 weist vielleicht den Ausweg aus der verfahrenen Situation:

> „Wenn man die Umgebung ändert, wirkt das sogar auf die Gene zurück. Früher dachten wir, selbst viele Generationen seien zu kurz, um die Gene zu ändern, wir seien mit den Vorfahren von vor 100000 Jahren genetisch

identisch. Aber jetzt glaube ich das nicht mehr. Das beste Beispiel ist die Fähigkeit, Milchzucker auch im Erwachsenenalter zu verwerten: Als Menschen anfingen, Kühe zu halten, hatten sie Milch zur Verfügung, dadurch erhielten jene Menschen einen Überlebensvorteil, die Milchzucker vertragen konnten. Und tatsächlich sehen wir, dass es in den vergangenen drei- bis neuntausend Jahren verschiedene Male entsprechende Mutationen gab: Die zufällig erworbene Fähigkeit zur Milchzuckerverwertung hat sich ausgebreitet, weil sich die Kultur verändert hat.

Spiegel: Aber passen sich biologische Arten nicht ständig neu an die Umwelt an?

Christakis: Natürlich, aber bisher dachten wir, das spiele sich in Zeiträumen von vielen zehntausend Jahren ab. ***Offenbar läuft die Evolution viel schneller ab, selbst für gravierende Veränderungen im Erbgut reichen einige hundert Jahre*** [...]

Dass die Kultur unsere Gene verändert, ist zunächst einmal eine Beobachtung – allerdings eine, die beunruhigende Risiken in sich birgt. Soziale Umstände könnten zu genetisch begünstigten Menschengruppen führen. Sagen wir, das Leben in Städten wäre intellektuell besonders anspruchsvoll und würde Städter intelligenter machen. Wenn das stimmt, dann könnten innerhalb einiger Generationen Menschen entstehen, welche diesen Vorteil des Stadtlebens in ihren Genen tragen. Diese Überlegenheit gegenüber den Landbewohnern wäre eine sehr überraschende und besorgniserregende Entwicklung." [Hvhg. HI]

Wenn die Umgebung die Mutationsrate steigern, wenn sie sogar bestimmte Mutationen hervorrufen könnte, dann bekäme die Evolution den bislang fehlenden Steuerungsmechanismus.

Literatur

Blech, Jörg (2008): „Kultur verändert die Gene." Der US-Mediziner Nicholas Christakis über die überschätzte Macht des Erbguts, die Wirkung sozialer Ansteckung und die erstaunliche Geschwindigkeit der menschlichen Evolution; in *Der Spiegel* (29) 138 ff.

Diebitz, Stefan (2007): Die Bibel des *Intelligent Design* ist jetzt auf Deutsch erschienen; in *Zeitensprünge* 19 (3) 787-797

Illig, Heribert (2006): Gerät der Evolutionismus ins Abseits? Ulrich Kutschera – Hermann Müller-Karpe; in *Zeitensprünge* 18 (1) 213-238

Kissler, Alexander (2008): Philosophie für ein Butterbrot. Ein Biologe will provozieren: Ist Geisteswissenschaft überhaupt real? in *SZ*, 7.7.08

Kutschera Ulrich (2004): *Streitpunkt Evolution. Darwinismus und Intelligentes Design;* Münster

- (2008): Antwort auf Essay: Lobenswerte Bemühungen; in *Laborjournal* (6) 32 f.

Thenius, Erich (1974): *Eiszeiten - einst und jetzt, Ursachen und Wirkungen:* Stuttgart.

„Adernsterne" – nüchterne Radiästhesie ?

Eine Rezension von Heribert Illig

Pirchl, Gerhard (2004): ***Geheimnis Adersterne.*** *Unterirdische Kraft- und Orientierungslinien aus prähistorischer Zeit;* Wien · Bozen. 116 +26 S., zahlreiche Farbabb.

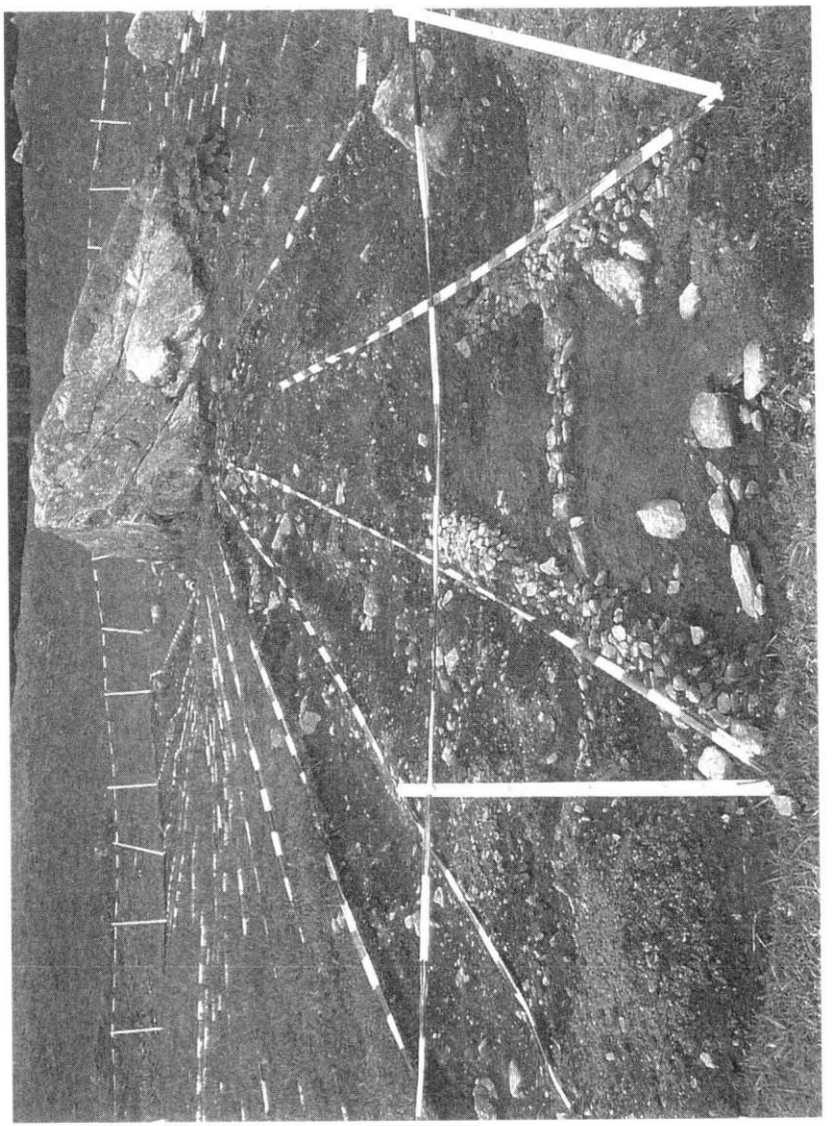
Martin Kerner hat als Vermessungstechniker in seinen Aufsätzen mehrmals auf das genannte Buch von Gerhard Pirchl hingewiesen. Da empfiehlt es sich, diesem Hinweis nachzugehen.

Pirchl (* 1942) war Maschinenbautechniker und Entwickler für die Autoindustrie, bevor er sich nach schwerer Krankheit der Erforschung vorzeitlicher Steinmonumente zuwandte. Er wurde gleich 'ums Eck' im ***Rätikon*** fündig. Dort finden sich mehrere Tausend Steinsetzungen, die ihn auch radiästhetisch ansprachen. Er spürt nach seiner Aussage Wünschelrutensignale in seinen Beinen, benutzt aber auch übliche Pendel und Szintillationszähler, sprich Geigerzähler. Der Rezensent muss ohne derartiges Gespür auskommen und kann das zunächst nur wiedergeben.

Dem Radiästheten fiel nun auf, dass von manchem Megalith 6 bis 56 'Strahlen' in allen Richtungen ausgehen [P. 21]. Soweit bliebe das eine Sache der Rutengeher. Doch dann führte ihn ein 'Strahl' bis zu einer umgestürzten Tanne. Unter ihrem Wurzelgeflecht fand Pirchl zwischen den 'ortsüblichen' Kalksteinen eine lineare Reihe ockerfarbener Steine [P. 21 f.]. Die spätere Untersuchung ergab, dass es sich um Gneis handelt, der in den dortigen Kalkalpen nicht vorkommt – von ihm Rätia-Stein benannt. Demnach musste diese „Ader" künstlich in heute 15 cm Tiefe gelegt worden sein. Es zeigte sich für ihn, dass eine „Ader" von 30 m Länge und 15 bis 20 cm Breite, aus 3 bis 6 cm großen Steinen gelegt, bis zu 12 km lange Kraftfelder erzeugt [P. 24]. Größere „Adernsterne" können auch 20 km weit strahlen [P. 71].

Auf dem Bürserberg bekam er offiziell die Gelegenheit für eine Grabung an dem von ihm so benannten Stein „Raetia III" [P. 74]. Er legte neben einem Zentrum mit kreisförmig gelegten Steinen zwei 'Fächer' von insgesamt neun „Adern" frei, wobei auch noch zwei weitere „Adern" kreuzen. Dies erscheint mir eine wesentliche Schnittstelle zwischen Rutengehen und objektivem Nachweis: Mir sind nur wenige Fälle bekannt, in denen mit dem Spaten den Ursachen von Rutenausschlägen nachgegangen und bei denen auch nachprüfbare Ergebnisse zu Tage gefördert worden wären.

Pirchl hat seitdem immer mehr Steinsetzungen im Rätikon und andernorts in der Schweiz aufgespürt und wohl den größten Mittelstein eines „Adern-



Grabung am Stein Raetia III: freigelegte radiale Steinadern und kreuzende Ader [Pirchl 77]

sterns" im Aargau, zwischen Lenzburg und Wohlen gefunden: den Erdmannlistein, bei dem drei gewaltige Granitfindlinge 6 m hoch aufgetürmt sind, bei einer Basislänge von allemal 9 m [P. 83; weitere Abb. s. bei google Bilder].

Danach hat sich Pirchl anderen Regionen zugewendet. Er sah in ***Carnac*** nicht nur die zehn Steinreihen, sondern spürte auch entsprechende Kraftlinien.

> „Dort wo wir – das sind der äußerst skeptische und kritische Peter Schmid aus Aarau – eine Ader festgestellt hatten, gruben wir ein kleines Loch. In etwa 20 Zentimeter Tiefe hörten wir das vertraute Knirschen des Werkzeuges auf einem Stein. Ein Rätia-Stein kam zum Vorschein. Nach einem weiteren Spatenstich entdeckten wir den nächsten" [P. 36].

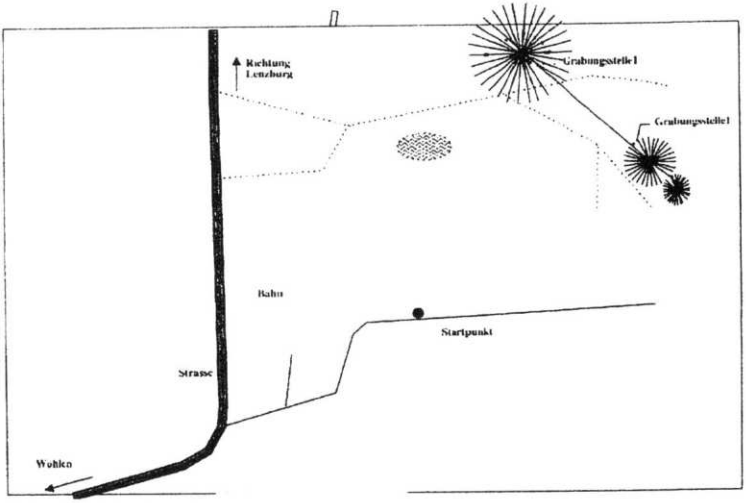
Weil die „Adern" von Carnac mit Steinen gleicher Herkunft und gleicher Größe wie die „Adern" im Rätikon gelegt sind – immerhin beträgt die Distanz zwischen bretonischer Küste und Rätikon 1.200 km – schließt Pirchl auf ein in Europa heimisches 'Megalithvolk' vor den Kelten.

Gleiche Untersuchungen nahm er in ***Stonehenge*** und in ***Avebury*** vor. Auch hier liegen „Adern" flach im Boden, allerdings mit anderem Gestein gelegt: In Stonehenge wurde ein innen weißes Kalkgestein verwendet, in Avebury Kreide-Kalk [P., Anhang 13 ff.]. Für den Rutengänger unterscheiden sie sich von anderem Gestein in erster Linie durch ihr äußerst starkes Kraftfeld [P. 86]. Der Physiker kann mit einem Geigerzähler feststellen, dass über einer Steinader die natürliche Radioaktivität deutlich geringer ist [P. 11, 94].

> „Vermutlich half das unterirdische Auslegen von Steinen mit gerichtetem Kraftfeld den Menschen bei ihrer Orientierung in der Landschaft. Trug deshalb auch Ötzi eine an einer Sehne hängende kleine Steinscheibe mit Loch bei sich, die ihm als Pendel diente? Immer wieder fand man bei Ausgrabungen diese etwa 20 Gramm schweren Steinscheiben mit einem Loch in der Mitte" [P. 62].

Wir brauchen eine Erklärung dafür, dass der vorzeitliche Mensch sich so souverän in weiten Räumen bewegt hat, ohne dass dort viele Menschen gelebt hätten, und zielsicher Erzlagerstätten zwischen Cornwall und Afghanistan aufgespürt hat. Korth [2005a; 2005b] hat dafür Sonnwendlinien vorgeschlagen, die über große Distanzen in der Landschaft mit Steinen, Kultplätzen oder Kirchen festgehalten wurden. Ungelöst blieb ihre Vermessung im Gelände, denn wenn man an einer Linie nur zur Sonnenwende die nächste Strecke ausmessen bzw. auf Richtung prüfen kann, wird sie keine weiten Strecken überwinden (für Korth immerhin fast 4.000 km von Toledo bis Archangelsk am Weißen Meer [Korth 2005a, 181 f.]).

Nach Pirchl hätten „Adernsterne" der Orientierung gedient, gewissermaßen als vorzeitliches GPS [P. 62]. Nicht zufällig stünden deshalb viele Kirchen



Erdmannlistein im Wohlener Wald (Aargau): Übersichtsplan und Foto des 6 m aufragenden Dreiersteins aus Findlingen [Pirchl, Anhang S. 9; Gnaedinger]

auf derartig ausgelegten „Adernsternen" [P. 39-59]. Es geht also nicht zuletzt wieder um Kultplatzkontinuität.

Der Rezensent bricht hier ab, weil er als Nicht-Radiästhet schlicht nicht in der Lage ist, den weiteren Konsequenzen von Pirchl prüfend zu folgen: Es geht um Auswirkungen solcher Kraftfelder auf die menschliche Gesundheit, um Bauphysik, Straßenbau, Autoverkehr und Wohnbereiche. Hier mündet diese Forschung in das hinlänglich bekannte, für 'Normalmenschen' undurchdringliche Dickicht von Außenseitermeinungen.

Dementsprechend giftig reagiert die Zunft der Wissenschaftler, allen voran ein GWUP-Skeptiker. Der Ao. Univ.-Prof. – in Deutschland entspricht das einem habilitierten Universitätsassistenten – Dr. Dr. Ulrich Berger [2007] hat als Wirtschaftswissenschaftler der Wirtschaftsuniversität Wien einen entsprechenden Kommentar geschrieben, allerdings nichts gegen die vorgeschichtlichen „Adernsterne".

Literatur

Berger, Ulrich (2007): Alternativwissenschaft in Österreich. Teil 3; in *Skeptiker* 20 (3-4) 151-154 im Internet unter www.gwup.org/skeptiker/archiv/2007/3_4/media/alternativwissenschaftenoesterreich.pdf

Gnaedinger, Franz = http://www.seshat.ch/home/erdmann.htm

Kerner, Martin (2007): Die monolithische Kreisplatte vom Kloster Gauenstein bei Schruns im Montafon; in *Zeitensprünge* 19 (3) 558-565

- (2008): Das lunare Kalender-Observatorium in Wangs; in *ZS* 20 (1) 17- 31

Korth, Hans Erdmann (2005a): Europa-Geraden I. Auf den Spuren der Sonnwendlinien des Montblanc; in *Zeitensprünge* 17 (1) 172-202

- (2005b): Europa-Geraden II. Vom Ortasee zu Ambrosius und zu Friedrich II.; in *Zeitensprünge* 17 (3) 635-660

Pirchl, Gerhard (2004): *Geheimnis Adernsterne. Unterirdische Kraft- und Orientierungslinien aus prähistorischer Zeit;* Wien · Bozen

† ***Todesnachricht nach Redaktionsschluss*** †

Martin Kerner
30. Mai 1926 – 17. Juli 2008,

den Lesern der *Zeitensprünge* und seiner beiden Bücher im *Mantis Verlag* wohlvertraut. Als Spezialist für physikalische Optik leitete er 20 Jahre lang am *Eidgenössischen Amt für Messwesen*, Bern, die Sektionen Längenmessung und Thermometrie. Der Ethnologie-Kenner (malaiische Krisse) warf sich nach schwerster Herzoperation und daraus folgender Erblindung auf die frühgeschichtliche Astronomie, die für unseren Kreis von hohem Interesse ist.

Dies und Jenes

Trouvaillen bis zurück zur Erdbildung

Korrektur

Im letzten Heft steht auf S. 237 ein Fehler, der das Wirken der katholischen Kirche in ein ungleich besseres Licht gehoben hat. Giordano **Bruno** ist nicht 1500 verbrannt worden, sondern am **17. 2. 1600**, zu Lebzeiten von Galilei! (400 Jahre später erklärte der päpstliche Kulturrat und eine theologische Kommission die Hinrichtung für Unrecht [wikipedia].)

Johannes Glötzner, Gräfelfing, stieß sofort auf den Fehler, als er das Heft ausgehändigt bekam. Als zweite reagierte Dr. Anke Rautzenberg, Berlin. Der Autor darf sich für die Aufmerksamkeit bedanken.

*

Was ist Wahrheit?

> **„Nichts in Schillers Sarg ist von Schiller**
> **Weimar** - Im Sarg von Friedrich Schiller liegen nach wissenschaftlichen Untersuchungen weder der Schädel noch die Gebeine des Dichters. Die DNS des Totenschädels aus dem Sarkophag in der Weimarer Fürstengruft stimme nicht mit der von engsten Verwandten Schillers überein, erklärte der Mitteldeutsche Rundfunk, der zusammen mit der Klassik Stiftung Weimar die Untersuchung in Auftrag gegeben hatte. Auch ein zweiter Schädel aus der Gruft und das Skelett im Sarkophag stammten demnach nicht von dem Dichter." *(AFP)* [*SZ* vom 5.5.08]

Wer glaubt, nun Bescheid zu wissen, sieht sich jedoch getäuscht. Denn in der derselben *SZ*-Ausgabe führt Burkhard Müller noch Folgendes aus:

> „Während die beiden Konkurrenz-Schädel bei der nun abgeschlossenen Klärungsaktion zweifelsfrei ihren vormaligen Trägern zugewiesen werden konnten, bleiben Identität und Herkunft des sozusagen echten falschen Schädels weiterhin ein Rätsel. Er passt so gespenstisch genau zu den Abmessungen der Totenmaske, dass man nicht recht begreift, wie dies bei einem zweiten Schädel innerhalb des doch sehr begrenzten Fundus des Kassengewölbes [des Weimarer Jakobsfriedhofs] der Fall sein konnte. Hat hier ein Reliquienräuber des 19. Jahrhunderts mit einem ungewöhnlichen Maß von krimineller Energie für täuschenden Ersatz gesorgt? Es klingt unglaublich und scheint dennoch die einzig mögliche Erklärung."

Es klingt unglaublich, aber auch das nachfolgende Postulat wäre eine Erklärung: Die hier eingesetzte Prüfung der nur in der mütterlichen Linie vererb-

ten Mitochondrien-DNA liefert keinen absoluten Beweis! Doch die Antwort darauf hat der Innsbrucker Walther Parson als zuständiger DNA-Forscher sofort gegeben: „Wer das bezweifelt, der bezweifelt die Schwerkraft." [Herwig, 168]. Womit wir einmal mehr beim naturwissenschaftlichen Dogma gelandet wären.

Herwig, Malte (2008): Die vertauschten Köpfe; in *Der Spiegel*, Nr. 19, 5. 5., 164-170
Müller, Burkhard (2008): Großer Geist, leerer Sarg; in *SZ*, vom 5.5. 2008

*

Cäsars Landung in Britannien falsch datiert?

Nimmermüder Gelehrtenfleiß, aufgebracht von Donald W. Olson *(Texas State University)*, hat herausgefunden, dass die erste Invasion der Insel nicht am 26./27. August des Jahres -55 stattgefunden haben kann. Mond und Gezeiten verlangten den 22./23. August, damit die Armada ans richtige Ziel kommt [SZ]. Sofern den Überlegungen eine Bedeutung zukommt, ließe sich natürlich auch daran zweifeln, ob die Rückrechnung ohne Berücksichtigung einer Phantomzeit zum richtigen Jahr und zur richtigen Mondposition führt.

SZ = Das Streiflicht; in *SZ*, 4. 7. 08

*

Endlich: Die Rückkehr des Odysseus nach Ithaka ist datiert:

Es war der 16. 4. -1178. Der Physiker Marcelo Magnasco und der Astronom Constantino Baikouzis haben es herausgefunden. Denn die *Odyssee* lässt sich dahingehend interpretieren, dass bei der Heimkehr eine Sonnenfinsternis stattgefunden hat. Welche genau es war, weiß zwar niemand, aber man weiß ja ungefähr, wann der listenreiche Odysseus heimgekommen ist, so er gelebt hat. Dann braucht man nur noch die Positionen von Venus und Merkur ermitteln und die Sternbilder Bootes und Plejaden berücksichtigen – und schon steht ein neuer Zirkelschluss.

Paul, Günter (2008): Märchendatum der Odyssee; in *FAZ*, 25. 6.

*

Die *Synchronization of Civilizations in the Eastern Mediterranean in the 2nd Millennium BC (SCIEM 2000)*, ein Elite-Projekt mit Koordination an der Uni Wien, hat ein neues Thema: **Bims**, dem sich eine Forschungsgruppe um Prof. Max Bichler widmet. Laut Georg Steinhauser, Chemiker der Abteilung Strahlenphysikalische Analytik und Radiochemie des Atominstitutes, lassen sich mit Hilfe von Neutronenbeschuss Fingerabdrücke vom Bims vieler Vulkane gewinnen, deren jeweils bis zu 25 Elemente eine genaue Herkunftsbestimmung erlauben. Es geht um Ägyptens Geschichte.

„Gesichert zurückschauen kann man bis 500 v. Chr., die 1000 Jahre davor wurden aus den überlieferten Regierungsjahren der Pharaonen zusammengestückelt, um ein Referenzdatum herum, das des katastrophalen Ausbruchs von Thera. Aber dessen Zeitpunkt ist umstritten: Ägyptologen setzen ihn auf 1500, 1530 v. Chr. fest, naturwissenschaftliche Datierungen – etwa eines Ölbaumasts, der beim Ausbruch verschüttet wurde – kommen auf 1600, 1650, hundert Jahre Differenz, kein Pappenstiel. Steinhauser kann es bald entscheiden, er sitz über Bims aus der Zeit, in der die Hyxos [sic] Ägypten besetzt hatten, 1650 bis 1550 v. Chr. Falls die Daten der Ägyptologen stimmen, darf dieser Bims nicht von Thera stammen, der Vulkan war ja in dieser Lesart noch nicht explodiert: »Ist Bims aus Thera dabei, sieht es nicht gut aus für die Ägyptologen.« [Langenbach]

Erstaunlich diese krass einseitige Sicht von 200 Jahren ägyptologischer Chronologiebemühungen. Als ob diese immer auf den Thera-Ausbruch gerichtet gewesen wäre – der ohnehin erst 1939 geschlussfolgert worden ist.

Langenbach, Jürgen (2008): Ägyptens Historie hängt an *Bims*. Strahlenphysik. Mitarbeiter des Atominstituts der TU Wien haben „chemische Fingerabdrücke" von Vulkangestein erarbeitet und helfen Frühgeschichte klären; in *Die Presse*, Wien, 4. 7.

Ein Fund von Peter Mikolasch, Wien

*

Erstaunlich, über welch JUNGES ERDALTER anno 1902, vor 106 Jahren, trotz Kant und Lyell noch gestritten worden ist:

„**Das Alter der Erde.** Das Alter der Erde ist durch Professor Jolly auf einem neuen Wege berechnet worden. Dieser Gelehrte will namentlich feststellen, wie lange Zeit verstrichen sein muß, um den Weltmeeren, die ursprünglich aus süßem Wasser bestanden haben müssen, ihren gegenwärtigen Salzgehalt zu verleihen. Wenn der Betrag des Seewassers an gewöhnlichem Kochsalz nach der Untersuchung des größten Sachverständigen, John Murray, angesetzt wird, so ergiebt sich nach der Berechnung von Prof. Jolly das Alter der Erde zu **80 bis 90 Millionen Jahren**. Schon aber hat sich ein anderer Fachmann über die Frage hergemacht, nämlich Dr. Dubois, in einer Mittheilung an die Akademie der Wissenschaften in Amsterdam. Er ist zu der Meinung gelangt, daß die Schätzung Murray's bezüglich des von den Flüssen ins Meer geschafften Salzes zu gering und daß demgemäß das Alter der Erde mit jener Ziffer zu hoch veranschlagt sei. Dubois bewilligt unserem Planeten nur eine Vergangenheit von **24** Millionen Jahren. Diese Vermuthung stimmt auffallend gut mit einer anderen Berechnung überein, die der Geologe Prof. Sollas ausgeführt hat, indem er die zum Absatz der geologischen Schichten aus dem Wasser

nothwendige Zeit seit Beginn der Unterscheidung von Meer und Land abzuschätzen versuchte; er gelangte zu der Zahl von **26** Millionen Jahren. Vielleicht läßt sich zwischen diesen Meinungen eine Brücke schlagen, indem ja die Erde als selbständiger Weltkörper doch noch ein größeres Alter besitzen muß, als seit der Scheidung von Meer und Festland. Prof. George Darwin, der zweite Sohn von Charles Darwin, glaubte nicht mit weniger als **56** Millionen Jahren für die Zeit auszukommen, die seit der Ablösung des Mondes von der Erde verstrichen ist, und auch vor diesem Ereignis muß die Erde immerhin schon als ein um seine Achse sich drehender Körper bestanden haben, der nur noch den Mond abschleuderte, ehe er sein[e] eigentliche bis zum heutigen Tag erhalten gebliebene Selbständigkeit erlangte." [Hvhg. HI]

Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Professor Dr. Friedrich Umlauft; 24. Jahrgang, Wien · Pest · Leipzig, 1902, 577 f. unter „Verschiedenes"

Neue Bücher von 'unseren' Autoren:

Knut **Bannier:** ***Haben wir einen freien Willen?*** Edition BoD, herausgegeben von Vito von Eichborn. ISBN 978-3-8334-8676-0, PB, 184 S. € 10,90.
Bannier unternimmt einen unterhaltsamen, leichtfüßigen Streifzug durch die Philosophie, von den alten Mythen über die Zahlenmagie des Pythagoras bis hin zum Weltbild des 20. Jahrhunderts und seinen fehlenden Werten.

Heribert **Illig:** ***Die Chiemseeklöster – alt oder uralt? Vom unstillbaren Drang, Frühmittelalterliches vorzuweisen*** **(Arbeitstitel);** ca. 120 S., zahlreiche Abb., ca. 13,50 €, ab Ende September beim Mantis Verlag

Demnächst wieder verfügbar: Heribert **Klabes:** ***Corvey - Eine karolingische Klostergründung an der Weser auf den Mauern einer römischen Civitas.***
Die 2. Ausgabe des Klabes-Buches ist um ein Nachlassfragment, Vorwort und Nachwort zur Neuausgabe, ein komplettes Abbildungsverzeichnis sowie ein Stichwortverzeichnis erweitert. Außerdem wurden die Endnoten in Fußnoten umgearbeitet und genauso wie das Literaturverzeichnis überprüft und korrigiert. 255 Seiten, 153 Abb., Paperback, € 24,95, Verlag Andreas Otte

Walter **Klier:** ***Leutnant Pepi zieht in den Krieg. Das Tagebuch des Josef Prochaska;*** Limbus Verlag, 561 S. und ein Bildteil aus zeitgenössischen Ansichtskarten, geb., 28,90 €. Aus dem Feldtagebuch und Briefen seines Großvaters, aus Zeitungsmeldungen und Generalstabsberichten hat Klier quasi ein österreichisches Echolot des Ersten Weltkriegs zusammengestellt.

Mantis Verlag (Preise für Abonnenten inklusive Inlandsporto)

Franz, Dietmar (2008): Rätsel um Potsdams Ersterwähnung. Urkundenfälschungen auf Otto III., 135 S., 11 Abb., Pb., 12,90 €, für Abo. 11,50 €

Heinsohn, Gunnar ([2]2007): Die Sumerer gab es nicht. Von den Phantom-Imperien der Lehrbücher zur wirklichen Epochenabfolge in Südmesopotamien. 311 S., Pb.; 19,90 €, für ZS-Abonnenten (= für Abo.) 18,50 €

Kerner, Martin (2007): Vom Steinbeil zum Pantheon. Kulturgeschichte der Kalendarik. 197 S., ca. 55 Abb., gebunden; 18,90 €, für Abo. 17,50 €

Kerner, Martin (2006): Bronzezeitliche Astronomie. Die Bronzescheibe von Nebra. 368 S., ca. 85 Abb., gebunden: 24,90 €, für Abo. 22,- €

Heinsohn, Gunnar ([5]2006): Wie alt ist das Menschengeschlecht? Stratigraphische Grundlegung der Paläoanthropologie und der Vorzeit 158 S., 42 Abb., Pb., 13,90 €, für Abo. 12,- €

Illig, Heribert ([2]2005): Die veraltete Vorzeit. Eine neue Chronologie der Prähistorie. 240 S., zahlreiche Abb., Pb.; 17,90 €, für Abo. 15,- €

Thiel, Werner (2005): Schwert aus Pergament, Roman, 200 S., Pb., 7,90 €

Heidrich, Specht K. (2004): Mykenische Geschichten. *Von Phoroneus bis Odysseus, von Atlantis bis Troia.* 416 S., 24,50 €, für Abo. 21,50 €

Heinsohn, Gunnar · Illig, Heribert ([5]2003): Wann lebten die Pharaonen? 503 S., 192 Abb., Pb., 27,61 €, für Abo. 24,- €

Illig, Heribert · Löhner, Franz ([6]2003): Der Bau der Cheopspyramide nach der Rampenzeit. 270 S., 127 Abb., Pb., 18,41 €, für Abo. 16,- €

Weissgerber, Klaus (2003): Ungarns wirkliche Frühgeschichte 325 S., 35 Abb.seiten, Pb.19,80 €, für Abo. 17,50 €

Illig, Heribert · Anwander, Gerhard (2002): Bayern in der Phantomzeit Archäologie widerlegt Urkunden des frühen Mittelalters. Zwei Bände 958 S., 346 Abb., 2 Pb.; 29,80 €, für Abo. 25,- €

Menting, Georg (2002): Die kurze Geschichte des Waldes. Plädoyer für eine Kürzung der Waldgeschichte 170 S., 34 Abb., Pb.; 14,90 €, für Abo. 13,-

Siepe, Franz (2002): Fragen der Marienverehrung. Anfänge, Frühmittelalter, Schwarze Madonnen. 240 Seiten, 16 Abb., Pb.; 17,90 €, für Abo. 15,- €

Tamerl, Alfred (1999): Hrotsvith von Gandersheim. Eine Entmystifizierung 327 S., 17 Abb., Pb., 20,40 €, für Abo. 9,90 €

Heinsohn, Gunnar ([2]1997): Wer herrschte im Industal? Die wiedergefundenen Imperien der Meder/Perser. 102 S., 43 Abb., Pb., 10,23 €, für Abo. 5,-

Illig, Heribert ([3]1996): Hat Karl der Große je gelebt? 405 S., Pb., Vorläufer des ‚Erfundenen Mittelalters', für Abo. 5,- €

Sonnenschmidt, Reinhard (1994): Mythos, Trauma und Gewalt in archaischen Gesellschaften 131 S., 25 Abb., Pb., 11,25 €, für Abo. 5,- €

Zeitensprünge Interdisziplinäres Bulletin
(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')
Jahrgang 20, Heft 2, August 2008

259 Editorial
260 Weissgerber, Klaus: Altanatolische Randregionen (I). Raoul Schrott, die Phryger und Achaier
288 Weissgerber, K.: Die Hohen Priester des Amun. Ihre wirkliche Chronologie (Aegytiaca XIII)
314 Beaufort, Jan: Arius und Ali. Über die iranischen Wurzeln des Christentums und die christlichen Wurzeln des Islam
332 Thiel, Werner: „Welterbe Limes – Roms Grenze am Main"
336 Glahn, Alexander: Bemerkungen auf V. Friedrich
341 Friedrich, Volker: Stellungnahme zu A. Glahn
345 Illig, Heribert: Chimäre Brescello. Guareschi, Don Camillo und die Langobarden
352 Anwander, Gerhard: Corvey: Odysseus und Wibald. Die Forschungen von Claussen und Faussner
375 Anwander, G.: Der Fall Corbie-Corvey oder Phantomzeitliches Blühen dank Wibald?
386 Illig, H.: Frauenchiemsee – noch älter!? Vom konsequenten Agilolfingisieren
415 Illig, H.: Münchens 850. Geburtstag
419 Funde aus dem Frühmittelalter
424 Laszlo, Renate: Dunstan, erster Abt der englischen Nation. Über das Alter der Kirche von Glastonbury
447 Beaufort, J.: de.wikipedia.org: Phantomzeit. Sind die „Sichter" selbst „Vandalen"?
451 Heinsohn, Gunnar: Chronologie der Ölmalerei. Die Wandbilder von „650" aus Bamiyan
459 Illig, H.: Amerika, China und der Rest der Welt? Gavin Menzies und Alexander v. Wuthenau, mit Anhang
474 Katastrophische Aktualitäten
478 Otte, Andreas: Das elektrische Universum. Eine Übersicht – Teil I
498 Illig, H.: Eiszeiten und ein evolutiver Hoffnungsschimmer
506 Illig, H.: „Adernsterne" – nüchterne Radiästhesie?
511 Dies und Jenes. Trouvaillen bis zurück zur Erdbildung
515 Verlagshinweise

ISSN: 0947-7233